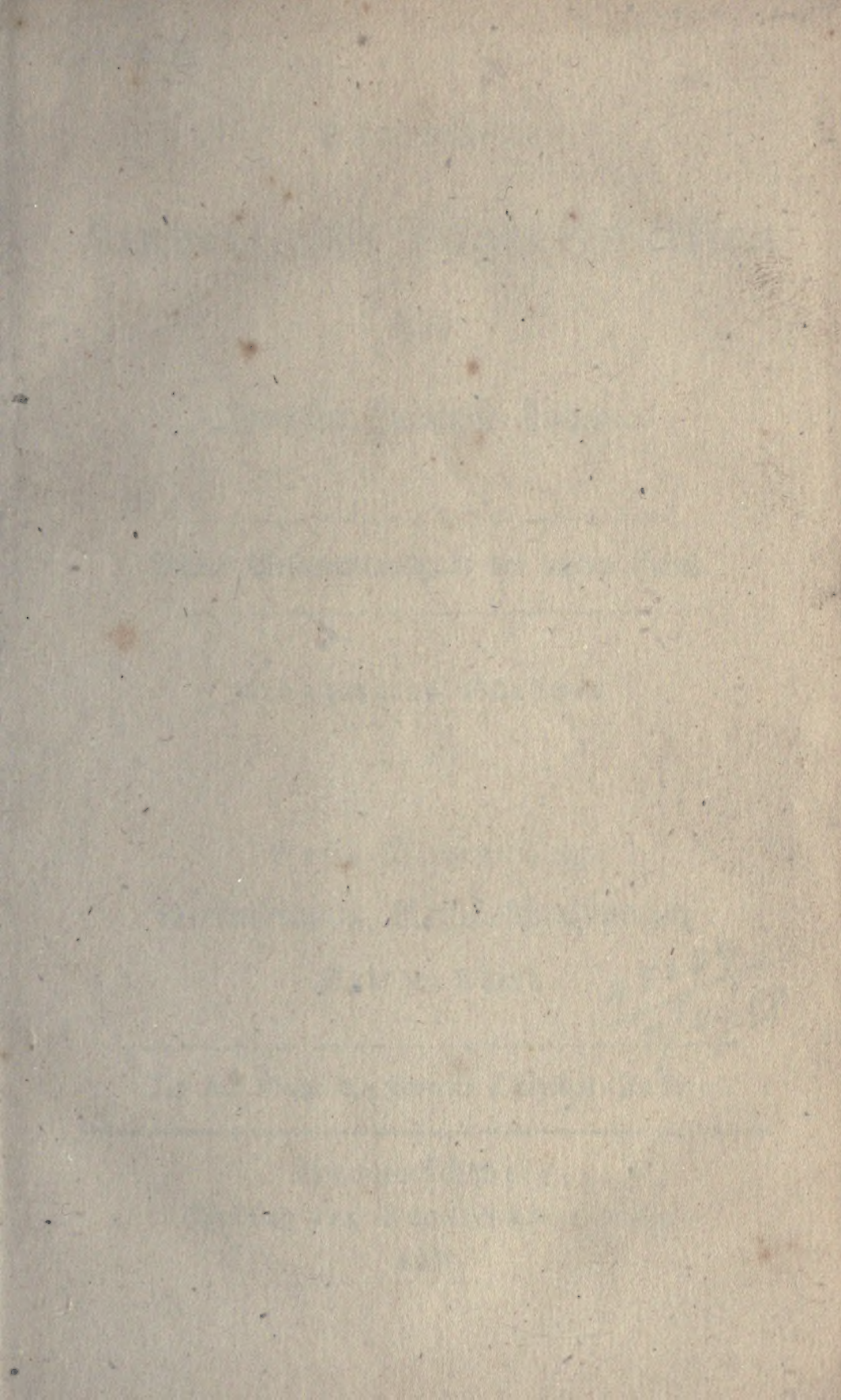


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







LG
C193

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesamtausgabe der letzten Hand.

Neunzehntes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Dritter Theil.

43329
7/11/98

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Dritter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,

Verlag der Schulbuchhandlung.

1831.

Inhalt.

- I. Kommodore Biron's Reise um die Erde.
- II. Kapitän Wallis Reise um die Erde.
- III. Kapitän Carterets Reise um die Erde.

V o r r e d e.

Ich liefere hier den dritten Theil meiner Reisebeschreibungen für die Jugend; der vierte wird zur Oftermesse erscheinen. Der fortdauernde Beifall, womit man auch diese meine kleine Bemühung für die junge Nachwelt belohnt, ist mir ein ermunternder Beweis, daß ich die Zwecke, die ich dabei vor Augen hatte, nicht ganz verfehlt haben müsse.

Ich habe hier drei Reisen zusammengenommen, welche nicht wohl von einander getrennt werden konnten, theils weil sie alle drei einen und ebendenselben Zweck hatten, theils weil einerlei Karte dabei zum Grund gelegt werden konnte. Es sollten nunmehr die Cookschen Entdeckungreisen folgen. Um indeß das Unangenehme der Einförmigkeit zu vermeiden, werde ich diese noch zurückhalten, und in

dem nächsten Theile einige sehr anziehende Landreisen liefern. Ich behalte übrigens den von Anfang an mir vorgesezten Zweck im Gesicht, meine jungen Leser nach und nach in alle Weltgegenden zu führen.

Die bekannte Quelle der gegenwärtigen drei Reisen habe ich in der Einleitung angegeben.

I

Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem

Englischen Kommodore Biron

im Jahre 1764,

und vollendet im Jahre 1766.



E i n l e i t u n g .

Bald nachdem der König von Großbritannien, Georg III., zur Regierung gekommen war, faßte er den Entschluß, Schiffe auszusenden, welche unbekannte Länder entdecken sollten. Es schien nämlich höchstwahrscheinlich zu sein, daß sowol auf dem großen Südmeere überhaupt — meine jungen Leser kennen doch diesen weiten Theil des Weltmeers, welcher Amerika von Asien trennt? — als auch besonders nach der Gegend des Südpols hin, noch manche Insel, vielleicht noch manche sehr beträchtliche Strecke Landes liege, welche den Europäern bis dahin unbekannt geblieben wäre. Diese sollten nunmehr aufgesucht werden.

Der Vorsatz konnte indeß erst im Jahre 1764, da das Königreich einer vollkommenen Ruhe genoß, zur Ausführung gebracht werden. Da ernannte Se. Majestät den Kommodore Byron*) zum Anführer bei dieser Unternehmung, und ließ ihm dazu zwei Schiffe, den Delfin und die Tamar, ausrüsten. Jener war ein Kriegsschiff vom sechsten Range**), und führte vier und

*) Kommodore heißt in England ein Seeoffizier, der zwar noch nicht Admiral ist, aber doch schon einige Schiffe oder ein ganzes Geschwader, als oberster Befehlshaber führt.

***) Die Kriegsschiffe werden nämlich nach der Zahl der Kanonen, die sie führen, in gewisse Klassen geordnet. Diejenigen, welche hundert und mehr Kanonen führen, machen den ersten Rang aus.

zwanzig Kanonen, diese eine Schaluppe*), welche sechzehn Kanonen führte. Der Delphin hatte hundert und funfzig Mann, nebst drei Lieutenants und sieben und dreißig Unteroffizieren, die Tamar hingegen nur neunzig Mann, nebst drei Lieutenants und zwei und zwanzig Unteroffizieren, an Bord. Die Führung dieser letzten wurde dem Kapitän Mouat anvertraut; auf dem Delphin befand sich Biron selbst.

Die Beschreibung dieser und einiger andern Entdeckungsreisen wurde, auf Befehl des Seeraths oder der Admiralität, folgendermaßen ausgefertigt. Die Anführer der Schiffe und alle andere darauf befindliche Personen, welche Tagebücher geführt hatten, mußten ihre Papiere einem gewissen Doktor Hawkesworth überliefern; dieser verfertigte daraus eine zusammenhängende Geschichte; und als dieselbe vollendet war, wurde sie nicht bloß in Gegenwart der sämtlichen Herren Reisenden vorgelesen, sondern auch einem Jeden derselben schriftlich mitgetheilt, damit nun Jeder selbst bei mehrerer Muße für sich untersuche, ob etwa irgend ein Umstand anders darin erzählt worden sei, als er, seines Wissens, sich wirklich zugetragen habe; eine Vorsicht, welche dieser Geschichte einen höhern Grad von Glaubwürdigkeit gewährt, als die meisten anderen Reisebeschreibungen zu haben pflegen.

Gegenwärtige Erzählung, welche sich auf jene Hawkesworth'sche gründet, ist mit aller Treue und Sorgfalt gemacht worden, nur daß man wegließ, was weder für

*) Gewöhnlich heißt eine Schaluppe nur ein großes offenes Boot; hier bedeutet es, wie man sieht, ein kleines Kriegsschiff von sechzehn Kanonen und mehr als hundert Mann Besatzung.

junge Leser, noch für Erwachsene, die keine Seefahrer von Handwerk sind, gehört, und die Schreibart nach dem Bedürfnisse Derer einrichtete, für welche diese Sammlung von Reisebeschreibungen eigentlich bestimmt ist. Alles, was für solche Leser einer Erklärung bedurfte, findet man, damit der Faden der Erzählung nicht zu oft unterbrochen werde, in kurzen Anmerkungen unter dem Texte erläutert.

Von Kenntnissen, die Erd- und Weltbeschreibung betreffend, wird bei dieser Erzählung nur so viel vorausgesetzt, daß der junge Leser eine allgemeine Uebersicht der Erdfugel habe, und mit den Worten Länge und Breite einen richtigen Begriff verbinde. Uebrigens verlasse ich mich darauf, daß die zu diesem Behuf nachgestochene Karte während der Lesung beständig auf dem Tische liege, und bei jeder vorkommenden Gelegenheit nachgesehen werde.

Jetzt zur Geschichte selbst.

1.

Abreise von den Dünen; Ankunst zu Rio de Janeiro an der Brasilianischen Küste in Südamerika.

Es war am 21sten des Sommermonats 1764, als unsere Reisenden die Anker lichteten und aus den Dünen*) segelten. Bevor wir sie aber weiter schiffen lassen,

*) Dünen heißen überhaupt Sandhügel, welche das Meer aufgeworfen hat. Hier aber, wie überall, wo von den Dünen schlechtweg die Rede ist, wird darunter eine Gegend längs der Englischen Küste von Kent verstanden, wo sich die Schiffe vor Anker legen, und durch eine Reihe von Sandbänken gegen die Wellen des stürmischen Meeres geschützt werden.

bitte ich meine jungen Leser, erst die Karte von England, nachher die von Europa, aufzuschlagen. — So!

Da, wo Deal an der Küste der Englischen Provinz Kent liegt, sind die Dünen. Von hier aus ging unser Biron unter Segel, und steuerte gegen Südwesten durch die bekannte Meerenge zwischen Calais und Dover hin. Jetzt war er in dem Brittischen Kanale, wo er zwischen England auf der nördlichen, und zwischen Frankreich auf der südlichen Seite gerade gegen Westen segelte.

Das größere Schiff, der Delphin, hatte gleich anfangs einen verdrießlichen Zufall. Es rannte nämlich auf den Grund*), und man sah sich deßhalb genöthiget, in den Hafen Plymouth einzulaufen, um erst untersuchen zu lassen, ob es auch keinen Schaden genommen habe. Man fand es indeß unversehrt, und ging am 3ten des Heumonats wieder unter Segel.

Schon am folgenden Tage hatten sie den Kanal glücklich zurückgelegt, und befanden sich nunmehr im Atlantischen Weltmeere. Wind und Wetter waren günstig. Schnell durchschnitten sie daher das Französische, Spanische und Portugiesische Gewässer, und bekamen schon am 12ten die den Portugiesen gehörige Insel Madeira zu Gesicht. Hier bitte ich meine lieben Leser, die Karte von der Erdkugel zur Hand zu nehmen.

Die Hauptstadt dieser Insel heißt Funchal. Bei dieser legte Biron sich vor Anker, nahm hierauf einige Erfrischungen ein, und segelte den 19ten weiter.

Jetzt ging ihre Fahrt auf die Inseln des grünen Vorgebirges los, welche bekanntlich noch etwas

*) d. i. es gerieth auf eine so seichte Stelle, daß man den Grund berührte.

weiter gegen Sünden liegen. Sie erreichten dieselben den 27sten glücklich. Es war dies gerade die Zeit, da man in dieser Gegend, bei unausstehlicher Hitze, beständig stürmisches und regnerisches Wetter zu haben pflegt. Sie hielten sich daher hier nicht länger auf, als sie nothwendig mußten, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Aber auch diese kamen ihnen wenig zu Statzen, denn das Fleisch der Ochsen, welche sie einkauften und schlachteten, war einige Stunden nachher schon in Fäulniß übergegangen. Man kann sich hieraus ungefähr einen Begriff von dem hohen Grade der hier herrschenden Hitze machen.

Von da richteten sie ihren Lauf nach Brasilien, einer bekannten Portugiesischen Provinz in Südamerika; und nun rathe ich meinen jungen Lesern, die Karte von Amerika aufzuschlagen.

Derjenige Ort auf der Brasilianischen Küste, wohin sie steuerten, heißt Rio de Janeiro, und man findet ihn auf der Karte, wenn man an der Küste von Brasilien mit dem Finger bis in diejenige Gegend hinabfährt, wo der Wendekreis des Steinbocks, den wir Alle kennen, die Küste dieses Landes durchschneidet. Dasselbst ergießt sich ein Strom ins Meer, welcher auf Portugiesisch Rio de Janeiro, auf Deutsch der Jännerstrom genannt wird, und die an dieser Stelle erbaute Stadt, wo der Statthalter oder Unterkönig von Brasilien wohnt, führt ebendiesen Namen.

Hier war es, wo unsere Reisenden den 13ten des Herbstmonats glücklich vor Anker kamen, so daß sie also die ganze weite Reise von Plymouth bis hier, mit Inbegriff derjenigen Tage, an welchen sie vor Anker gewesen waren, innerhalb zehn Wochen zurückgelegt hatten.

Die Stadt Janeiro ist groß, befestiget und ungemeyn ansehnlich. Der daselbst hofhaltende Unterkönig herrscht so unumschränkt, als irgend ein König in Europa, und der Pomp seines Hofstaats kündiget einen wirklichen Monarchen an. Als z. B. Biron einen Besuch bei ihm ablegte, diensteten mehr als sechzig Offiziere und eine große Menge anderer wohlgekleideter Personen vor dem Palaste desselben. Der Unterkönig selbst empfing ihn, an der Spitze vieler Standespersonen, oben an der Treppe mit großem Gepränge und unter Abfeuerung vieler Kanonen. Sie traten hierauf in ein Staatszimmer. Hier erfolgte eine viertelstündige Unterredung in Französischer Sprache, worauf der Englische Befehlshaber sich beurlaubte, und unter eben so großem Gepränge wieder entlassen wurde.

Der vielen Kranken wegen, welche sich auf beiden Schiffen befanden und ans Land gebracht wurden, sah Biron sich genöthiget, einen ganzen Monat allhier liegen zu bleiben. Man versorgte sich unterdeß mit allerhand frischen Lebensmitteln, welche hier in Ueberfluß zu haben sind, und ging, sobald der Zustand der Kranken es erlaubte, wieder unter Segel. Auch hier fand man die Hitze unerträglich.

Es thut mir immer in der Seele weh, so oft ich mich genöthiget sehe, meinen jungen Lesern Etwas zu erzählen, was der Menschheit Schande macht. Gleichwol sehe ich mich hier, so oft die Gelegenheit es mit sich bringen wird, dazu gezwungen, weil Diejenigen meiner jungen Freunde, für welche diese Reisen geschrieben werden, schon in einem Alter sind, wo es anfängt, nöthig zu werden, daß sie die Welt und die Menschen, welche darin leben, nicht bloß von ihren guten, sondern auch von ihren schlimmen Seiten, oder in derjenigen

Vermischung kennen lernen, worin sie wirklich dasind. Aus dieser Ursache werde ich ihnen das Böse, welches mir vorkommen wird, eben so treu, als das zu meiner jedesmahligen Geschichte gehörige Gute beschreiben, nur daß das Mißfallen an jenem und das Wohlgefallen an diesem mich natürlicher Weise bewegen wird, mich bei dem einen länger, als bei dem andern zu verweilen.

Was zu dieser Anmerkung mich veranlaßt hat, ist folgende Nachricht unsers Biron's, die er, künftigen Seefahrern zur Warnung, von den hiesigen Portugiesen giebt. »Diese Leute,« sagt er, »machen sich ein eigenes Geschäft daraus, Menschen zu stehlen. So oft ein Boot ans Land geht, sind sie bei der Hand, und suchen die Mannschaft desselben durch allerlei Kunstgriffe in ihre Dienste zu locken. Will kein anderes Mittel gelingen, so machen sie die Leute trunken, schicken sie dann sogleich ins Land hinein, und nehmen die sorgfältigsten Maßregeln, ihre Rückkehr so lange zu verhindern, bis das Schiff, zu welchem sie gehören, den Ort verlassen hat.« —

Sollten diese Leute nicht etwa bei den Europäischen Werbern in der Schule gewesen sein? — Biron fährt fort:

»Durch dergleichen Kunstgriffe verlor ich fünf von meinen, und die Tamar neun von ihren Leuten. Die meinigen habe ich niemahls wiederbekommen. Die Tamar hingegen hatte das Glück, zu erfahren, an was für einem Orte die ihrigen von den Portugiesen aufgehalten wurden; sie schickte hierauf des Nachts eine Partei aus, welche diese überraschen und jene wieder an Bord bringen mußte.«

Da ich dieses Buch nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zum Nutzen meiner jungen Freunde schreibe,

so darf ich die Gelegenheit, die sich mir hier darbietet, Diejenigen von ihnen, welche jetzt in die große Welt treten wollen, vor der Gefahr zu warnen, die ihnen an fremden Orten von gewissenlosen Werbern und von schändlichen Seelenverkäufern*) bevorsteht, nicht ungenützt vorbeigehen lassen.

Wisse also, Jungling! daß die List, Bosheit und Unmenschlichkeit dieser abscheulichen Leute weiter geht, als deine unschuldige Gutmüthigkeit sich vorstellen kann. Vernimm zu deiner Belehrung einige Beispiele von Menschenraub, die ich selbst erlebt habe; hundert andere wird man dir an solchen Orten und in solchen Gegenden erzählen, wo diese schändliche Räuberei vorzüglich im Schwange geht, wie zu Altona, im südlichen und westlichen Deutschland, zu Amsterdam u. s. w.

Du reitest z. B. auf der Post. Neben dir sitzt ein wohlgekleideter, rechtlicher Mann, der durch zuvorkommende Höflichkeit und Freundlichkeit sich deines gutmüthigen Herzens bemächtigt. Er erkundiget sich nach dem Orte deiner Bestimmung, und es fügt sich sonderbar, daß es gerade der nämliche ist, wohin auch er zu gehen gedenket. Aber das Fahren auf der Post ist so beschwerlich! Er, für seinen Theil, bedient sich dieser unbequemen Fuhr nur bis zu einem gewissen Orte, wo er sein eigenes Fuhrwerk, oder eine andere bequeme Gelegenheit erwartet; und er hat so unbeschreiblich viel

*) So nennt man zu Hamburg, zu Altona und in Holland jene abscheulichen Leute, welche das unmenschliche Gewerbe treiben, daß sie junge Männer von allerlei Ständen durch List oder Gewalt auf die Seite zu schaffen suchen, und sie dann bei Nacht und Nebel auf Holländische Schiffe bringen, um als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien geführt zu werden.

Freundschaft für dich gewonnen, daß er nicht umhin kann, zu wünschen, du möchtest dich der nämlichen Gelegenheit bedienen, damit er deiner angenehmen Gesellschaft noch länger genießen könne. Es versteht sich, daß es dir keinen Pfennig mehr kosten werde, als wenn du auf dem unbequemen Postwagen sitzen bliebest. Du, entzückt über die unverdiente Freundschaft des Mannes, trägst keinen Augenblick Bedenken, sein großmüthiges Anerbieten dankbar anzunehmen.

Es wird Nacht. Man nähert sich dem besagten Orte, wo der liebe Mann gerade einen lieben Betteer oder eine liebe Muhme hat, bei der ihr übernachten werdet. Ihr steigt ab, die Post fährt weiter, und ihr begeht euch zu der Muhme. Man speiset, man trinkt, man lacht. Nach und nach kommt die Rede auf den Soldatenstand; man preist ihn, man sucht dir Liebe dafür einzustößen; man weiß, daß du in kurzer Zeit dein Glück darin machen werdest; man bietet dir wol gar eine Offizierstelle an. Die Angel hängt; beißest du an, so ist die Sache mit guter Art abgemacht, und du bist morgen, deiner Meinung nach, Offizier, in der That aber nur ein gemeiner Soldat. Weigerst du dich hartnäckig, so nimmt man endlich die Larve ab. Ein paar handfeste Kerle springen hervor, verstopfen dir den Mund, binden dich, schleppen dich in ein von der Straße entferntes Loch, wo man dir so viele und so triftige Beweggründe vorzulegen weiß, daß du endlich nicht umhin kannst, ja! zu sagen. Man füttert dich z. B. mit nichts als Heringen, läßt dich dabei hinter einem wohlgeheizten Ofen sitzen, und willst du etwa einmahl trinken, so wird dir Heringslake gereicht. Solchen Beweggründen widerstehe Einer, wenn er kann!

Ein anderes Beispiel. Ein junger wohlgewachsener

Mann, aus der Gegend des Rheins — seinen eigentlichen Geburtsort habe ich vergessen — hatte sich der Gotteslehre beflissen, und war nun wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit einem sehr artigen Preussischen Offizier, der ihn bald ausnehmend lieb gewann. Es wollte sich lange für den jungen Mann keine Gelegenheit zur Beförderung zeigen, und sein Freund bedauerte oft, daß er nicht lieber ins Preussische ginge, wo einem Manne, wie ihm, die Pfarren duzendweise entgegenlaufen würden. Sein Oheim, fügte er hinzu, sei Generalsuperintendent in Breslau. Dieser habe jährlich eine Menge fetter Pfarren zu vergeben; wenn ihm damit gedient sei, so wolle er an diesen einmahl schreiben, und ihn bitten, gelegentlich für ihn zu sorgen.

Ein so gütiges Anerbieten konnte nicht anders als mit dem wärmsten Danke angenommen werden. Der Offizier schrieb, und nach etwa vier Wochen zeigte er dem Kandidaten die Antwort des angeblichen Superintendenten vor. Sie lautete so:

»Es sei zwar jetzt keine vorzüglich gute Pfarre eröffnet; aber wenn es dem empfohlenen Kandidaten gefalle, etwa ein halbes oder ganzes Jahr in seinem, des Herrn Generalsuperintendenten, Hause zu leben und sich mit der Unterweisung seiner Kinder abzugeben, so solle der erste gute Pfarrdienst, welcher erledigt werden würde, der seinige sein.«

Thränen der Freude und des Danks entströmten den Augen des gerührten Jünglings. Er flog seinem Freunde in die Arme, und war unerschöpflich an Dank-sagungen. Jetzt war er reisefertig. Er erhielt einen Brief an den angeblichen Oheim, und fuhr auf der Post nach Breslau.

In dem Thore von Breslau wurde, wie gewöhnlich, gefragt; und kaum hatte der wachthabende Offizier den Namen des Kandidaten gehört, als er ihn ersuchte, abzustiegen, und sich in die Wachtstube zu bemühen. Der junge Mann fand die Einladung etwas sonderbar; er wollte sie ablehnen, allein da half keine Entschuldigung, weil der Offizier andeutete, daß er Befehl habe, ihn zu verhaften. Der Kandidat wurde bestürzt, stieg ab, begleitete den Offizier in die Wache, und erfuhr hier zu seinem Erstaunen und Schrecken — daß er ein Angeworbener sei.

Ich habe diesen Mann nachher in Potsdam gekannt, wo er als Grenadier bei der zweiten oder dritten Garde stand. Er hieß Mauer, und ich habe die jetzt erzählte Geschichte aus seinem eigenen Munde.

Der ergiebigste Fang für Werber und Seelenverkäufer geschieht in jenen höllischen Häusern, deren es leider! in den meisten großen Städten giebt, und welche man mit dem Schandnamen Bordelle, auf Deutsch Unzuchtshäuser, bezeichnet hat; Häuser, in welchen der scheußlichste Auswurf des andern Geschlechts lebt, Weibsbilder, welche auf alle Ehre und auf alle Scham Verzicht gethan haben, und welche junge Leute an sich zu locken suchen, um sie unter den schändlichsten Ausschweifungen, wofür die Sprache der gesitteten Menschen keine Namen hat, um Unschuld und Tugend, um Ehre und Vermögen, um Zufriedenheit, Gesundheit und Leben zu bringen. Diese Schandthiere machen nun gemeiniglich mit Werbern und Seelenverkäufern gemeinschaftliche Sache, und die Art, wie sie sich dabei nehmen, ist etwa folgende.

Du gehst des Abends auf der Straße; es begegnet dir eins von den eben erwähnten Schandthieren, viel-

leicht in hübscher, anständiger Kleidung; die Unverschämte redet dich an, bittet dich, sie nach Hause zu führen, weil ihr Begleiter vergessen habe, sie abzuholen, und noch ehe du dich von deiner Befremdung erholen kannst, hängt sie dir schon am Arme. Gehst du nun mit ihr, läßt du dich gar so sehr von ihr bethören, daß du sie bis in ihr Haus begleitest: dann fahre wohl, Unschuld, Gesundheit, Wohlergehn und Freiheit! Man berauscht dich in Wollust, und wenn du erwachst, so erblickst du in dir mit Schaudern einen Elenden, Betrogenen, Beraubten, und nicht selten einen Gefangenen!

O Jüngling, fliehe, wenn deine Tugend, dein Glück und deine Freiheit dir noch etwas werth sind, die Neze der Wollust, und präge dir tief in deine Seele ein, daß jede Abweichung von dem Wege der Unschuld auch zuverlässig eine Abweichung von dem Wege zur Glückseligkeit in den Irrgarten des Verderbens ist! — Aber laßt uns jetzt wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

2.

Reise von Rio de Janeiro nach Port Desré an der Küste von Patagonien. Beschreibung dieser Gegend.

Nachdem unsere Reisenden von Rio de Janeiro wieder in See gelaufen waren, berief der Führer des Geschwaders die sämtliche Mannschaft aufs Verdeck, und eröffnete ihnen nun erst den eigentlichen Zweck ihrer Reise, der ihnen bis dahin noch ein Geheimniß gewesen war. Eine Entdeckungsreise, also eine Reise in unbekannte Gewässer, ist allemahl mit großen Gefahren verbunden. Es stand daher zu besorgen, daß die Mannschaft über diese ihnen bis dahin verhehlte Bestimmung murren, vielleicht gar sich dagegen sträuben dürfte. Al-

lein — so sind die Menschen! Kaum hatte Biron ihnen bekannt gemacht, daß sie von nun an doppelten Sold und, wenn sie sich gut aufführen würden, auch noch andere Vortheile zu erwarten haben sollten, so äußerten Alle die größte Freude, und versicherten, daß sie bereit seien, jede gefahrvolle Beschwerlichkeit zu übernehmen und den Befehlen ihres Anführers blindlings zu gehorchen. Gutes menschliches Geschöpf! Wie leicht du zu lenken und zu regieren bist, sobald deine Beherrscher es ein wenig darauf anlegen, dir zuweilen, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, zu Gefallen zu leben! Gutes lenksames Geschöpf!

Nicht lange, so bekam das Schiffsvolk schon Gelegenheit, das Gelübde der Standhaftigkeit und der Geduld, welches sie abgelegt hatte, in Erfüllung zu bringen. Es erhob sich ein gräulicher Sturm mit so heftigen Windstößen, daß man die Masten durch Abnehmung der Bramstengen *) verkürzen, die Segel einreeßen **) und, wie es in der Schiffersprache genannt wird, beilegen ***) mußte. Allein auch Dieses schien zur Rettung der Schiffe noch nicht hinreichend zu sein. Der Sturm fuhr fort, die See so entsetzlich aufzublasen, und der Delphin besonders kämpfte gegen die heranrollenden

*) So wird die zweite Verlängerung des großen Masts, auch die des vordern Mastbaums oder des Fockmasts genannt, die bekanntlich aus mehr als einem Stücke besteht.

**) Von unten auf zusammenwickeln oder bis auf eine gewisse Höhe aufrollen.

***) Schiff beilegen heißt, die Segel dergestalt stellen, daß die Wirkung des einen der Wirkung des andern entgegen ist, so daß das Schiff dadurch in seinem Laufe aufgehalten wird.

Wogen so schwer, daß man sich genöthiget sah, die zwei vordersten und die zwei hintersten Kanonen über Bord zu werfen.

In diesem gefahrvollen Zustande schwebte man, nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch die ganze darauf folgende Nacht, und der wüthende Sturm fing erst mit Anbruch des neuen Tages an, sich ein wenig zu legen. Aber nunmehr trat eine andere Mühseligkeit ein. Ungeachtet man erst bis zum 36sten Grade der südlichen Breite gekommen war, und ungeachtet es jetzt schon im Reifmonate oder November, das heißt auf dieser Halbkugel, mitten im Frühlinge war, so fand man es hier doch so kalt, als es in England gegen Anfang des Winters zu sein pflegt. Zum Unglück hatten die Bootleute, in der irrigen Meinung, daß sie beständig unter einem heißen Himmelsstriche segeln würden, in denjenigen Häfen, wo man bisher eingelaufen war, Mittel gefunden, nicht nur alle ihre warmen Kleider, sondern auch sogar ihre Betten zu verkaufen. Da befanden sie sich nun also in großer Verlegenheit. Aber der Befehlshaber, welcher vorsichtiger, als sie, gewesen war, half derselben dadurch einigermaßen ab, daß er ihnen wärmende Jacken und andere für diesen Himmelsstrich erforderliche Nothwendigkeiten reichen ließ.

Am 12ten hörte man die Leute auf dem Vordertheile des Schiffs plötzlich Land! Land! Gerade vor uns! rufen. Biron selbst, welcher hinblickte, glaubte eine Insel zu bemerken, die in zwei rauhen, steilen Bergen aus dem Meere hervorragte. Bald darauf glaubte er auch eine Strecke Landes zu erblicken, welche damit zusammenhing. Ein Offizier wurde auf den Mastkorb beordert, und auch dieser rief herab, daß er das Land deutlich vor sich liegen sehe. Viele vom Schiffsvolke

waren so scharffsichtig, daß sie schon bemerken konnten, wie die Wellen sich an der sandigen Küste dieses Landes brachen. Allein was geschah?

Als man ungefähr eine Stunde lang auf das vermeinte Land losgesteuert hatte, fing es plötzlich an zu verschwinden, und man bemerkte nun mit großer Verwunderung, daß es weiter nichts, als — eine Nebelbank gewesen war. Das bewiese denn wol, wenn so etwas noch eines Beweises bedürfte, daß die Sinne auf dem Weltmeere eben sowol, als auf dem festen Lande trügen können, und daß man nie auf Etwas schwören muß, was man nicht durch mehr als Einen Sinn zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat.

Den nächsten Tag um 4 Uhr Nachmittags drehete sich der Wind, bei sehr heiterm Wetter, plötzlich gen Südwesten, und fing an, stark zu wehen. Zu gleicher Zeit schwärzte sich der Himmel, und nach einigen Minuten wurden Alle, die auf dem Verdecke waren, durch ein plötzliches, ganz ungewöhnliches Getöse erschreckt, das dem Geräusche glich, mit welchem die See sich an einer Küste zu brechen pflegt. Alle standen erwartungsvoll, und der Befehlshaber gebot augenblicklich, die obersten Segel einzuziehen.

Allein ehe dieser Befehl gehörig ausgeführt werden konnte, sah man bereits die See nicht weit vom Schiffe in ungeheuern schäumenden Bogen fürchterlich heranstürmen. Der Befehlshaber war überzeugt, daß dieser Wasserstoß das Schiff, wenn er es bei ausgespannten Segeln erreichen sollte, umstürzen würde, und rief daher dem Volke zu: das Vorsegel aufzuziehen und das große Segel augenblicklich niederzulassen. Noch war man nicht ganz damit zu Stande gekommen, als der heranstürmende Wasserberg das Schiff erreichte und es

auf die Seite legte. Das große Segel warf den ersten Lieutenant zu Boden, quetschte ihn jämmerlich und schlug ihm drei Zähne aus. Keiner von der Schiffsmannschaft hatte dergleichen Wassersturz jemahls so unvermuthet und so heftig einbrechen sehen *); und hätte der Zufall sich des Nachts ereignet, so würde man, statt der vorhabenden Reise um die Welt, vermuthlich die aus dieser Welt in eine andere haben machen müssen.

Als man den Wasserstoß heranrollen sah, flogen viele hundert Vögel vor demselben her, die ihr Entsetzen durch lautes Angstgeschrei ausdrückten. Er währte ungefähr zwanzig Minuten, und legte sich alsdann nach und nach. Es stürmte indeß die ganze Nacht hindurch. Erst mit Annäherung des Morgens wurde der Wind gelinder; und als der Tag anbrach, schien die See so roth, als Blut, weil sie mit kleinen Schalthieren von dieser Farbe ganz bedeckt war. Man zog eine große Menge derselben in Körben herauf, und fand, daß sie unseren Krebsen glichen, nur daß sie kleiner waren.

Unter abwechselnden Stürmen und mancherlei Gefährlichkeiten erreichte man endlich diejenige Breite, in welcher Port Desiré, ein an der Patagonischen Küste unten in Amerika befindlicher Hafen, liegt. Meine jungen Leser können ihn auf der Karte von Amerika, ungefähr unter dem 48sten Grade südlicher Breite finden.

Unweit diesem Hafen liegt eine Insel, Penguin-Eiland genannt, welche man am 20sten November gegen Abend zu Gesicht bekam. Diese hat ihren Namen von der daselbst lebenden erstaunlichen Menge von Pen-

*) Der Herausgeber hat etwas Aehnliches in der Meerenge von Calais erlebt. Siehe dessen Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, Theil 5.

guinen oder Fettgänsen, einer Art von Wasservögeln, aus dem Geschlecht der Gänse, die, statt der Flügel, auf jeder Seite ein Stück herabhängendes Leder haben, welches nicht mit Federn, sondern nur mit kurzen Borsten besetzt ist. Tausende von diesen Thieren, wie auch von Seekälbern, schwärmten um die Schiffe, als sie sich dieser von Menschen unbewohnten Insel naheten.

Am folgenden Morgen lief man in die Mündung des Hafens Port Desiré ein, welche durch einen merkwürdigen Felsen, der wie ein Thurm aus dem Meere hervorragt, kenntlich gemacht wird. Das Land ringsumher bestand, so weit man sehen konnte, aus Dünen, oder unfruchtbaren Sandhügeln, ohne Bäume und Stauden. Aber der Strand und die in dem Hafen befindlichen kleinen Inseln wimmelten dergestalt von Vögeln und Seehunden, daß man über die unzählbare Menge von beiden erstaunt war.

Unter den Vögeln war einer sehr merkwürdig. Sein Kopf glich dem eines Adlers, nur daß er mit einem großen Kamme geziert war. Rings um den Hals hatte er eine weiße Krause; die Federn auf seinem Rücken waren so schwarz, als schwarzer Agat, und eben so glänzend, als dieser, wenn er recht schön geschliffen ist. Seine Füße waren besonders stark und groß, mit Adlerklauen, und die Länge seiner ausgespannten Flügel betrug, von einem Ende derselben bis zum andern gerechnet, gegen zwölf Fuß.

Unter den hiesigen Landthieren zeichnet sich besonders das sogenannte Guanicoe, oder Guanaco, aus, welches meine jungen Leser unter dem Namen Lama oder Kameelschaf aus dem jüngern Robinson kennen, wo sich auch eine Zeichnung davon findet. Eine Beschreibung desselben ist daher hier nicht nöthig.

Sonst giebt es auf dieser Küste auch Tiger und Hasen, letztere von der Größe eines geschornen Hammels. Einer von diesen, den man schoß, wog über sechs und zwanzig Pfund. Das Fleisch desselben, welches man außerordentlich wohlschmeckend fand, war so weiß, als Schnee.

Biron nahm, nebst verschiedenen andern von der Schiffsgesellschaft, einige Mahl einen Gang von etlichen Meilen ins Land vor; allein er fand, wohin er kam, und so weit das Auge jedes Mahl reichte, Alles unfruchtbar, Alles wüst und öde. Man stieß auf ein Nest voll Straußeneier, die eine herrliche Mahlzeit gewährten. Nach trinkbarem Wasser hingegen suchte man lange vergebens; die einzige Quelle, welche man endlich fand, gewährte nur einen kleinen, dürftigen Borrath.

Da ich der Straußeneier erwähnt habe, so vermuthete ich, daß meine wißbegierigen jungen Leser es nicht ungern sehen werden, wenn ich, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, ihnen erst eine kurze Beschreibung dieses in so mancher Hinsicht merkwürdigen Vogels mache.

Der Strauß ist unter allen bekannten Vögeln der größte. Die langen Beine und den eben so langen Hals mitgerechnet, beträgt seine Höhe ungefähr acht Fuß. Er hat zwar Flügel, aber diese sind in Vergleichung mit der Größe und Schwere seines Körpers so kurz, daß er sich damit nicht von der Erde bewegen, sondern sie nur als Ruder gebrauchen kann, um seinen Lauf zu beschleunigen.

Dieser sein Lauf ist so schnell, daß ein im stärksten Schnelllaufe jagender Reiter ihn nicht einzuholen vermag. Seine Füße, welche nur einmahl gespalten sind, gleichen denen einer Ziege; und sein Rücken hat eine kleine Erhöhung, wodurch er eine entfernte Aehnlichkeit

mit dem Kameele erhält. Deswegen hat man ihm im Lateinischen den Namen *Struthio-camelus* gegeben. Er scheint übrigens, gleich der Fledermaus und dem fliegenden Eichhörnchen, zwischen dem Geschlechte der Vögel und dem der vierfüßigen Thiere in der Mitte zu stehn und Beide mit einander zu verbinden.

Sein Schnabel ist kurz, gerade und fast platt, und sein Nacken, der bis zu seinem reifen Alter völlig nackt war, wird, wenn er erwachsen ist, mit sehr schönen rothen Federn bedeckt, besonders bei dem Männchen. Der übrige Theil seines Körpers ist theils mit weißen, theils mit pechschwarzen Federn bewachsen, Brust, Bauch und Schenkel ausgenommen, welche ordentlicher Weise nackt bleiben. Am Halse herunter trägt er, statt der Federn, ein sehr weiches, weißes und glänzendes Haar, welches theils zu Hüten, theils zu feinen Wollenarbeiten gebraucht werden kann.

Sein Auge hat eine ganz eigenthümliche Gestalt; es ist fast dreieckig; und er ist der einzige Vogel, welcher Augenwimpern hat.

Der Strauß legt dreißig bis fünfzig Eier, von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, weißgrau und gesprenkelt, und dabei so hart, daß man allerlei Geschirr daraus verfertigen kann. Er legt dieselben in heißen Sand, und überläßt das Geschäft des Ausbrütens bei Tage der Sonne; zur Nachtzeit setzt er sich selbst darauf. Einen Theil dieser vielen Eier wendet er dazu an, die auskommenden Jungen damit zu füttern, weil er gemeiniglich in so kahlen und unfruchtbaren Gegenden nistet, daß weit und breit keine andere Nahrung für sie zu finden ist.

Die Gemüthsseigenschaften dieses großen Vogels sind, nach der Beschreibung, die uns ein Mann davon giebt,

der ihn in seinem eigentlichen Vaterlande, Afrika, lange und sorgfältig beobachtet hat *), eben nicht sehr liebenswürdig. Ich will sie meinen jungen Lesern erzählen.

Er ist zuvörderst, trotz seiner Größe, nur eine feige Memme, und legt sich, bei dem geringsten gehörten Geräusche, sogleich aufs Laufen. Alle andere Thiere pflegen zu der Zeit, da sie brüten oder Junge haben, beherzt zu sein, und eher ihr Leben zu wagen, als daß sie ihre Brut verlassen. Nicht so der Strauß. Bei ihm scheinen Liebe zum Leben und Furchtsamkeit viel stärker, als die mütterliche Liebe, zu wirken. So oft er daher von seinen Eiern oder Jungen verschreckt wird, kommt er entweder gar nicht, oder erst nach so langer Zeit zurück, daß seine Jungen unterdeß verschmachten müssen.

Daneben ist er dumm; so wie überhaupt Feigkeit und Dummheit gemeiniglich mit einander verbunden zu sein pflegen. Als einen Beweis davon erzählt man, daß er auf seiner Flucht, wenn er irgend ein kleines Gesträuch antrifft, den Kopf darin zu verbergen pflegt, und den übrigen Körper den Hunden Preis giebt, weil er sich sicher wähnt, sobald er die Gefahr nur nicht vor Augen sieht.

Aus Dummheit oder übermäßiger Gefräßigkeit weiß er auch nicht einmahl die ihm zuträglichen Nahrungsmittel von solchen Dingen zu unterscheiden, welche ihm schädlich sind, ihm wenigstens nicht zur Nahrung dienen können. Er verschluckt daher Alles, was ihm vorkommt, ohne Unterschied — alte Lumpen, Stücken Leder, Holz, Steine, Knochen, Metalle u. dergl. Glücklicher Weise hat er einen Magen, der das Alles ertragen kann. Herr Shaw hat sogar einmahl gesehn, daß

*) D. Shaw in seiner Morgenländischen Reisebeschreibung.

ein Strauß eine so eben gegossene und noch zischend heiße bleierne Kugel verschluckte, ohne daß es ihm schadete. Dergleichen unverdauliche Dinge sind durch den gewöhnlichen Weg kaum wieder von ihm gegangen, so schluckt er sie mit neuer Gierigkeit abermahls hinunter, um sie noch einmahl von sich zu geben. Das heiße ich gefräßig sein!

So zahm und folgsam der eingefangene Strauß sich gegen Diejenigen beträgt, die er einmahl kennt, so wild und wüthend pflegt er gegen Unbekannte zu sein. Er fällt über sie her, sucht sie zu Boden zu werfen, hackt dabei unaufhörlich mit dem Schnabel und stößt mit den Füßen, an welchen eine spitzige Klaue befindlich ist. Mit derselben ist er im Stande, einem Menschen mit einem einzigen Schlage den Bauch aufzureißen, wie Herr Shaw wirklich einmahl selbst gesehen hat.

Die Stimme der Strauße ist sehr abwechselnd. Wenn sie aufgebracht sind, lassen sie ein ergrimmes, zischendes Geräusch von sich hören, welches sie mit aufgeblähter Kehle aus offenem Rachen hervorbringen. Haben sie aber mit einem schwachen Gegner zu thun, so scheinen sie ihre Verachtung durch einen kichernden und krakelnden Laut, der dem Gekrakel der Hühner gleicht, ausdrücken zu wollen. Zur Nachtzeit ist ihre Stimme wieder ganz anders. Dann geben sie einen schrecklichen Ton von sich, der dem Brüllen des Löwen gleicht. Ein andermahl ist ihre nächtliche Stimme brummend, so daß man einen Ochsen oder Stier zu hören glaubt. Oft fallen sie auch in einen klagenden Ton, und dann scheint ihre Stimme eine wahres Angstgeschrei zu sein, das von Marter und Todesnoth erpreßt wird.

Wenn sie sich ganz überlassen und ohne Furcht sind,

pfllegt man sonderbare Geberden und Bewegungen an ihnen wahrzunehmen. Sie spielen, hüpfen, tanzen und springen mit einer bewunderungswürdigen Behendigkeit, und kommen dabei niemahls aus dem Gleichgewichte.

Noch sagt man ihnen nach, daß sie in hohem Grade eitel sein sollen. Indem sie nämlich im Sonnenscheine trotzig einherstolzen und sich mit ihren kurzen Flügeln blähen, glaubt man bei jeder Wendung, die sie machen, ihnen anzusehn, daß sie ihren eignen Schatten bewundern.

Die Straußenfedern sind sehr weich und biegsam. Man bleicht sie, und giebt ihnen hierauf welche Farbe man will. Dann werden sie zu allerlei Zierrathen gebraucht, z. B. zu Büschen auf Helmen, Hüten, Mützen und auf Thron- und Betthimmeln. Diese Federn machen daher, so wie die Eier der Strauße, einen ordentlichen Handelsartikel aus.

Das Fleisch dieses Vogels soll hart, unverdaulich und unschmackhaft sein, und daher selbst da, wo er zu Hause ist, zum Essen selten gebraucht werden. Indes erzählt man vom Kaiser Heliogabalus, daß er einmahl bei einer einzigen Mahlzeit sechshundert Straußköpfe habe zurichten lassen, wovon man bloß das darin befindliche Gehirn gegessen habe.

So viel vom Strauß. Jetzt kehren wir wieder zu unseren Reisenden zurück.

Ein Sergent und einige Andere, welche aus Land gegangen waren, schossen einige Guanaco's; allein sie mußten sie liegen lassen, weil sie ihnen zu schwer waren, indem jedes derselben über 300 Pfund wog. Man schickte den folgenden Tag mehr Mannschaft hin, um sie abzuholen; allein man fand nur noch die Knochen davon; das Fleisch hatten die Tiger verzehrt, die sogar

auch die Knochen aufgebissen hatten, um sich des Marks zu bemächtigen. Ein junges Guanaco wurde lebendig gefangen und nach dem Schiffe gebracht. Es war, nach Aller Urtheile, eins der niedlichsten Geschöpfe, die man sehen kann, und wurde geschwind zahm; aber es starb, aller Sorgfalt ungeachtet, in wenigen Tagen.

Auch von menschlichen Bewohnern dieser Gegend sah man zwar Spuren, aber von ihnen selbst bekam man keine zu Gesicht. Einige ans Land gegangene Bootsleute fanden einen menschlichen Hirnschädel und Knochen; das war Alles.

Biron schiffte in einem Boote eine gute Strecke lang den sich hier ergießenden Strom hinauf, welcher ungemein breit ist. Auf einer der Inseln, die derselbe bildet, fand er eine so erstaunliche Menge Vögel, daß die Luft, indem sie aufflogen, im eigentlichsten Verstande davon verfinstert wurde. Man konnte keinen Schritt thun, ohne daß man auf ihre Eier trat. Die Bootsleute tödteten viele dieser Vögel, indem sie mit Steinen und Stecken nur aufs Gerathewohl in die von ihnen angefüllte Luft warfen.

Eines Tages, da einige Leute nach der Quelle gegangen waren, um Trinkwasser zu holen, fanden zwei derselben, welche vorangingen, einen großen Tiger daselbst ausgestreckt liegen. Keiner von ihnen hatte ein Schießgewehr bei sich. Sie stukten daher, gafften das Thier eine Zeit lang an, und wurden wieder von ihm angegafft. Es schien sie zu verachten, und blieb ruhig liegen. Dies machte sie endlich so kühn, daß sie mit Steinen nach ihm warfen. Allein auch dadurch ließ er sich nicht aus seiner gemächlichen Lage bringen. Endlich, da auch die übrigen Wasserschwärmer herkamen, erhob er sich langsam, und schlenderte weiter.

Nachdem man sich mit Wasser nothdürftig versehen, und die nöthigen Schiffsausbesserungen vollendet hatte, lichtete man den 5ten des Wintermonats gegen Abend die Anker, und steuerte mit einem frischen Landwinde wieder hinaus in die See.

3.

Übermahlige Landung an der Küste von Patagonien. Beschreibung der großen Bewohner derselben. Einfahrt in die Magellanische Meerenge.

Nach einigen Seekarten soll in derjenigen Gegend des Meers, in welcher unsere Reisenden nunmehr segelten, eine Insel liegen, die Pepsys-Insel genannt. Biron hatte beschlossen, dieselbe aufzusuchen; allein seine Bemühung war vergebens. Er überzeugte sich endlich, daß die angebliche Insel gar nicht dasei; und fuhr hierauf fort, längs der Patagonischen Küste gegen Süden zu steuern.

Das Wetter war zwar anfangs heiter, aber dabei so kalt, als es in England mitten im Winter zu sein pflegt, ungeachtet es hier mitten im Sommer war. Allein am 15ten entstand ein so heftiger Sturm, daß selbst Biron, der doch schon ehemahls mit Lord Anson die Reise um den Erdball gemacht hatte, sich nicht erinnern konnte, seinesgleichen jemahls erlebt zu haben. Die Wellen stiegen zu einer fürchterlichen Höhe, und droheten, in jedem Augenblicke die Schiffe in den Abgrund zu senken. Dieser ängstliche Zustand fing gegen Abend an, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst am folgenden Morgen um 8 Uhr legte sich die Wuth des Sturms, und man athmete wieder freier.

Man hielt sich nunmehr so nahe als möglich am

Land, um einen Hafen oder Ankerplatz zu entdecken, weil der dürftige Wasservorrath, den man zu Port Desiré eingenommen hatte, bereits auf die Neige ging. Man sah von fern einen Rauch aufsteigen, steuerte darauf zu, und ankerte ungefähr zwei Meilen *) weit vom Lande. Zu gleicher Zeit bemerkte man durchs Fernglas, dem Schiffe gegenüber, eine Anzahl von Reitern, welche hin und her ritten, und mit etwas Weißem in der Hand zu winken schienen, welches man für eine Einladung hielt. Und Biron beschloß, diese Einladung anzunehmen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das alte Gerücht von der übermenschlichen Größe der Patagonier wahr sei, oder nicht.

Dem zufolge ließ er das zwölfrudrige Boot aussetzen, stieg mit einem Offizier und einem Trupp wohlbewaffneter Mannschaft hinein, und ließ sich nach dem Strande rudern. Herr Kumming, der erste Lieutenant des Schiffs, folgte in dem sechsrudrigen Boote nach.

Als sie sich nun der Küste näherten, erblickten sie auf einer steinigen Landspitze, die ziemlich weit ins Meer hervorlief, ungefähr 500 Eingeborne, einige zu Fuß, andere, und zwar die meisten, zu Pferde. Alle winkten und riefen unaufhörlich. Dieser freundschaftlichen Einladung ungeachtet, glaubte der Befehlshaber vorsichtig zu Werke gehen zu müssen. Er gab ihnen daher ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen möchten; und man gehorchte ihm augenblicklich.

*) So oft hier von Meilen die Rede ist, werden immer Seemeilen, und zwar Englische, verstanden, deren zwanzig auf einen Grad gehn, und wovon also jede ungefähr drei Viertel einer gewöhnlichen Deutschen Meile ausmacht.

Jetzt wurde gelandet. Biron stellte seine Mannschaft in Reihe und Glied, die Offiziere an ihre Spitze, und befahl ihnen, nicht eher aus der Stelle zu gehn, bis er ihnen ein Zeichen geben würde. Er selbst trat darauf allein vor, um sich den Patagoniern zu nähern. Da er merkte, daß diese in eben dem Maße, wie er ihnen näher kam, zurückwichen, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehn, daß Einer von ihnen hervortreten möchte. Glücklicher Weise wurde dieses Zeichen verstanden, und Einer von ihnen, den man nachher für einen Anführer erkannte, kam dem Kommodore entgegen. Die Beschreibung, welche Biron von ihm macht, ist folgende:

Er war von riesenmäßiger Leibeshöhe, und schien das Märchen von ehemaligen Giganten *) zu bestätigen. Um seine Schultern hing die Haut eines wilden Thiers; er selbst war mit allerlei Farben so wunderschön bemahlt, daß er einen recht scheußlichen Anblick verursachte. Um das eine Auge hatte er sich einen großen weißen Kreis, um das andere einen schwarzen gemahlt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Biron schätzte die Höhe desselben auf sieben Fuß.

Indem nun Beide zusammentraten, murmelten sie sich einander etwas zu, welches einen Gruß bedeuten sollte. Dann gingen sie zusammen nach dem Haufen der Eingebornen, welchen Biron zuwinkte, daß sie sich setzen möchten, welches denn auch sobald geschah.

Der ganze Haufe bestand aus Männern, Weibern und Kindern. Die Weiber waren durchgängig von verhältnißmäßiger Größe; unter den Männern hingegen be-

*) Riesen.

merkte man wenige, welche kleiner, als der eben beschriebene Anführer, waren.

Einige alte Männer unter ihnen erhoben ihre Stimmen, und sangen in kläglichen Weisen einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene ab. Biron hielt dies für irgend einen heiligen Feiergebrauch, womit sie ihn als ihren Gast bewillkommen wollten.

Alle waren ungefähr auf einerlei Weise bemahlt und mit Fellen behangen; aber die um ihre Augen gemahlten Kreise waren bei Jeglichem von verschiedener Farbe, nämlich bei Einigen weiß und schwarz, bei Andern weiß und roth, oder roth und schwarz u. s. w. Ihre Zähne waren weiß, wie Elfenbein, und standen vortreflich an einander gereihet. Einige unter ihnen trugen etwas unsern Stiefeln Aehnliches an den Beinen, woran sie, in der Gegend des Absatzes, ein spiziges Holz befestiget hatten, welches ihnen zum Sporn diente.

Nachdem Biron diese Gesellschaft von Riesen lange genug angestaunt hatte, zog er einen Vorrath weißer und rother Glaskorallen hervor, und fing an, sie auszutheilen. Er hatte dabei das Vergnügen, zu sehen, daß dieses armselige Geschenk den Herren und Damen große Freude machte. Hiedurch ermuntert, langte er auch ein Stück grünes Band hervor, gab das eine Ende davon Einem von ihnen in die Hand, und ließ alle Diejenigen, die ihm zunächst saßen, so weit es reichen wollte, dasselbe anfassen. Hierauf schnitt er mit einer Scheere das Band jedesmahl zwischen zwei und zwei Anfassenden durch, so daß Jeder von ihnen eins der abgeschnittenen Stücke in der Hand behielt. Er wickelte hierauf jedes Stück Band Dem, der es bekommen hatte, um den Kopf, welches denn auch Jeder ruhig geschehen, und das Band nachher sitzen ließ.

Das Merkwürdigste hiebei war, daß dies Alles so friedlich und sittsam ablief, als wenn diese Gesellschaft von Wilden aus lauter gesitteten Leuten von feinen Gefühlen bestanden hätte. Denn ungeachtet man deutlich sah, daß das Band ihnen etwas sehr Schätzbares und Wünschenswürdiges zu sein schien, so blieb doch Jeder, auch von denen, welche nichts erhielten, ruhig sitzen, und man bemerkte nicht, daß nur ein Einziger ungehalten geworden wäre, oder versucht hätte, einem Andern Das, was ihm geschenkt war, zu entreißen. In der That ein Betragen, welches man von sogenannten Wilden kaum erwarten sollte, und welches ich meinen jungen Lesern auf ähnliche Fälle nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Jeder, der an seinem Empfindungsvermögen noch nicht ganz verwahrloset ist, fühlt, daß das schön und rühmlich gehandelt sei, dahingegen Unverträglichkeit, Selbstüchtigkeit und Gierigkeit überall, wo sie wahrgenommen werden, Mißfallen und Abscheu erregen. So achtet denn auf dieses eigene Gefühl, ihr jungen Freunde, und thut bei vorfallender Gelegenheit Das, was von demselben gebilligt wird, und vermeidet Das, was dieser stille Richter unsrer Handlungen für unedel oder unrecht erklärt. Das ist der sichere Weg zu jeder schönen Tugend, und das untrügliche Mittel, sich bei Gott und Menschen wohlgefällig zu machen!

Jetzt laßt mich weiter erzählen.

Einer von den Männern zeigte einen Pfeifenkopf von rother Erde vor, wobei er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er keinen Tabak habe, und gleichwol gern welchen haben möchte. Biron winkte hierauf seinen Leuten zu, die noch immer auf dem ihnen angewiesenen Platze stehen geblieben waren. Alsobald kamen drei oder

vier derselben herbeigerannt. Dies veranlaßte ein unangenehmes Mißverständniß. Die Indier nämlich, welche die von fern stehende Mannschaft immer im Auge behalten hatten, sahen kaum, daß Einige derselben sich in Bewegung setzten, als sie mit großem Geschrei aufsprangen und davon laufen wollten, vermuthlich, um ihre Waffen zu ergreifen, weil sie sich eines feindlichen Angriffs versahen.

Um den Folgen dieses Irrthums zuvorzukommen, lief Biron seinen Leuten entgegen, und rief ihnen, sobald er sie mit seiner Stimme erreichen konnte, zu, daß nur Einer von ihnen kommen, und allen Tabak, den er und seine Gefährten bei sich hätten, mitbringen solle. Dies zerstreute die Furcht der Eingebornen, und sie kehrten Alle nach und nach zu dem verlassenen Orte zurück. Aber Einer von ihnen, ein alter Mann, trat zu dem Befehlshaber, und sang ihm ein langes Lied in seiner Landessprache vor, wovon dieser jedoch natürlicher Weise auch nicht eine Silbe verstand.

Derjenige, welcher den Tabak brachte, war der Lieutenant Kunning. Dieser, welcher selbst von sehr ansehnlicher Länge war, indem er sechs Fuß und zwei Zoll maß, erstaunte nicht wenig, da er sich durch die Gegenwart dieser riesenförmigen Leute auf einmahl zum Zwerge gemacht sah *). Was die Größe dieser Menschenart noch merkwürdiger macht, ist die verhältnißmäßige Dicke derselben, welche man bei denjenigen Europäern, die sich durch eine ungewöhnliche Länge auszeichnen,

*) Das ist vermuthlich ein übertriebener Ausdruck; denn der Kapitän Wallis, der, wie aus der folgenden Erzählung erhellen wird, viele dieser Leute maß, fand keinen darunter, der über sieben Fuß hoch gewesen wäre.

selten zu bemerken pflegt. Biron versichert, daß der Kleinste unter den fünfhundert Patagoniern, welche man hier sah, wenigstens vier Zoll größer, und nach Verhältniß dicker gewesen sei, als der längste unter seiner Mannschaft.

Als der Tabak ausgetheilt war, traten vier oder fünf der Vornehmsten hervor, und baten, so viel man aus ihren Zeichen schließen konnte, daß ihre Gäste zu Pferde steigen, und mit ihnen nach ihren Wohnungen reiten möchten. Allein der Englische Befehlshaber glaubte mit Recht, daß es unvorsichtig gehandelt sein würde, in dieses Gesuch zu willigen, und gab ihnen zu verstehen, daß er nothwendig wieder nach den Schiffen zurückkehren müsse. Sie deuteten hierauf an, daß ihnen das leid thue, und setzten sich wieder nieder.

Einer der Alten versuchte indeß noch einmahl eine Einladung, durch ausdrucksvolle Zeichen. Er legte seinen Kopf einigemahl auf einen Stein, schloß seine Augen ungefähr eine halbe Minute lang, und zeigte darauf bald auf seinen Mund, bald nach den Bergen hin. Man glaubte, er wolle hiedurch andeuten, daß die Fremden, wenn sie mit ihm gehen und bei ihm übernachten würden, mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Allein auch diese Einladung wurde abgelehnt.

Als Biron endlich aufbrach, um wieder nach den Schiffen zurückzukehren, verlangte kein Einziger, ihn zu begleiten. Jeder blieb vielmehr, so lange man sie sehen konnte, ruhig sitzen.

Viele unter ihnen hatten Hunde bei sich. Vermuthlich bedienen sie sich derselben zur Jagd, welche ihre einzige Beschäftigung zu sein scheint. Ihre Pferde waren zwar klein und schlecht genährt, aber dabei schnell, und wohl zugeritten. Ein kleines Stückchen Holz diente

denselben zum Gebiß; daran war ein Baum von ledernen Riemen befestiget, und statt eines Sattels trugen sie ein kleines ledernes Kissen. Weiber und Männer ritten auf einerlei Weise, und beide ohne Steigbügel. Dennoch jagten sie feck über einen Boden hin, der über und über mit großen und glatten Steinen besäet war.

Diejenige Gegend, wo diese Zusammenkunft mit den Patagoniern vorfiel, war nicht fern von der Mündung der Magellanischen Straße*), die, wie meinen jungen Lesern bekannt sein wird, die südliche Spitze von Amerika und das darunter liegende sogenannte Feuerland (Terra del fuego) von einander absondert. Ihren Namen hat dieselbe von demjenigen Portugiesischen Seefahrer, der sie zuerst entdeckte, durch sie hinfuhr, und der Erste war, welcher das große südliche Weltmeer bis nach Ostindien hin durchschiffte, oder die erste Reise um die Welt machte, ungeachtet-er selbst sie nicht vollendete, weil er auf den sogenannten Diebsinseln sein Leben einbüßte. Biron steuerte nunmehr in diese Straße hinein, nicht, um dieselbe schon jetzt zu durchsegeln, sondern nur, um einen Hafen in derselben aufzusuchen, wo er sich mit Wasser und Holz versorgen könnte. Dann wollte er erst, bevor er weiter segelte, die unweit der Mündung dieser Straße liegenden Falklandsinseln aufsuchen, welche schon längst von einem Engländer entdeckt, aber noch immer nicht recht bekannt geworden waren.

Nachdem man die ersten beiden Engen dieser Straße

*) Straße, Kanal und Sund bedeuten in der Schiffersprache einen schmalen Theil des Meers zwischen zwei Ländern.

glücklich zurückgelegt hatte, steuerte man auf eine kleine Insel zu, welche in derselben liegt, und die *Elisabethsinsel* genannt wird. Allein da der Wind anfang, ihnen gerade entgegenzublasen, so sahen sie sich genöthiget, vor Anker zu gehen. Hier ließen sich gegen Abend sechs Indier am Strande sehen, welche ihnen winkten und zuriefen; allein da das Schiffsvolk einige Tage und Nächte sehr gearbeitet hatte, und also Ruhe bedurfte, so konnte der Befehlshaber es nicht übers Herz bringen, ihnen noch die Mühe zu machen, das Boot auszusetzen. Man ließ daher die Indier stehen; und da diese sahen, daß man auf ihre Einladung nicht achtete, so gingen sie endlich wieder weg.

Den 24. Dec. landete Biron in dem Boote auf einer Landspitze, *Sandy Point* (die Sandspitze) genannt. Die Küste war hier ungemein anmuthig. Hinter derselben breitete sich eine schöne flache Landschaft aus, deren Boden außerordentlich fruchtbar zu sein schien. Er war mit mancherlei Blumen bedeckt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Das Gras war mit Erbsen untermengt, welche eben in voller Blüte standen, und es wimmelte hier von einer Art großer Vögel, die man, sowohl ihrer Gestalt, als auch ihrer schönen Federn wegen, gemahlte Gänse nannte. Man traf auch verschiedene *Wigwams*, d. i. Hütten der Indier, an; aber von den Bewohnern derselben bekam man keinen zu Gesicht.

Die reine und feine Luft, welche in dieser Gegend herrscht, hatte die Eßlust der Leute dermaßen geschärft, daß sie wol dreimahl mehr, als gewöhnlich, essen konnten. Es kam ihnen daher wohl zu Statten, daß Einige eine Menge Gänse, Enten und Schnepfen geschossen, Andere einen eben so ansehnlichen Fischzug gemacht hatten.

Von da segelte man weiter nach einem in der Straße gelegenen Hafen, Port Famine (der Hungerhafen) genannt, und legte sich daselbst dicht am Ufer vor Anker. Hier strömt ein Fluß in die Straße. Dieser hatte eine solche Menge Treibholz herbeigeführt, daß wol tausend Schiffe sich damit hätten versorgen können. An den Ufern dieses Stroms stehen die schönsten Bäume, welche, nach Biron's Urtheile, für die ganze Britische Seemacht die besten Masten von der Welt abgeben könnten. Zwischen den Aesten dieser Bäume wimmelte es, der Kälte des Himmelsstriches ungeachtet, von Papageien und andern Vögeln von wunderschönen Farben. Man fand auch Spuren wilder Thiere, und Hütten, von Menschen erbaut; aber man bekam weder Wild noch Menschen zu Gesicht. Hier und da stieß man auf ganz frische Feuerstellen, und einmahl, da man selbst Feuer angezündet hatte, sah man jenseit der Meerenge auf dem Feuerlande alsobald ein Gleiches geschehen. Vermuthlich sollte das irgend eine Bedeutung haben, die man aber nicht zu errathen vermochte. Die fernen Berge, welche man von hieraus entdecken konnte, waren alle erstaunlich hoch, und durchgängig mit Schnee bedeckt. Biron nahm auch eine Streiferei in die nördliche Gegend vor, und fand das Land überall ungemein angenehm. Der Boden war häufig mit Blumen bedeckt, welche unsern Gartenblumen weder an Schönheit, noch an Wohlgeruch etwas nachgaben.

Nicht weit von dem Ankerplatze des Schiffes hatte man neben einem Bache ein kleines Gezelt aufgeschlagen, worin drei Bootsmänner, welche sich mit Waschen beschäftigten, übernachteten mußten. Diese wurden, bald nach Untergang der Sonne, aus dem ersten Schlafe durch das Gebrülle einiger wilden Thiere aufgeschreckt,

welches in der Finsterniß und Stille der Nacht unbeschreiblich fürchterlich klang. Zur Vergrößerung ihres Schreckens merkten die armen Leute, daß diese gräulichen Stimmen je länger je lauter und näher ertönten. Zu entfliehen war nicht möglich, und zur Vertheidigung fehlte es ihnen an Waffen; sie schienen daher verloren zu sein.

Aber Erfahrung, Vernunft und Ueberlegung schützen Den, der sie gehörig zu gebrauchen weiß, bei tausend Vorfällen mehr, als den Starken seine Stärke, oder den Bewaffneten sein Geschos. So auch hier. Diese armen Bootsmänner erinnerten sich in ihrer bedrängten Lage, einmahl gehört zu haben, daß die reisenden, wilden Thiere eine natürliche Furcht vor dem Feuer haben sollen, und sogleich beschlossen sie, von dieser Erfahrung zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen. Sie zündeten also hurtig ein helles Feuer an, und unterhielten dasselbe sorgfältig in hohen Flammen. Und siehe! das Mittel half. Die Unthiere wagten es nicht, sich diesem Feuer zu nähern; sie begnügten sich bloß, die klugen Bootsmänner belagert zu halten, und ihnen die ganze Nacht hindurch etwas vorzubrüllen. Als endlich der Tag anbrach, schlichen sie sich davon.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermahliges, lehrreiches Beispiel von dem großen Nutzen, den man davon hat, wenn man auf eigene und auf anderer Leute Erfahrungen fleißig achtet, und sich sorgfältig merkt Alles, was man hört, sieht oder liest, auch wenn man nicht gleich absehen kann, wozu man es einmahl werde gebrauchen können. Keine Erkenntniß und keine Erfahrung, sie betreffe was sie wolle, ist so unbedeutend, daß sie uns nicht einmahl über kurz oder lang gar sehr zu Statten kommen sollte. Das lernen wir hier abermahls

an dem Beispiele dieser Bootsmänner, und das soll uns denn zum Beweggrunde dienen, auf Alles wohl zu achten, und nichts in den Wind zu schlagen, wodurch wir den Schatz unserer Erkenntniß und Erfahrung bereichern können. So werden wir immer weiser und immer glücklicher werden.

Die Benennung dieses Hafens: Port Famine, d. i. Hafen der Hungersnoth, ist durch folgende Begebenheit veranlaßt worden. Die Spanier legten hier vor ungefähr 200 Jahren eine Pflanzstadt an, die sie Philippville nannten. Die Zahl der Menschen, die sich daselbst niederließen, belief sich auf 400. Als nun sechs Jahre nachher ein bekannter Englischer Seefahrer, Namens Cavendish, in diese Gegend kam, fand er von jener großen Anzahl von Menschen nur noch einen einzigen, welcher Hernando hieß. Von diesem erfuhr er denn, daß alle seine Landsleute, bis auf 24, aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen waren. Drei und zwanzig von diesen Uebriggebliebenen hatten sich auf den Weg gemacht, um, wo möglich, einen Spanischen Pflanzort am Plata-Strome zu erreichen; Hernando allein war geblieben. Von jenen hat man niemals wieder etwas gehört; vermuthlich also waren sie auf ihrer langen und gefährvollen Reise umgekommen.

Daher die Benennung des Hafens der Hungersnoth.

4.

Rückreise von Port Famine nach den Falklandsinseln. Uebermahliger Eintritt in die Magellanische Straße und gänzliche Durchfahrt durch dieselbe.

Nachdem man bis zum 4ten Jänner allhier verweilt, und beide Schiffe mit Holz und Wasser hinreichend ver-

sorgt hatte, ging man wieder unter Segel, und steuerte zurück, um, bevor man weiter reisete, erst die Falklandsinseln aufzusuchen.

Auf dieser Rückreise lief der Delyhin augenscheinliche Gefahr, zu scheitern. Denn, nachdem man sich mit vieler Mühe und Vorsicht aus der Meerenge wieder glücklich hinausgearbeitet hatte, und der Befehlshaber, welcher vier und zwanzig Stunden hinter einander auf dem Verdecke gewacht hatte, sich nun eben, da er das Schiff in Sicherheit glaubte, zur Ruhe begab, so wurde er plötzlich durch einen starken Stoß des Schiffes wieder aufgeschreckt. Er rannte augenblicklich aufs Verdeck zurück, und bemerkte bald mit Bestürzung, daß das Schiff auf einer Sandbank fest saß. Zum größten Glück herrschte gerade eine vollkommene Windstille, und es dauerte nur noch eine kleine Weile, so trat eben so erwünscht die Flutzeit ein. Durch Beides wurde das Schiff gerettet. Die Tamar hatte bald nachher einen ähnlichen Zufall; allein auch sie wurde glücklich wieder abgebracht.

Jetzt segelte man in offener See gegen Osten, bis zum 12ten Jänner, an welchem man die Falklandsinseln zu Gesicht bekam. Die See ist hier von Seehunden, die Luft von Vögeln belebt. Auch ließen sich verschiedene Wallfische sehen, die rings um die Schiffe herum das Wasser, gleich Strömen, von sich bliesen. Einige derselben schienen von ungeheurer Größe zu sein.

Nichts wünschte man jetzt sehnlicher, als bei einer dieser Inseln einen bequemen und sichern Hafen zu finden. Nach langem Suchen, wobei die Schiffe mehr als einmahl Gefahr liefen, an den felsigen Küsten zu scheitern, wurde ihnen dieser Wunsch endlich glücklich gewährt. Man fand eine sehr bequeme und geräumige Bucht, welche vor jedem Winde geschützt lag. Dem da-

mahligen ersten Lord des Seeraths oder der Admirali-
tät zu Ehren, nannte man dieselbe Port Egmont.

Hier gab es Lebensmittel und Erfrischungen von
allerlei Art in Ueberfluß. Da war frisches Trinkwasser
die Fülle, und Gänse, Enten, Schnepfen und andere
Vögel bedeckten den Strand und verfinsterten die Luft.
Man brauchte nicht erst danach zu schießen; man durfte
nur mit Knütteln oder Steinen aufs Gerathewohl in
die Luft oder auf den Strand werfen, und man ver-
fehlte seine Absicht fast nie. Auch Seehunde giebt es
hier in so unbeschreiblicher Menge, daß der Strand da-
mit bedeckt war, und daß man den Fuß nicht aus der
Stelle setzen konnte, wenn man sie vorher nicht erst
weggetrieben hatte.

Eine der wohlthätigsten Erfrischungen für Seefah-
rer, die am Scharbock leiden, der wilde Selleri näm-
lich und Sauerklee, fand sich hier gleichfalls in Ueber-
fluß. Nur an Holz gebricht es auf diesen Inseln gänz-
lich, etwas weniges Treibholz ausgenommen, welches
die Meereswogen wahrscheinlich aus der Magellanischen
Meerenge herbeiführen, und hie und da an den Strand
werfen.

Damit aber meinen jungen Lesern dieses Land wegen
der Leichtigkeit, womit man hier Seehunde und Vögel
fangen kann, nicht gar zu angenehm vorkomme, so muß
ich ihnen auch wol etwas von den furchtbaren Thieren
erzählen, deren es hier gleichfalls in großer Menge giebt.

Dazu gehören zuvörderst die Seelöwen. Meine
Leser kennen dieselben, wo nicht schon sonst, doch wenig-
stens aus dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen.
Diejenigen, welche an den Küsten der Falklandsinseln
leben, sind unbändiger und furchtbarer, als gewöhnlich.
Man hielt oft lange und gefährliche Gefechte mit diesen

Thieren, und zuweilen mußten wol an zwölf Mann sich eine ganze Stunde lang mit einem einzigen derselben herumschlagen, bevor sie es erlegen konnten. Der Befehlshaber selbst wurde eines Tages ganz unvermuthet von einem solchen Seelöwen angefallen, und entging ihm nur mit genauer Noth. Sein Hund hingegen wurde bei dieser Gelegenheit durch einen einzigen Biß fast in Stücken zerrissen.

Aber dies ist nicht die einzige Art gefährlicher Thiere, vor welchen man hier auf seiner Hut sein muß. Eines Tages, da der Steuermann ausgesandt war, um die Küste zu sondiren *), berichtete er bei seiner Zurückkunft, daß vier wolf-artige, grimmige Thiere bis an den Bauch ins Wasser gelaufen seien, um ihn und seine Gefährten im Boote anzugreifen, und daß man, aus Mangel einer Flinte, sich genöthigt gesehen habe, das Boot abzustößen. Als hierauf Biron den nächsten Morgen selbst ans Land ging, stieß er mit seinen Leuten auf einen der größten Seelöwen, den man je gesehen hatte. Man ließ sich mit ihm ein; aber kaum hatte der Kampf seinen Anfang genommen, als man eins von den ob-erwähnten Thieren herbeirennen sah, gleichsam als wenn es dem Seelöwen zu Hülfe kommen wollte. Es wurde indeß erschossen, noch ehe es den Kampfplatz erreichte.

Eben so angreifend zeigten sich diese Thiere nachher bei jeder Gelegenheit. So oft sie einen Menschen wahrnahmen, kamen sie spornstreichs auf denselben zugerannt, um ihn anzufallen. Man erlegte auf diese Weise an dem nämlichen Tage nicht weniger als fünf.

*) d. i. durch Hülfe des Sentbleies die Tiefe des Wassers zu erforschen.

Das Schiffsvolk nannte sie zwar Wölfe; allein ihre Größe und die Gestalt des Schwanzes ausgenommen, schienen sie eher eine Art von Füchsen zu sein. Auch graben sie sich, wie diese, Löcher in die Erde, wobei ihnen ihre langen und scharfen Klauen treffliche Dienste thun.

Es giebt hier eine große Menge dieser Thiere. Wie sie zuerst auf diese Inseln, welche wenigstens hundert Seemeilen weit vom festen Lande abliegen, gekommen sein mögen, das läßt sich schwerlich angeben. Meine jungen Leser mögen ihre eigene Vermuthungskraft daran üben. Um ihrer los zu werden, steckte das Schiffsvolk das trockene Gras in Brand. Davon gerieth das ganze Land, so weit das Auge reichte, in Flammen, und man sah sie hierauf herdenweise die Flucht ergreifen.

Dem Schiffsvolke wurde, so lange man hier vor Anker lag, alle Morgen ein herrliches Frühstück von sogenannter Taschenbrühe (Bouillon de poche) bereitet, die, mit wildem Selleri und Habermehl vermischt, eine eben so wohlschmeckende als gesunde Speise gab. Um diese Taschenbrühe zu bereiten, kocht man in einem fest verschlossenen Topfe allerlei Fleisch so lange, bis es zu Gallert aufgelöst wird. Dann seihet man es durch; und wenn hierauf dieser Gallert kalt geworden ist, so wird er hart, und behält diejenige Form, die man ihm gegeben hat, so daß man ihn, gleich Schokoladentafeln, füglich in der Tasche tragen kann. Thut man ihn nachher in kochendes Wasser, so löset er sich wieder auf, und giebt dem Wasser den Geschmack einer frischen Fleischbrühe. Für Reisende und besonders für Seefahrende eine vortreffliche Erfindung!

Da endlich die Zeit gekommen war, daß man weiter segeln wollte, so nahm Biron im Namen Seiner Brit-

tischen Majestät von dem Hafen und allen umherliegenden Inseln feierlich Besitz, das heißt, er erklärte unter einigen, bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Gebräuchen, daß diese Inseln künftig dem Könige von Großbritannien und keinem Andern zugehören sollten. Und wider diese Besitznehmung war nun wol nichts einzuwenden, weil diese Länder bisher noch gar nicht bewohnt gewesen waren, und also Derjenige, der sie zuerst entdeckte, das nächste Recht dazu hatte. Dies war aber, wie man glaubt, ein Engländer; ungeachtet Andere dem bekannten Spanier, Americus Vesputius, die Entdeckung derselben zuschreiben wollen.

Allein befremdender ist es, wenn man die Herren Länderentdecker und Weltumsegler von Inseln und Ländern Besitz nehmen sieht, welche nicht allein Einwohner, sondern auch schon eine Art von bürgerlicher Verfassung haben, wie wir das in der Folge häufig sehen werden. Gleichsam als wenn man nothwendig ein Europäer sein müßte, um ein Landeigenthum zu haben, und als wenn die Indier keine Menschen wären, die etwas Eigenthümliches besitzen könnten! Allein die Mode hat dies Verfahren der Europäischen Mächte nun schon so gewöhnlich gemacht, daß es fast Keinem mehr auffällt. Was die allgewaltige Mode doch nicht Alles vermag! Sogar Recht in Unrecht, und Unrecht in Recht verwandeln; — wunderbar!

Man ging den 27sten Jänner wieder unter Segel, und steuerte abermahls der Magellanischen Meerenge zu.

Während dieser Fahrt schwärmte eine solche Menge von Wallfischen um die Schiffe herum, daß die Schifffahrt dadurch wirklich gefährlich wurde. An einem derselben streifte man hart vorbei, und ein anderer blies sogar das Wasser bis auf das Verdeck. Diese Thiere

übertrafen an Größe alle andere, welche man jemahls gesehen hatte.

Uebrigens fiel bei der abermahligen Einfahrt in die Magellanische Meerenge nichts vor, welches meinen jungen Freunden erzählt zu werden würdig wäre. Ich überhüpfte daher einen Zeitraum von vier Wochen, und führe meine Leser gleich mitten in die Magellanische Straße, wo unsre Reisenden sich den 1sten März in einer Gegend vor Anker legten, welche der Hieronymus-Sund genannt wird.

Sie erblickten hier, dem Schiffe gegenüber, am nördlichen Strande drei oder vier Feuer; und nicht lange, so sahen sie einige Kähne, mit Indiern besetzt, herbeirudern. Sobald diese die Schiffe erreicht und eine Zeitlang um dieselben herumgerudert hatten, faßte Einer von ihnen das Herz, an Bord zu kommen. Sein elender kleiner Kahn war aus Baumrinden gemacht. Außer ihm befanden sich darin noch vier Männer, zwei Weiber und ein Knabe; Alle so armselige menschliche Geschöpfe, daß man ihres Gleichen nie gesehen hatte. Trotz der rauhen Himmelsgegend, in welcher es oft mitten im Sommer eben so kalt, als bei uns mitten im Winter zu sein pflegt, hatten diese elenden Menschen doch ganz und gar keine Bedeckung, ein stinkendes Seehundsfell ausgenommen, welches ihnen los um die Schultern flatterte. Indesß waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie gern für ein paar Glasforallen vertauschten, eine Waare, worauf die Wilden fast durchgängig einen hohen Werth zu setzen pflegen.

Wer von meinen jungen Lesern etwa geneigt ist, sie deßhalb auszulachen, den bitte ich, erst zu bedenken, daß wir klügern Europäer in diesem, wie in manchem andern Stücke, nicht minder belachenswerthe Thoren sind, in-

dem wir z. B. Gold, Edelsteine und Perlen — Dinge, die an und für sich selbst eben so wenig Nutzen, als die Glaskorallen, gewähren — unter die wünschenswürdigsten Dinge zählen. Aber, werdet ihr vielleicht sagen, dafür kann man doch etwas Nützliches kaufen oder eintauschen! Richtig; aber würde man das können, wenn man diesen unnützen Dingen nicht lächerlicher Weise einen so hohen Werth beigelegt hätte? Und wer weiß, ob nicht die Wilden unter sich von den Glaskorallen den nämlichen Gebrauch zu machen wissen?

Die Pfeile dieser Indier waren ungefähr zwei Fuß lang, aus einer Art von Rohr gemacht und mit einem grünen Steine zugespitzt. Der Bogen mochte etwa drei Fuß lang sein, und die daran befindliche Schnur war ein getrockneter Darm von irgend einem, ich weiß nicht, welchem Thiere.

Da man an eben diesem Tage noch etwas weiter segelte, so kamen gegen Abend verschiedene andere Indier an Bord, die den vorigen völlig ähnlich waren, eben so armselig an Geist und Körper, wie jene. Man machte ihnen Geschenke mit Glaskorallen, Bändern und andern dergleichen Kleinigkeiten, und ihre Freude darüber war sehr groß.

Um ihren Besuch zu erwidern, setzte sich der Befehlshaber in die Jölle *) und ließ sich ans Land fahren. Zu seiner Begleitung nahm er nur einige wenige Personen mit, weil er besorgte, daß eine größere Anzahl sie in Furcht setzen möchte. Die gutmüthigen Wilden nahmen ihn am Strande mit vielen Freundschaftsbezeigungen auf, und bewirtheten ihn mit gewissen wilden Beeren, welche diese Gegend hervorbringt,

*) Ein kleines Boot.

und welche, nebst Dem, was das Meer an Muscheln und todten Fischen auswirft, wo nicht ihre einzige, doch ihre vornehmste Nahrung auszumachen schienen.

Am folgenden Tage segelte man in der Straße weiter.

Die Fahrt in dieser Meerenge ist eine der mühsamsten und gefährlichsten, welche ein Seefahrer machen kann. Häufige Stürme, Klippen und Sandbänke setzten die Schiffe fast an jedem Tage in die äußerste Gefahr, zu scheitern, und die Luft war dabei gemeiniglich so rauh und kalt, als sie bei uns nur im Winter zu seyn pflegt. Das Land an beiden Seiten ist fast durchgängig wild und öde, und Gebirge, welche sich über die Wolken erheben, und von oben bis unten mit Eis und Schnee bedeckt sind, beschränken die Aussicht. Dies Alles macht die Schifffahrt in diesem Kanale eben so unangenehm, als sie beschwerlich und gefahrvoll ist.

Eines Tages, da der Befehlshaber einen Offizier in einem Boote vorausgeschickt hatte, um die Tiefen zu untersuchen, erzählte ihm derselbe bei seiner Zurückkunft, daß er einigen Indiern begegnet sei, deren Einer ihm einen Hund geschenkt habe. Es war auch eine Frau dabei gewesen, die ein kleines Kind an der Brust hatte. Diese — man sehe, wie diese armen Menschen fast unter die Natur der Thiere herabgesunken seyn müssen! — hatte dem Offizier dieses ihr eigenes Kind angeboten. Man schaudert bei dieser Vorstellung, weil sie uns die Menschen in ihrer tiefsten Erniedrigung darstellt. Wie sehr muß nicht die Seele einer Mutter an allen menschlichen Gefühlen abgestumpft sein, welche fähig ist, das Kind von ihrer Brust zu reißen, um es dem ersten dem besten Fremdling zu schenken, oder gegen ein paar Glasforallen zu vertauschen.

Die Bitterung wurde jetzt von Tage zu Tage rauher. Ein strenger Winter schien von dieser öden und fürchterlichen Gegend schon völlig Besitz genommen zu haben, ungeachtet noch nicht einmahl die Zeit des Herbstes angebrochen war. Die armen Seeleute litten daher unbeschreiblich viel von Kälte, wozu noch die große Unbequemlichkeit kam, daß sie, des häufigen Regens wegen, selten einen trockenen Faden am Leibe hatten. Der Befehlshaber ließ daher unter die halberstarrte Mannschaft beider Schiffe, die Offiziere mit eingeschlossen, ein dickes wollenes Zeug zu Wärmern austheilen, welches ihnen ausnehmend zu Statten kam.

Nach unbeschreiblich vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren erreichte man endlich das jenseitige Vorgebirge der Straße, und blickte nunmehr in die weite Südsee hin. Ein an das nördliche Ufer abgeschickter Offizier berichtete bei seiner Zurückkunft, daß er auf einige Indier gestoßen sei, die einen Nachen bei sich führten, der von denen, welche man vorher gesehen hatte, ganz verschieden, nämlich nicht von Baumrinde, wie jene, sondern von zusammengesetzten Pflanzen gewesen sei. »Diese Leute,« sagte er, »kamen an Gestalt und Sitten dem Viehe näher, als Alle, die uns vorher zu Gesicht gekommen. Auch sie gingen, der gräulichen Bitterung ungeachtet, völlig nackt, nur daß ein Seehundsfell um ihre Schultern flatterte. Ihre Speisen, die nicht leicht ein anderes Thier, als ein Schwein, angerührt haben würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem öllichten, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank verursachte. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den Uebrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thiers hinunterschluckten.

Gleichwol sahen sie Dasjenige, was unsere Leute besaßen, nicht mit Gleichgültigkeit an; denn unterdeß, daß Einer von diesen schlief, schnitten sie ihm das Hinterrück seiner Jacke mit einem scharfen Feuersteine ab, dessen sie sich statt eines Messers bedienten.

Da man am folgenden Tage still lag, um Holz und Wasser einzunehmen, kamen sieben bis acht Indier in einem Kahne herbeigeschwommen, traueten sich aber nicht völlig heran, sondern landeten den Schiffen gegenüber, und machten ein Feuer an. Man lud sie durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber vergebens! Der Befehlshaber stieg darauf in die Jölle, und fuhr zu ihnen.

Nachdem er eine Zeitlang bei ihnen gewesen, und sich durch Zeichen mit ihnen unterhalten hatte, schickte er seine Leute zurück, um Schiffsbrot zu holen, und blieb unterdeß bei ihnen allein. Das Brot wurde jetzt gebracht, und Biron fing an, es unter sie zu vertheilen. So oft ein Stück davon zur Erde fiel, hatte er jedesmahl das Vergnügen, zu sehen, daß Niemand von ihnen es eher aufnehmen wollte, bis er seine Erlaubniß dazu gegeben hatte. Ein sonderbarer Zug in der Gemüthsart dieser Wilden! So ungesittet und viehisch in jeder andern Betrachtung, und dabei doch so bescheiden, so viel Herrschaft über ihre Begierden!

Eine andere eben so liebenswürdige Eigenschaft, die man an ihnen wahrnahm, stach gleichfalls stark gegen ihre sonstige Wildheit ab. Dies war ein Gefühl von Dankbarkeit, welches sie auf eine rührende Weise an den Tag zu legen suchten. Da sie nämlich bemerkten, daß die Bootsleute Gras für einige Schafe abschnitten, welche man auf dem Schiffe hatte, sungen sie augenblicklich an, alles Kraut, welches sie nur finden konnten, auszuraufen und nach dem Boote zu tragen. Biron

wurde durch diesen Beweis ihres guten Willens gar sehr gerührt, und er konnte bemerken, daß das Vergnügen, welches er darüber äußerte, ihnen Freude machte.

Diese gutmüthigen Wilden hatten ihn bald so lieb gewonnen, daß sie, da er wieder ins Boot stieg, Alle sogleich in ihren Rachen sprangen und ihn begleiteten. Man kam ans Schiff. Hier ließen sie, beim Anblick eines so großen und wunderbaren Gebäudes, vor Erstaunen und Schrecken die Ruder sinken, und blieben eine gute Weile wie versteinert. Endlich bewog man Einige derselben, wiewol mit Mühe, an Bord zu kommen.

Hier machte man ihnen allerhand kleine Geschenke, und es dauerte hierauf nicht lange, so schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu sein. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, fing Einer der Schiffleute an, auf der Geige zu spielen, und einige Andere tanzten. Das war eine herrliche Unterhaltung für sie! Sie wurden darüber so entzückt, und zugleich so begierig, sich dankbar dafür zu bezeigen, daß Einer von ihnen in den Rachen sprang, einen Beutel von Seehundshaut mit rother Farbe holte, und dann des Geigers Angesicht sehr emsig damit anzuschmieren begann. Er wollte hiernächst dem Befehlshaber die nämliche Ehre anthun, und dieser hatte alle Mühe von der Welt, die sonderbare Höflichkeitserweisung von sich abzulehnen, weil man seine Weigerung für übertriebene Bescheidenheit hielt. Nachdem sie einige Stunden sehr vergnügt auf dem Schiffe zugebracht hatten, gab man ihnen zu verstehen, daß es gut sein würde, wenn sie nunmehr wieder ans Land zurückgingen. Aber ihre Zuneigung gegen den Befehlshaber und das Schiffsvolk war so groß, daß es Mühe kostete, sie dazu zu bewegen.

Den 7ten des Wandelmonats oder Aprils lichtete

man zum letzten Mahle in der Straße die Anker, und da zu gleicher Zeit ein überaus günstiger Wind aufsprang, so hatte man in zwei Tagen das Glück, die öden und rauhen Küsten dieser Meerenge völlig zurückzulegen, und nunmehr in das unermessliche große Südmeer zu stechen. Die ganze mühselige Durchfahrt hatte sieben Wochen und zwei Tage gekostet.

5.

Lauf der Schiffe von der westlichen Mündung der Magellanischen Straße bis zu den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung.

Nunmehr bitte ich meine jungen Leser, diejenige Karte vor sich hinzulegen, welche dieser Reisebeschreibung beigelegt ist, und worauf sie die fernere Fahrt unserer Reisenden bis nach Ostindien hin verzeichnet finden.

Als sie die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerten sie anfangs, wie aus dem auf der Karte befindlichen Striche, der den Lauf der beiden Schiffe andeutet, erhellet, gegen Westen; dann wandten sie sich, und fuhren längs der westlichen Küste von Südamerika hinauf gen Norden. Es war der 9te des Wandelmonats 1765, an welchem sie ins Südmeer einliefen. Von da bis zum 16ten sahen sie nichts, als Wasser und Himmel, und es begegnete ihnen nichts, was des Wiedererzählens würdig wäre.

In dem letztgenannten Tage erblickte man zum ersten Mahle wieder Land. Es war die Insel Masafuero, welche meine Leser auf unserer Karte angegeben finden. Die nicht weit davon liegende Insel Don Juan Fernandez blieb ihnen zur Seite liegen, und konnte, des nebeligen Wetters wegen, nicht von ihnen gesehen werden.

Man steuerte auf Masafuero los, und suchte lange vergeblich einen Platz, wo man die Schiffe mit einiger Sicherheit vor Anker legen könnte. Endlich fand man, was man suchte. Allein die Küste war überall so felsig, und die Brandung *) an derselben so stark, daß man es nicht möglich fand, mit einem Boote aus Land zu kommen. Gleichwol mußte man sich hier nothwendig mit Wasser und Holz versorgen; und so groß daher auch die Gefahr zu sein schien, so mußten doch Leute dazu beordert werden.

Zum Glück hatte der Befehlshaber sich für Fälle dieser Art mit einer Anzahl von Korkwämsern versehen, die sowol das Schwimmen erleichtern, als auch Den, der damit bekleidet ist, verwahren, daß er nicht an den Klippen zerquetscht werde. Durch dieses Hülfsmittel wurde nach und nach ein ziemlicher Vorrath von Wasser und Holz an Bord geschafft, auf den man, in Ermangelung jener Wämsen nothwendig hätte Verzicht thun müssen. Man blieb nämlich mit den Böten außerhalb der Brandung liegen, und die mit Korkwämsen versehenen Bootsmänner schwammen hindurch. Dann wurden die gefüllten Wasserfässer und das gefällte Holz an Stricke gebunden, und so nach den Böten hingezogen.

Allein Diejenigen, welche sich auf diese Weise ins Wasser wagten, um aus Land zu schwimmen, schwebten, trotz ihrer Korkwämsen, doch jedesmahl in großer Ge-

*) Das Aufsteigen und Brechen der Wellen an einer Küste, oder an Felsen, welche unweit der Küste unter dem Wasser verborgen liegen. Die daran sich brechenden Wogen pflegen zuweilen wie ein Mastbaum hoch in die Luft zu steigen.

fahr, ihr Leben auf die jämmerlichste Weise einzubüßen. Es gab nämlich in dieser Gegend des Meeres eine Menge sehr großer Haifische*), deren einige über zwanzig Fuß lang waren, und welche, so oft sie einen schwimmenden Menschen erblickten, sogar die Brandung nicht scheueten, sondern in dieselbe hineinschossen, um ihn zu erhaschen. Einige Bootsleute geriethen dadurch in große Gefahr, der sie nur mit genauer Noth zu entkommen das Glück hatten. Man sah die gefräßigen Seeungeheuer ganze Seehunde, die sie erhaschten, wie einen einzigen Bissen hinunterschlucken.

Man fand die Insel mit Ziegen bevölkert. Verschiedene derselben wurden erlegt, und man fand ihr Fleisch eben so wohlschmeckend, als das schönste Wildbret. Eine derselben schien schon einmahl in menschlicher Bothmäßigkeit gewesen zu sein; denn sie war am Ohr auf eine solche Weise gezeichnet, daß man wohl sehen konnte, daß es nicht zufällig geschehen war. Außerdem gab es hier einen solchen Ueberfluß an Fischen, daß man mit leichter Mühe in kurzer Zeit mehr derselben fangen konnte, als die ganze Schiffsmannschaft zu einer Mahlzeit nöthig hatte. Einige wogen 20 bis 30 Pfund, und ihr Geschmack war vortrefflich.

Indem man nun mit der Einholung des Holzes und Trinkwassers auf die eben beschriebene Weise beschäftigt war, ereignete sich folgender Vorfall.

Der Konstabel und ein Bootsmann, welche mit aus Land geschwommen waren, fanden gegen Abend, da sie zurückzukehren dachten, die Brandung so fürchterlich, daß sie es nicht wagen wollten, mit ihren Gefährten

*) Ich habe diesen furchtbaren Raubfisch in der Entdeckung von Amerika beschrieben.

wieder hindurch zu schwimmen. Sie wurden daher Beide am Lande zurückgelassen.

Am folgenden Tage fand der Befehlshaber für nöthig, die Schiffe an einer andern Stelle ankern zu lassen, welche ungefähr anderthalb Meilen weiter nordwärts lag. Er schickte daher ein Boot aus, um die beiden Zurückgebliebenen abzuholen. Nun konnte aber das Boot, wie wir wissen, der Brandung wegen nicht bis ans Land gehn. Man rief daher den beiden Männern zu, daß sie herbeischwimmen möchten. Der Konstabel wagte es, und kam glücklich an Bord; allein der Bootsmann, der kein Schwimmer war, entsetzte sich vor dem Anblicke der Gefahr und blieb abermahls zurück.

Der Befehlshaber schickte noch einmahl nach ihm aus, und ließ ihm zurufen: es stehe wahrscheinlicher Weise stürmisches Wetter bevor; dann dürften die Schiffe leicht von ihrem Ankerplatze weggetrieben werden, und dann werde er Gefahr laufen, den Rest seines Lebens auf dieser Insel allein zuzubringen. Allein der Mann blieb unbeweglich. Er sei überzeugt, sagte er, daß wenn er es versuchen wolle, nach dem Boote hin zu schwimmen, er gewiß ertrinken werde. Er wolle daher lieber bleiben, wo er sei; es möge ihm auch gehen, wie es wolle. Er nahm hierauf einen zärtlichen Abschied von den Gefährten im Boote, und wünschte ihnen alles mögliche Wohlergehn, welches diese von Herzen erwiederten.

Da nun eben das Boot im Begriff war, wieder umzukehren, und den armen Kerl seinem Schicksale zu überlassen, so ergriff einer der Unteroffiziere das eine Ende eines im Boote befindlichen Stricks, sprang damit in die See, und schwamm durch die schäumende und wogende Brandung hindurch nach dem Orte, wo der

arme Johann — so hieß der neue Robinson — in niedergeschlagener Stellung stand, und sein unglückliches Schicksal überdachte. Jener bemühte sich nun, ihm den Vorsatz, auf der Insel zurückzubleiben, durch die kräftigsten Vorstellungen auszureden; aber umsonst! Johann sah seinen Tod im Wasser, wenn er sich in die Brandung wagen wollte, als gewiß an, und war daher schlechterdings nicht zu bewegen, das Land zu verlassen.

Der Unteroffizier hatte unterdeß an seinem Stricke unvermerkt eine Schlinge geschürzt. Plötzlich warf er ihm dieselbe um den Leib, und hurtig rief er seinen Gefährten im Boote, welche das andere Ende des Strickes hielten, zu, daß sie es nach sich ziehen sollten. Man gehorchte; und so wurde der arme Johann Hals über Kopf ins Meer und durch die Brandung hingerissen. Jetzt hob man ihn ins Boot; aber ach! er schien schon ganz entseelt zu sein. Man machte sich indeß über ihn her, richtete ihn auf den Kopf, blies ihm Luft ein, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen, ihn ins Leben zurückkehren zu sehen. Der Unteroffizier schwamm auch herbei, und so kehrten Alle, vergnügt über den glücklichen Ausgang dieses Abenteuers, zurück nach dem Schiffe.

Man verließ nunmehr die Insel Masafuero und fuhr noch eine Zeitlang fort, gegen Norden zu steuern, bis man den 27sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte, da man die Schiffe wandte, um nun gegen Westen zu segeln. Ich bitte, hier abermahls auf unserer Karte nachzusehn.

Nachdem man zehn Tage lang ununterbrochen unter Segel geblieben war, erblickte man verschiedene Vögel um das Schiff her, welche Hoffnung zu einem nahen Lande machten. Einige derselben waren vorzüglich merkwürdig. Sie flogen hoch, waren so groß, wie eine

Gaus, und so weiß, wie Schnee, die Füße ausgenommen, welche schwarz waren.

Verschiedene Tage danach erblickte man zwei andere große Vögel, welche schwarz waren, nur daß sie einen weißen Hals und einen Schnabel von gleicher Farbe hatten. Ihr Flug war schwerfällig; man schloß daraus, daß sie zu langen Reisen unfähig wären; und das machte abermahls Hoffnung, daß man bald irgend ein Land zu Gesicht bekommen würde.

Je weiter man kam, desto größer wurde die Zahl von allerhand Vögeln, welche die Schiffe begleiteten; aber Land wollte sich immer noch nicht zeigen. Gleichwol hatte man täglich größere Ursache, sich danach zu sehnen, weil die Mannschaft immer mehr und mehr vom Scharbock ergriffen, und dadurch zur Arbeit unfähig gemacht wurde.

Erst am 7ten des Sommermonats entdeckte man früh Morgens eine kleine und bald darauf eine größere Insel, bei welcher man in der Dunkelheit der Nacht hart vorbeigesegelt sein mußte. Man befand sich damahls unter dem 15ten Grade südlicher Breite, und in der westlichen Länge von 145 Graden. Meine jungen Leser finden diese beiden Inseln auf unserer Karte unter dem Namen der Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung angegeben.

Man steuerte gegen die kleine Insel zu, und nahm bei weiterer Annäherung ein Land wahr, welches durch seine Anmuth in Entzücken setzte. Die Küste bestand aus dem feinsten weißen Sande, und die Insel selbst glich einem angenehmen Obstgarten. Aber rings um dieselbe her bäumten sich die Wogen in fürchterlicher Brandung.

Es währte nicht lange, so entdeckte man, daß das

Eiland auch bewohnt war. Es ließen sich nämlich verschiedene Eingeborne an der Küste sehn, und zwar mit Spießen bewaffnet, die wenigstens sechzehn Fuß lang waren. Man sah sie alsobald geschäftig, verschiedene große Feuer anzulegen; und nicht lange, so geschah auf der größern Insel ein Gleiches: ein Beweis, daß die Bewohner von beiden mit einander einverstanden sein mußten, sich in Fällen solcher Art auf diese Weise einander zu benachrichtigen.

Der Befehlshaber schickte hierauf das Boot mit einem Offiziere aus, um einen Ankerplatz zu suchen; allein zur allgemeinen Betrübnis kehrte dieses, nachdem es die ganze Insel umrudert hatte, mit der traurigen Nachricht zurück, das Meer sei rund umher so tief, daß man den Grund desselben mit dem Senkblei nicht habe erreichen können. Das war in den Ohren der ganzen Schiffsgesellschaft ein rechter Donnerschlag! Denn der Scharbock hatte nunmehr so fürchterlich um sich gegriffen, daß die Meisten schon wirklich bettlägerig waren, indeß Andere matt und krank auf dem Verdecke umherkrochen, und mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, nach dem Paradiese hinblickten, welches die Natur für sie verschlossen hatte. Sie sahen Kokosnüsse in Menge, deren Milch für Leute in ihrer Lage vielleicht die beste Arznei von der Welt ist; und was ihre Begierde sowol, als auch ihre Betrübnis ausnehmend vergrößerte, das waren die vielen Schildkrötenschalen, welche längs der Küste herum lagen. Das Alles sollten sie nur sehen, aber nicht genießen!

Man segelte indeß, um sich wenigstens durch den Anblick zu laben, rings um die Insel herum, und fand es überall unmöglich, sogar nur mit den Böten zu landen. So wie aber die Schiffe sich der Küste gegenüber

sehen ließen, rannten die wilden Einländer schreiend herbei, tanzten ihren Kriegstanz, schwangen dabei ihre langen Spieße, warfen sich alsdann rücklings nieder, und blieben eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Unsere Reisenden irrten vermuthlich nicht, indem sie dies für eine Drohung hielten, daß Derjenige, der es wagen werde, ans Land zu kommen, auf der Stelle des Todes sein solle. Man fühlte sich zwar geneigt, dieses ungastfreundschaftliche Verfahren zu mißbilligen; aber wenn man weiß, wie die gesitteten Europäer sich bisher gegen diejenigen Wilden, deren Land sie eigenmächtiger Weise in Besitz nahmen, zu verfahren pflegten, so kann man es diesen Leuten doch nicht übel nehmen, daß sie solche gefährliche Gäste von sich abzuhalten suchten, und ein menschenfreundliches Herz kann nicht umhin, ihnen Glück zu wünschen, daß die Natur selbst ihr kleines Eiland für jeden ungerechten Eroberer unzugänglich machte.

An einer Stelle der Küste bemerkte man im Vorbeisegeln, daß die Eingebornen zwei Spieße in den Sand gesteckt, und an die Spitzen derselben Etwas befestiget hatten, welches in der Luft flatterte. Vermuthlich hatte dies irgend eine gottesdienstliche Absicht; denn man bemerkte alle Augenblicke, daß einige Indier vor diesen Spießern niederknieten, vielleicht um irgend ein von ihnen göttlich verehrtes Wesen um Schutz wider die Fremden anzusuchen.

So oft ein Boot abgeschickt wurde, um sich der Küste zu nähern, erhoben die Eingebornen jedesmahl ein so fürchterliches Geheul, als man je gehört hatte. Sie ermangelten dabei auch niemahls, mit ihren Spießern zu drohen, und große Steine in Bereitschaft zu halten, um die Landenden damit zu empfangen. Vergebens machte man ihnen alle nur ersinnliche Zeichen von Freundschaft

und Zuneigung; vergebens warf man ihnen Brot und andere Dinge zu, wovon man glaubte, daß sie ihnen angenehm sein dürften: sie ließen Alles mit Verachtung liegen, und wateten vielmehr ins Wasser, um sich, wo möglich, des Bootes zu bemächtigen. Die in dem letztern befindliche Mannschaft war daher geneigt, auf sie zu feuern; allein glücklicher Weise hatte der befehlige Offizier keine Erlaubniß, Feindseligkeiten auszuüben, und man zog sich daher ohne Blutvergießen zurück.

Hier kann ich nicht umhin, dem Nachdenken meiner jungen Leser die Frage vorzulegen: ob unsere Reisenden, die, wie wir wissen, in einer so kläglichen Lage waren, daß sie vom Scharbock aufgerieben zu werden besorgen mußten, sich nicht für berechtigt halten durften, sich die zur Erhaltung ihres Lebens erforderlichen Erfrischungen mit Gewalt zu verschaffen? Ich gebe ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, um erst selbst darüber nachzudenken und Partei zu ergreifen; dann mögen sie weiter lesen, um zu sehen, ob mein eigenes Urtheil mit dem ihrigen übereinkomme, oder nicht?

Hier ist das meinige: allerdings waren sie dazu berechtigt, aber nur unter der dreifachen Bedingung: 1) daß die besagten Erfrischungen ihnen zur Erhaltung ihres Lebens wirklich unentbehrlich waren; 2) daß sie einen Ort fanden, wo sie landen konnten und also nicht vergebens Blut vergossen, und 3) daß es schlechterdings unmöglich war, das ihnen Unentbehrliche auf eine minder gewaltsame Weise zu erhalten. Fiel hingegen eine einzige dieser Bedingungen weg, so war es eben so grausam und strafbar, Einen dieser Wilden zu tödten, als wenn es gesittete Europäer gewesen wären. Denn waren sie nicht auch Menschen, so gut wie wir?

Mein bejahendes Urtheil gründet sich auf den un-

läugbaren Satz aus dem Rechte der Natur: daß die Sorge für die Erhaltung unsers Lebens die erste aller unserer Pflichten ist, und daß wir, wenn kein anderes Mittel dazu vorhanden ist, es sogar mit dem Leben eines Andern erkaufen dürfen. Dank sei indeß der göttlichen Vorsehung, daß nur selten ein Mensch in den traurigen Fall zu kommen pflegt, von diesem natürlichen Nothrechte Gebrauch machen zu müssen.

Jetzt möchte ich wissen, ob alle meine jungen Leser gleichförmig mit mir geurtheilt haben? Schade, daß wir uns nicht darüber besprechen können! —

Die wilden Bewohner dieser Insel waren von einer dunkeln Kupferfarbe, übrigens stark und wohlgebildet. Im Laufen waren sie so schnell, daß unsere Reisenden nie etwas Aehnliches gesehen zu haben bezeugen.

Da nunmehr alle Hoffnung, an diesem schönen Eilande zu landen, gänzlich verschwunden war, so steuerte man auf die nicht weit davon gelegene größere Insel zu. Sobald man dieselbe erreicht hatte, ließ der Befehlshaber beilegen — meine jungen Leser wissen aus der obigen Erklärung, was dieser Ausdruck sagen will — und sandte wiederum das Boot aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Kaum hatte dieses sich in Bewegung gesetzt, als man die Eingebornen in großer Menge, mit Keulen und Spießen bewaffnet, herbeirennen sah, um sich der Landung zu widersetzen. Um sie zurückzuschrecken, schoß man eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin; und dies that die erwartete Wirkung, denn sie liefen augenblicklich in den Wald zurück.

Dennoch kehrte das Boot abermahls mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß man einen Ort zum Ankern nirgends habe finden können, weil auch hier das

Meer bis nahe an die Küste hin unergründlich tief befunden wurde. Die Sehnsucht der armen Kranken nach irgend einem erfrischenden Salsal mußte also unbefriedigt bleiben. Traurig wendete man hierauf die Schiffe, um weiter gegen Westen zu segeln, und nannte diese Eilande: die Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

6.

Entdeckung der König-Georgs-Inseln, nebst einer Beschreibung derselben und einer Nachricht von verschiedenen daselbst vorgefallenen Begebenheiten.

Schon am folgenden Tage, nämlich den 9ten des Sommermonats, hatte man gegen Abend das Glück, abermahls Land zu entdecken. Es lag noch in einer Entfernung von sechs bis sieben Seemeilen. Man legte daher bei, um erst den Anbruch des nächsten Tages abzuwarten. Dennoch war man am folgenden Morgen dem Lande um vier Meilen näher gekommen, und konnte nunmehr sehen, daß es eine lange niedrige Insel war. Sie hatte übrigens ganz das schöne Ansehn der vorigen, eine weiße Küste, eine herrliche Waldung von Kokos- und andern Bäumen, und sie war rund umher, wie jene, mit rothen Korallenfelsen umgürtet, welche eine starke Brandung verursachten.

Man steuerte, sobald man ihr nahe genug gekommen war, längs der nord-östlichen Seite derselben hin, und sah auch hier die Eingebornen, mit langen Spießen bewaffnet, in Menge herbeirennen und große Feuer anzünden. Als man die südwestliche Küste des Eilandes erreicht hatte, bemerkte man einen großen Landsee, der ungefähr drei Seemeilen breit zu sein schien, und durch

eine kleine Einfahrt mit dem Meere zusammenhing. Hier hatten die Wilden, im Schatten eines lustigen Kokoswaldes, eine kleine Stadt, das heißt hier, wie überall, wo von Wilden die Rede ist, eine Anzahl von Hütten erbaut. Der Anblick dieser Gegend war so einladend, daß man sehulichst wünschte, hier einen Ankerplatz zu finden.

Der Befehlshaber schickte daher augenblicklich die Böte zum Sonden aus; allein sie fanden unglücklicher Weise auch hier die Küste so steil, wie eine Mauer, und das Meer unergründlich tief. Man fuhr hierauf fort, längs der Küste hinzusegeln, und sah überall viele Hunderte von Wilden in der Absicht herbeilaufen, ihnen die Landung streitig zu machen. Einer derselben trug ein Stück von einer Matte, an der Spitze eines Spießes befestiget, welches vermuthlich eine Fahne sein sollte; die Uebrigen aber stellten sich, und zwar in guter Ordnung, bis an den Leib ins Wasser, wobei sie ein unaufhörliches grünlisches Geheul erhoben. Nach einer kleinen Weile sah man auch eine Menge großer Kähne den Landsee herunter kommen und sich ihnen beigefellen.

Unterdeß waren die Böte noch immer mit dem Sonden beschäftigt. Die darin befindlichen Leute erschöpften ihre Erfindungskraft, um Zeichen und Geberden zu ersinnen, wodurch sie den Indiern ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen gaben. Einige von den Kähnen setzten sich hierauf in Bewegung, um sich den Bötten zu nähern; und dies ließ hoffen, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung kommen würde. Doch diese Hoffnung war schlecht gegründet.

Die Wilden hatten nämlich keine andere Absicht, als die Böte ans Land zu ziehen, um sich ihrer und der darin befindlichen Mannschaft zu bemächtigen. Verschie-

dene von Denen, welche auf der Küste standen, suchten ihnen dazu behülflich zu sein, indem sie von dem Felsen hinab ins Wasser sprangen und nach den Bötten hin schwammen. Einer derselben wagte es sogar, bei dem Boote der Tamar an Bord zu kommen; aber kaum war dies geschehen, als er mit einer Matrosenjacke, die er ergriff, wieder ins Wasser sprang, untertauchte und nicht eher wieder zum Vorschein kam, als bis er dicht an der Küste mitten unter seinen Landsleuten war. Ein Anderer von ihnen wollte einem Unteroffizier den Hut vom Kopfe reißen; da er aber nicht wußte, wie ein Hut abgenommen wird, so zog er ihn, statt ihn aufzuheben, aus Dummheit unterwärts, wodurch der Unteroffizier Zeit gewann, sein Eigenthum zu sichern. Die braven Schiffleute ertrugen dies Alles mit großer Nachsicht. Darüber frohlockten die Indier und wurden immer übermüthiger.

Man fuhr unter diesen Umständen fort, die Küste zu untersuchen, bis man die westliche Spitze der Insel erreicht hatte, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Man entdeckte indeß hier eine andere Insel, welche ungefähr vier Seemeilen weit gegen Westen lag. Ehe man aber alle Hoffnung, von demjenigen Eilande, bei welchem man jetzt war, einige Erfrischungen zu erhalten, aufgab, segelte man noch einmahl nach der Oeffnung des Landsees zurück.

Die Böte hatten sich unterdeß etwas weit von den Schiffen entfernt, und man bemerkte zwei doppelte Rähne, mit ungefähr sechzig bewaffneten Wilden bemannt, nach der Gegend hinrudern, wo sie waren. Biron gab hierauf den Bötten das Zeichen, daß sie mit diesen Rähnen sprechen sollten, und jene gehorchten. Aber kaum bemerkten die Wilden, daß man ihnen entgegen-

ruderte, als sie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen wurden, und eiligst die Küste zu erreichen suchten. Die Böte folgten ihnen eben so eifertig nach. Jene setzten indeß mit ihren kleinen Fahrzeugen mitten durch die fürchterliche Brandung, erreichten den Strand und zogen ihre Kähne nach sich. Und nun machten sie sich fertig, die ihnen nacheilenden Böte mit Keulen und Steinen zu empfangen.

Das Volk in den Bötten glaubte jetzt — ob mit Recht? das mögen meine jungen Leser selbst beurtheilen — in der Lage zu sein, daß sie Gewalt gebrauchen dürften. Sie gaben also Feuer, und ach! — zwei oder drei der armen Indier stürzten. Dem Einen derselben hatten drei Kugeln den Leib durchbohrt; dennoch hob er noch einmahl einen Stein auf, warf damit nach seinen Feinden und — verschied. Die beiden andern Gefallenen wurden von ihren fliehenden Gefährten augenblicklich fortgeschleppt; diesen aber ließen sie liegen, vermuthlich weil er nicht weit von den Bötten gefallen war.

Die Böte bemächtigten sich hierauf der beiden doppelten Kähne, welche die Wilden im Stiche gelassen hatten, und brachten dieselben ans Schiff. Der größte von beiden war 32 Fuß lang, und sie mußten Denen, welche sie verfertigt hatten, ungemein viel Mühe gemacht haben. Sie bestanden nämlich aus Brettern, ungeachtet man kaum begreifen kann, wie Leute, welche keine eiserne Werkzeuge haben, aus Bäumen Bretter machen können; und sie waren noch obenein mit allerlei Schnitzwerk reichlich geziert. Die Bretter waren zusammengenäht, d. i. durch Hülfe kleiner Löcher, durch welche man Bindfaden gezogen hatte, an einander befestiget. Um das Eindringen des Wassers in die Fugen zu verhindern,

lag ein Streif von Schildkrötenschale darüber her, der auf eine sehr künstliche Weise befestigt war.

Je zwei und zwei lange und schmale Kähne waren, durch Hülfe zweier Balken, welche von Bord zu Bord gingen, dergestalt an einander befestigt, daß zwischen beiden ein Raum von ungefähr sechs bis acht Fuß blieb. Dann hatte man in jedem einzelnen Kahn einen Mast errichtet, und zwischen den beiden Masten des Doppelkahns hatte man das Segel befestigt. Das Segel selbst bestand aus einer Matte von so künstlicher Arbeit, daß unsern Reisenden nie etwas Schöneres der Art vorgekommen war. Eben so gut und künstlich war auch das Tauwerk dieser Kähne gearbeitet, ungeachtet es, dem Ansehn nach, nur aus der äußern zaserigen Schale der Kokosnuß bereitet war.

Meine jungen Leser werden es hoffentlich nicht ungerne gesehen haben, daß ich ihnen diese Stücke so umständlich beschrieb. Was kann angenehmer und lehrreicher sein, als zu hören, wie weit die Erfindungskraft und der Fleiß der Menschen, selbst bei armen, aller eisernen Werkzeuge entbehrenden Wilden, zu gehen vermögen, sobald sie von Bedürfnissen gespornt werden, und ihre Geduld und Emsigkeit nicht früh ermüden! Mir sind solche, wie alle andern Beweise von den hohen Fähigkeiten, welche der Schöpfer seinen Menschen eingepflanzt hat, von jeher ehrwürdig und äußerst erfreulich gewesen; und ich wünsche sehr, daß dies bei Jedem meiner lieben Leser der nämliche Fall sein möge.

Nachdem man über diejenigen Wilden, welche unweit der Einfahrt in den Landsee am Strande zusammengelaufen waren, eine Kanonenkugel hingefeuert, und sie dadurch zurückgeschreckt hatte, so landeten die Böte, und waren so glücklich, einige Kokosnüsse zu bekommen,

die sie an Bord brachten. Die einbrechende Nacht verhinderte sie, mehr derselben einzuholen. Man krenzte oder lavirte *) daher, bis der Tag wieder anbrach, legte hierauf bei, und der Befehlshaber ging mit Allen, die nicht am Scharbocke bettlägerig waren, in den Böten ans Land.

Hier besuchte man verschiedene von den Einwohnern verlassene Hütten, welche niedrig und nur mit Zweigen von Kokosbäumen gedeckt waren. Sie wurden von Hunden bewacht, die vom Morgen bis zum Abend ein unaufhörliches Geheul erhoben. Diese an sich armseligen Wohnungen hatten alle eine höchstreizende Lage, indem sie in einem Lustwalde von Kokosbäumen errichtet waren. Der Kokosbaum scheint diese Leute mit den meisten Nothwendigkeiten des Lebens, besonders mit Nahrungsmitteln, Segeln, Tauwerk, Zimmerholz, Obdach und Wassergefäßen zu versorgen; und dies ist vermuthlich die Ursache, warum sie ihre Wohnungen allezeit an einem solchen Orte errichten, der von Bäumen dieser Art beschattet wird.

Als man einige dieser Hütten durchsuchte, fand man das ausgeschmückte Obertheil eines Steuerruders, welches augenscheinlich zu einem Holländischen langen Boote gehörte, aber vor Alter schon ganz wurmstichig geworden war. Man fand auch geschmiedetes Eisen, ein Stück Metall und verschiedene eiserne Werkzeuge, welches Al-

*) Laviren heißt in der Schiffersprache, dem Winde entgegen arbeiten, indem man hin und her segelt, und dabei die Segel so stellt, daß der entgegenblasende Wind das Schiff nicht zurück, sondern nach der Seite hintreibt, wobei dieses allemahl auf die eine Seite zu liegen kommt.

les die Eingebornen nur von Europäern erhalten haben konnten. Ob das Schiff, wozu jenes Boot gehört hatte, hier gescheitert, oder von den Indiern erobert worden war, konnte man nicht ausfindig machen.

Nabe bei den Wohnungen der Eingebornen sah man unter dickbelaubten Bäumen Gebäude, welche man für Begräbnißörter hielt, und deren Seitenwände und Decken aus Steinen gemacht waren. Dasselbst standen Kisten voller Menscheugebeine, und an den Nesten der Bäume umher hing in Körben, aus Rohr verfertigt, eine Menge Köpfe und Beine von Schildkröten nebst allerlei ausgetrockneten Fischen. Das sollten vermuthlich Opfer sein, welche man den Todten, oder für dieselben gewissen Gottheiten gebracht hatte.

Dieser Tag war für die ganze Schiffsgesellschaft, worunter nicht ein Einziger war, der von Scharbock gänzlich frei geblieben wäre, ein Tag der Erquickung und des Genesens, weil man Kokosnüsse vollauf zu essen fand, und verschiedene Böte voll nach den Schiffen schicken konnte.

Der Strand war mit Korallen und mit Schalen von sehr großen Perlenaustern bedeckt. Man schloß daraus, daß sich eine der vortheilhaftesten Perlenfischereien hier würde anlegen lassen.

Von den Eingebornen bekam man Einige, aber nur von weiten zu Gesicht, weil sie sich nicht heranwagten. Man konnte indeß unterscheiden, daß die Weiber eine Schürze von Matten vom Unterleibe bis an die Knie trugen, die Männer hingegen durchgängig nackt gingen.

Eine unerträgliche Plage für die Bewohner dieser Insel müssen die Fliegen sein. Nicht nur Diejenigen von unsern Reisenden, welche aus Land gegangen waren, sondern auch die Böte, ja die Schiffe selbst waren ganz

damit bedeckt. Was müssen die armen nackten Wilden nicht erst davon auszustehen haben! Man sah große und kleine Papagaien, auch verschiedene unbekannte Vögel, und besonders eine schöne Art von Tauben, die so zahm waren, daß sie den Menschen ganz nahe kamen, ihnen sogar in die Hütten der Indier folgten.

Gegen Abend begab sich die ganze Gesellschaft wieder an Bord, und am folgenden Morgen segelte man von dannen, um die andere Insel zu besuchen, welche man von fern gesehen hatte.

Auch diese Insel hatte ganz das schöne Ansehn der vorigen, und die Bewohner derselben waren völlig von dem nämlichen Schlage, wie die von jener. Sie rann-ten, sobald die Schiffe sich der Insel näherten, in großer Menge an den Strand, und waren gleichfalls mit langen Speißen bewaffnet. Sie begleiteten den Lauf der Schiffe, welche längs der Küste hinsegelten, in vollem Laufe; weil aber die Hitze hier sehr groß ist, so hatten sie von Zeit zu Zeit einer Abkühlung nöthig. Man sah sie daher bald in die See springen und untertauchen, bald sich an dem Strande niederwerfen, um die Wellen über sich hinschlagen zu lassen. Dann raunten sie jedesmahl aufs neue mit den Schiffen um die Wette.

Die zum Sonden ausgesandten Böte, welche den strengsten Befehl hatten, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, und im Gegentheil jedes Mittel zu versuchen, um das Zutrauen und die Freundschaft der Eingebornen zu gewinnen, näherten sich so sehr, als die Brandung es zuließ, der Küste, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser verlangten. Die Indier begriffen dieses sogleich, und bedeuteten Denen in den Böten, daß sie noch eine Strecke weiter hinrudern sollten. Dies geschah; und so langte man in einer Gegend an, wo

die Einwohner eine Anzahl von Hütten erbaut hatten.

Hier versammelten sich der Eingebornen Viele. Die Böte näherten sich ihnen, so weit sie der Brandung wegen konnten, und die Schiffe legten nicht weit davon bei.

Nicht lange, so kam ein starker alter Mann mit einem langen, ehrwürdigen Barte von den Hütten an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Manne begleitet, und schien das Oberhaupt der Uebrigen zu sein. Er gab ein Zeichen, und sogleich wichen alle übrigen Indier ein wenig zurück; er selbst trat bis ans Wasser vor. Hier faßte er seinen Bart mit der einen Hand und drückte ihn an die Brust, in der andern hielt er einen grünen Zweig, und in dieser Stellung stimmte er eine Rede, oder vielmehr einen Gesang an, der ganz angenehm zu hören war. Jedermann bedauerte gar sehr, daß man den Inhalt desselben nicht verstehen konnte; man warf ihm indeß, um ihm sein Wohlgefallen zu bezeugen, allerlei kleine Geschenke zu; allein er wollte sie weder selbst aufnehmen, noch sie von Andern aufnehmen lassen, bis er seinen Gesang vollendet hatte. Dann trat er ins Wasser, warf den Leuten im Boote den Zweig zu, und hob nun erst die Sachen auf, die man ihm zugeworfen hatte.

Jetzt gab man den Indiern zu verstehen, daß sie ihre Waffen niederlegen möchten, und die Meisten von ihnen gehorchten. Dies machte einen Schiffsunteroffizier so keck, daß er in voller Kleidung aus dem Boote ins Wasser sprang, und mitten durch die Brandung hin an den Strand schwamm. Augenblicklich versammelten sich Alle um ihn her, begafften ihn, und fingen an, seine Kleidungsstücke zu untersuchen. Besonders schienen sie seine Weste zu bewundern. Um sich nun seinen neuen Freunden gefällig zu erweisen, zog er dieselbe aus, und machte

ihnen ein Geschenk damit. Allein diese Freigebigkeit wäre ihm beinahe übel bekommen; denn nun erregten auch andere Theile seiner Bekleidung ihre Begierden. Einer von ihnen lösete ihm das Halstuch unmerklich auf, riß ihm dasselbe vom Halse und lief damit fort. Der Unteroffizier fing nunmehr an zu besorgen, daß er nach und nach rein ausgeplündert werden dürfte, und rannte, um diesem Abenteuerer zuvorzukommen, so geschwind als möglich zurück nach den Böten.

Das angefangene gute Vernehmen wurde indeß hiedurch nicht gestört. Es schwammen vielmehr verschiedene Indier von Zeit zu Zeit hin nach den Böten, und brachten bald eine Kokosnuß, bald ein wenig frisches Wasser in einer Kokoschale. Was man aber am liebsten von ihnen gehabt hätte, nämlich Perlen, das konnte man ihnen auf keine Weise begreiflich machen.

Die Hoffnung, bei dieser Insel einen Ankerplatz zu finden, schlug leider! abermahls fehl. Der Befehlshaber hielt es daher nicht für rathsam, sich hier länger vergeblich aufzuhalten, und segelte weiter, nachdem er diesen beiden Inseln den Namen König-Georgs-Inseln gegeben hatte. Meine jungen Leser finden sie unter diesem Namen auf unserer Karte, nicht weit von den Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

7.

Fahrt von den Georgs-Inseln nach den Inseln Saipan, Tinian und Aguigan.

Indem man nun fortfuhr, gegen Westen zu segeln, hatte man das traurige Vergnügen, mehre dergleichen Inseln zu entdecken, ohne daß man bei einer einzigen derselben eine Stelle zum Ankern finden konnte.

Als man sich einer dieser Inseln, welche man die Bironsinself nannte, und welche gleichfalls auf unserer Karte angegeben ist, näherte, versammelten sich mehr als tausend Eingeborne am Strande; und man sah bald darauf gegen 60 Kähne abstoßen und auf die Schiffe zurudern. Man legte also bei, um sie zu empfangen.

Jetzt kamen sie an, machten einen Kreis um die Schiffe und staunten dieselben lange an. Endlich sprang Einer der Wilden aus seinem Kahne, schwamm herbei und kletterte, gleich einer Katze, an der Seite des Schiffes hinauf und setzte sich, da er oben war, auf dem Verdecke nieder. Hier brach er in ein unbändiges Gelächter aus. Dann sprang er auf, lief auf dem ganzen Verdecke umher, und wollte Alles, was er erreichen konnte, wegmausen; allein weil er nackt war, so konnte er nichts verbergen, sein Anschlag gelang also nie.

Die Bootsleute zogen ihm ein Wamms und ein Paar Matrosenbeinkleider an, worin er sich gerade wie ein Affe geberdete, welches ihnen viel zu Lachen gab. Man gab ihm auch Brot, welches er sehr begierig hinunterschluckte. Nachdem er tausend Affenstreiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wamms und Beinkleidern über Bord, und schwamm nach seinem Kahne zurück.

Sein Beispiel reizte Andere zur Nachahmung. Es kamen nach und nach Mehre derselben aufs Schiff, und Alle hatten die Absicht, etwas zu mausen. Einigen glückte es auch, indem sie schnell, wie der Blitz, mit Dem, was sie erhascht hatten, über Bord sprangen und sich nach ihren Kähnen flüchteten. Man sah bei dieser Gelegenheit Einige von ihnen schwimmen, indem sie beide Hände voll hatten, und um das Naswerden der gestohl-

nen Sachen zu verhüten, beide Arme aus dem Wasser emporhielten. Vermuthlich verrichteten diese das ganze Geschäft des Schwimmens bloß mit den Füßen.

Diese Leute waren Alle groß, wohlgebildet und von einer hellen Kupferfarbe. Ihre Gesichtszüge fand man schön, und in ihren Blicken und Mienen glaubte man eine angenehme Mischung von Muth und Lustigkeit zu bemerken. Ihr Haar ist lang und schwarz. Einige trugen dasselbe in einem hinten zusammengebundenen Busche, Andere in dreien am Hintertheile des Kopfs zusammengeschürzten Knoten. Alle gingen nackt, nur daß sie mit verschiedenen Zierrathen von Muscheln geschmückt waren, die sie um den Hals, um die Handgelenke und mitten um den Leib trugen. Ihre Ohren waren zwar durchbohrt, aber die Gehänge hatten sie zu Hause gelassen. Diese müssen von ansehnlichem Gewichte sein, weil ihnen die Ohrlappen bis auf die Achseln hinabhängen und zum Theil durchgerissen waren.

Einer dieser Wilden, der ein gewisses Ansehn unter ihnen zu behaupten schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen um den Leib: aller Wahrscheinlichkeit nach ein Siegeszeichen, weil er es für keinen Preis vertauschen wollte. Diejenigen, welche bewaffnet waren, trugen ein Gewehr, womit sie sehr viel Schaden anrichten müssen. Es war ein Spieß, welcher am Ende breit, und ungefähr drei Fuß in der Länge mit Seehundszähnen besetzt war, die so scharf als eine Lanzette sind. Man zeigte ihnen einige noch vorrätliche Kokosnüsse, und machte ihnen begreiflich, daß man mehre davon zu haben wünschte. Aber statt diesen Wunsch zu erfüllen, bemüheten sie sich, auch noch dieser Ueberbleibsel habhaft zu werden.

Mit Schmerzen sah man sich genöthigt, auch diese

Insel zu verlassen, ohne von den erfrischenden Früchten derselben, deren man für die armen Kranken so sehr bedurfte, auch nur einiger habhaft geworden zu sein. Es ist unglaublich, wie schnell und sicher die Kokosnuß den Scharbockkranken Linderung und Heilung gewährt. Viele, deren Glieder von dieser Krankheit pechschwarz geworden waren, welche sich ganz und gar nicht mehr zu bewegen vermochten und die peinlichsten Schmerzen litten, wurden dadurch in einigen Tagen so weit wieder hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichteten, ja sogar die Masten wieder erklettern konnten.

Man näherte sich nunmehr, unter beständiger, unausstehlicher Hitze, den sogenannten Diebesinseln, deren drei Saipan, Tinian und Aguigan heißen. Auf diese, welche meine jungen Leser auf unserer Karte finden, richtete man den Lauf der Schiffe, und erreichte dieselben den 30sten Julius.

Die genannten drei Inseln liegen nur zwei bis drei Seemeilen weit von einander. Man segelte zwischen der ersten und letzten durch, und legte sich bei Tinian vor Anker.

Sobald die Schiffe gesichert waren, ging der Befehlshaber selbst ans Land, um einen Platz auszusuchen, wo man Gezelte für die Kranken aufschlagen konnte, deren es auf beiden Schiffen eine gar große Menge gab. Die Sonne stand jetzt beinahe senkrecht über dieser Gegend, und da die gewöhnliche Regenzeit zugleich eingetreten war, so fand man die Hitze, der drückenden Dünste wegen, um so viel unausstehlicher.

Nachdem man einen bequemen Platz für die Gezelte gefunden hatte, erinnerte sich der Befehlshaber der Beschreibung einer höchst anmuthigen Gegend, welche der Weltumsegler *Unson* auf dieser Insel fand, und wo-

von er sagt, daß sie jenseit des Gebüsches liege. Biron beschloß, diese Gegend aufzusuchen, und machte sich daher mit einigen Gefährten auf den Weg, um sich durch das Dickicht durchzuarbeiten. Alle hatten, der großen Hitze wegen, nur Schuhe, Matrosenbeinkleider und Hemden an; aber diese wenigen Kleidungsstücke wurden ihnen, da sie durch das verwachsene Gebüsch hindurchzudringen suchten, in kurzer Zeit so sehr zerfezt, daß ihnen nur noch einzelne Lappen am Leibe hingen.

Mit unbeschreiblicher Mühe drangen sie doch endlich durch, indem sie sich, des dichtverwachsenen Gesträuchs wegen, welches sie hinderte, auch nur einige Schritte weit zu sehen, von Zeit zu Zeit einander zuriefen, um nicht von einander getrennt zu werden. Ihre größte Plage bei dem Allen waren die Fliegen, deren es hier eine so unglaubliche Menge gab, daß die Luft davon verfinstert wurde. So oft sie den Mund öffneten, um sich einander zuzurufen, stürzte ihnen ein ganzer Schwarm derselben hinein und benahm ihnen die Stimme. Sie trösteten sich indeß mit der Vorstellung von der paradiesischen Gegend, die sie bald zu erreichen hofften, und sie ertrugen in der Hoffnung, endlich schadlos gehalten zu werden, ein jedes Ungemach mit hartnäckiger Geduld.

Jetzt hatten sie das Ende des Gebüsches erreicht; aber ach! das Paradies, welches sie zu finden hofften, war verschwunden! Die ganze Gegend, welche bei Ansons Hiersein so blühend und schön gewesen war, hatte sich seitdem in einen dichten Wald von Schilf und Rohr verwandelt, worin man keinen Schritt thun konnte, ohne sich mit den Füßen darin zu verwickeln, die denn davon, wie mit Peitschenschlägen, verwundet wurden. Man hatte indeß das Glück, einen wilden Ochsen, de-

ren es auf dieser Insel viele giebt, zu Gesicht zu bekommen, und denselben zu erlegen.

Naß von Schweiß, als wären sie in Wasser eingetaucht gewesen, zerfezt von Dornen und von Fliegenstichen, und so ermattet, daß sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnten, gelangten sie endlich, kurz vor Sonnenuntergang, wieder an den Ort, wo man unterdeß die Gezelte aufgeschlagen hatte, und schickten sogleich eine Partei aus, um den erlegten Ochsen abzuholen. Sie selbst erquickten sich unterdeß durch Speise und Schlaf.

Der Genuß der Landluft und der Kokosnüsse, welche diese Insel gleichfalls hervorbringt, stellte die Scharbockfranken in kurzer Zeit wieder her; aber eben diese Luft war in anderer Betrachtung so ungesund, daß Viele, statt des Scharbocks, mit gefährlichen Fiebern befallen wurden. Bis dahin hatte man auf beiden Schiffen noch keinen einzigen Mann verloren: hier rafften die bössartigen Fieber zwei dahin, und mehre lagen gefährlich krank danieder.

Und so, wie also dieses Land, nach der Beschreibung unserer Reisenden, eins der ungesundesten in der Welt sein muß, so übertraf auch der Aufenthalt daselbst an Beschwerlichkeit und Ungemach Alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten. Die Hitze war größer, als man sie irgendwo empfunden hatte; scharfstechende Mücken und Fliegen, worunter sich besonders diejenigen auszeichneten, welche man Muskiten zu nennen pflegt, ließen ihnen nicht einen Augenblick Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht; und zur Vergrößerung ihrer Qual gab es außerdem überall noch eine Menge anderer höchstbeschwerlicher und giftiger Geziefer, besonders eine Art schwarzer Ameisen, deren Stiche fast eben so giftig, als die der Skorpionen waren, deren es gleichfalls hier in Menge gab.

Zwar bot die Insel ihnen mancherlei frische Lebensmittel, besonders Fleisch von wilden Ochsen, wilden Schweinen und von mancherlei Geflügel dar; aber die entsetzliche Hitze, verbunden mit dem unzählbaren Ungeziefer, welches jedes erlegte Stück Wild sogleich bedeckte, verdarb ihnen das Meiste, noch ehe sie es genießen konnten. Dit fand man das Fleisch eines eben erlegten Thieres eine Stunde danach schon grün von Fäulniß und lebendig von Maden. Ein Schwarzer hatte indeß die Geschicklichkeit, ein Mittel anzugeben, wie man die Schweine, deren es hier in Menge gab, lebendig fangen könne. Dies ging vortrefflich von Statten, und dadurch erreichte man den doppelten Vortheil, sowol ganz frisches Fleisch in die Töpfe zu bekommen, als auch eine Anzahl lebendiger Schweine zum Mitnehmen an Bord schicken zu können. Schade, daß man uns nicht auch das Mittel bekannt gemacht hat, dessen der schwarze Mann sich dazu bediente! Erfindungen dieser Art sollte man nicht in Vergessenheit gerathen lassen.

Vor einer Art von Fischen, welche es an der Küste dieser Insel giebt, haben Reisende Ursache, sich in Acht zu nehmen. Man fand sie so ungesund, daß Alle, welche davon genossen hatten, tödtlich krank danach wurden.

Während der Zeit, daß man hier vor Anker lag, schickte der Befehlshaber die Tamar ab, um die Insel Saipan zu untersuchen. Diese ist größer, als Tinian, hat auch höhere Berge, und wurde überhaupt viel anmuthiger befunden, als jene. Man fand Schweine und Guanako's oder Lama's darauf, aber kein Hornvieh. Hin und wieder stieß man auf große Haufen von Perlen-Musterschalen und auf andere Merkmahe, die es wahrscheinlich machten, daß die Spanier zu gewissen

Jahrszeiten aus Ostindien hieher zu kommen pflegen, um Perlen zu fischen.

Nachdem man neun Wochen auf Tinian verweilt hatte, und die meisten Kranken ziemlich wieder hergestellt waren, schiffte man sich von neuen ein, und ging wieder unter Segel.

8.

Lauf von Tinian nach Pulo Timoan, von da nach Batavia, und von Batavia nach England.

Es war der erste des Weinmonats, an welchem man bei Tinian die Anker wieder lichtete, und von da bis zum 3ten des Reifmonats, an welchem man die Insel Pulo Timoan erblickte, fiel nichts vor, welches hier erzählt zu werden verdiente.

Bei der jetztgenannten Insel beschloß man, abermahls anzulegen, um sich, wo möglich, erst wieder mit einigen Erfrischungen zu versehen, weil man seit vier Wochen fast nichts, als eingesalzene Speisen genossen hatte, wovon der Ueberrest nunmehr verdorben war.

Die Bewohner dieser Insel sind Malaien, d. i. sie gehören zu jener ausgedehnten Indischen Völkerschaft, die nicht nur denjenigen Theil der zweiten Ostindischen Halbinsel, welcher Malakka genannt wird, bewohnt, sondern sich auch über alle südliche Inseln Ostiens und über verschiedene im Südmeer ausgebreitet hat. Dieses Volk steht bei denen, welche Verkehr mit ihm haben, in keinem guten Rufe, indem man es der Treulosigkeit und der Grausamkeit beschuldiget. Auch unsere Reisenden bezeugen ihre Unzufriedenheit über Diejenigen von ihnen, die sie auf der Insel Pulo Timoan vorfanden.

Sobald diese nämlich sahen, daß man sich ihrer Küste näherte, liefen sie in großer Menge an den Strand, indem sie in der einen Hand ein langes Messer, in der andern einen Spieß mit einer eisernen Spitze, und an der Seite einen Dolch trugen. Allein man kehrte sich an ihre kriegerischen Anstalten nicht, sondern ging dennoch ans Land, und suchte sie zum Tauschhandel zu bewegen. Aber Alles, was man von ihnen bekommen konnte, schränkte sich auf etwa zwölf Stück Geflügel, auf eine alte und eine junge Ziege ein. Man bot ihnen Messer, Beile, Hacken und andere dergleichen Werkzeuge; aber sie verwarfen das Alles mit Verachtung, und foderten Rupien *). Da man nun dergleichen Münze nicht hatte, so war man in Verlegenheit, wie man sie befriedigen sollte, bis sie sich endlich gefallen ließen, unter verschiedenen Schnupftüchern die besten auszusuchen.

Man fand diese Inselbewohner klein von Wuchs, aber wohlgebildet und von dunkler Kupferfarbe. Nur Ein Einziger unter ihnen, ein Greis, ging ungefähr nach Persischer Art gekleidet, die andern Alle nackt, nur daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf, und ein Stück Tuch um den Leib gebunden hatten. Ihre Wohnungen sowol, als auch ihre Fahrzeuge, waren sehr geschickt gebaut. Unter den letztern sah man einige größere, worin sie vielleicht nach Malakka fahren, um Handel zu treiben.

Man fand diese Insel, ihrer Berge und Waldungen

*) Eine Ostindische Münze, sowol in Silber, als auch in Gold. Jene gelten ungefähr 18 Ggr. Eine goldene Rупie gilt 13 ein viertel silberne. Ein Lat Rупien sind 100,000 Rупien oder ungefähr 12,500 Pfd. Sterling.

wegen, ungemein anmuthig. Die letztern bestanden zum Theil aus Kokosbäumen; allein die Einwohner waren nicht zu bewegen, von den Früchten derselben etwas zu vertauschen. Hier und da sah man auch schon Reisfelder auf dieser Insel. Man hielt sich übrigens hier nur einen Tag und zwei Nächte auf, und segelte alsdann weiter.

Auf der fernern Fahrt von hier nach Batavia, der Holländischen Hauptstadt in Ostindien, auf der Insel Java, begegnete ihnen ein kleines Englisches Fahrzeug. Es sah um diese Zeit um den Mundvorrath auf beiden Schiffen kläglich aus; denn alles noch übrige Fleisch stank unerträglich vor Fäulniß, und das Brot war voller Schimmel und Würmer. Kaum war der Führer des Englischen Schiffes hiervon benachrichtiget, so theilte er großmüthiger Weise seinen ganzen Vorrath mit ihnen, indem er ihnen ein Schaf, zwölf Stück Geflügel, eine Schildkröte und zwei Gallons *) Urrack schickte. Und für das Alles wollte der edeldenkende Mann schlechterdings nichts, als den Dank Derer annehmen, die er dadurch erquickte. Wem unter meinen jungen Lesern thut es nicht wohl, wenn er hört, daß es auch auf der andern Seite unserer Erdfugel Menschen giebt, die so menschlich und so großmüthig handeln können?

Bald nachher segelte man bei der Insel Sumatra vorbei, und hatte endlich den 27sten November das Glück, bei der Insel Java, und zwar auf der Rhede von Batavia, wohlbehalten vor Anker zu kommen.

Da der Befehlshaber wußte, daß dieser Ort einer der ungesundesten in der Welt ist, so beschloß er, seinen

*) Bier Maß.

Aufenthalt allhier so kurz als möglich zu machen. Er selbst fuhr in die Stadt, um dem Holländischen Statthalter aufzuwarten. Da derselbe eben auf seinem Landgute war, so wurde er von einem Beamten in einem Staatswagen dahin geführt und überaus höflich empfangen.

In ganz Batavia ist nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremde abtreten müssen, weil den Bürgern der Stadt bei 500 Thlr. Strafe verboten ist, Jemand auch nur eine einzige Nacht über zu beherbergen. Dieses Haus ist daher ungemein groß, und gleicht eher einem prächtigen Palaste, als einem Gasthose. Dem Englischen Befehlshaber wurde es indeß von dem Statthalter freigestellt, sich einzumietzen, wo er Lust habe.

Alle Häuser in Batavia haben von außen ein eben so prächtiges Ansehn, als sie inwendig schön und geschmackvoll ausgeschmückt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß es beinahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehen.

Der Ort ist groß, und hat ganz das Ansehn einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Wassergraben.

Die Volksmenge dieses Orts ist unglaublich groß. Man sieht hier Leute aus allen Völkern der Welt: Holländer, Malaien, Chineser, Perser, Japaner, Schwarze u. s. w. Die Chineser, welche hier sehr zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die außerhalb den Wällen von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige Holländische Niederlassung einen großen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh giebt es hier eine solche Menge und Mannichfaltigkeit, als man nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dagegen wimmelt es hier auch von Muskiten und anderem dergleichen schädlichen Geschmeiße, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und Niemand Ruhe lassen, weder bei Tage noch bei Nacht. So ist Gutes und Böses überall beisammen; und man thut daher wohl, wenn man sich von früher Zeit an gewöhnt, Jenes mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und Dieses als Etwas, was von unserm dermahligen Leben unzertrennlich ist, mit Geduld zu ertragen.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren, eilte der Befehlshaber, wieder in See zu gehn, weil die Wirkungen des ungesunden hiesigen Himmelsstriches schon anfangen, sich durch gefährliche Faulfieber zu äußern. Drei von der Schiffsgesellschaft wurden davon hingerafft, und viele Andere lagen schon gefährlich krank. Doch diese Lezten wurden durch die gesündere Seelust nach acht bis vierzehn Tagen wieder hergestellt.

Auf der Reise von hier bis nach dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, Vorgebirge der guten Hoffnung, fiel nichts Erhebliches vor. Man erreichte dasselbe den 13ten Hornung 1766, und fuhr, während eines harten Sturms, in die sogenannte Tafelbai, allwo die Schiffe sich vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen ging der Befehlshaber ans Land, um dem Holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter und allgemein beliebter Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor, und schickte einen sechsspännigen Wagen an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeugte sich dieser ehrwür-

dige Greis auch nachher gegen ihn; denn er wollte, daß er sich, so lange er am Lande bleibe, des Hauses der Ostindischen Gesellschaft zur Wohnung, und seines Wagens zum täglichen Gebrauche bedienen solle.

Dieses Vorgebirge ist unstreitig ein herrlicher Erquickungsort für Diejenigen, welche nach Ostindien segeln, oder von daher zurückkommen. Er gewährt ihnen einen Ueberfluß an allen Arten von Erfrischungen, und die Luft daselbst ist ungemein gesund. Der Garten der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft ist ein sehr reizender Lustort. Am Ende desselben hat der Statthalter ein Thiergehege, d. i. einen Verwahrungsort für allerlei seltene Thiere, angelegt, worunter man damahls drei schöne Strauße und vier sehr große Zebra's oder Afrikanische Waldesel sah, deren Fell bekanntlich weiß und braun gestreift ist.

Die ganze Schiffsgesellschaft that sich hier, um die ausgestandenen Drangsale der zurückgelegten Reise zu verschmerzen, bis zum Uebermaße göttlich. Denn da sie wechselsweise ans Land gehen durften, so kehrte selten eine Partei zurück, ohne sich erst in Kapweine tüchtig berauscht zu haben.

Man verweilte hier drei Wochen lang. Dann ging man den 7ten März wohlgenährt und neugestärkt wieder unter Segel, um die letzte Fahrt, nämlich die von da nach England, zu vollenden.

Den 16ten März sah man die Englische Insel St. Helena in einer Entfernung von 16 Seemeilen liegen. Einige Tage danach wurde man auf dem Delphin durch einen unerwarteten Vorfall erschreckt, der aber glücklicher Weise keine schlimme Folgen hatte. Das Schiff bekam nämlich plötzlich einen so heftigen Stoß, als wenn es auf eine Sandbank, oder auf einen Felsen gelaufen

wäre. Alle geriethen darüber in die größte Bestürzung, und rannten eiligst aufs Verdeck. Hier sahen sie das Wasser rings umher mit Blut gefärbt, und schlossen daraus, daß das Schiff einen Wallfisch oder Grampus *) gestreift haben müsse, von deren keinem dasselbe einen beträchtlichen Schaden bekommen konnte; welches sich denn auch wirklich so befand.

Um diese Zeit starb zum allgemeinen Leidwesen der Unterzimmermann, ein sehr sinnreicher und arbeitsamer junger Mann, der seit der Abreise von Batavia beständig krank gewesen war.

Nachdem man den Gleicher oder Aequator durchschnitten hatte, erhielt die Tamar einen Schaden am Steuerruder. Dieser wurde zwar, so gut als es mitten auf dem Meere geschehen konnte, wieder ausgebessert, allein da es defungeachtet bedenklich schien, das Schiff in diesem gestickten Zustande den Ueberrest der Reise vollenden zu lassen, so wurde der Befehlshaber desselben beordert, sich von dem Delyhin zu trennen, und nach der Insel Antigua in Westindien zu segeln, um daselbst das Schiff erst wieder in gehörigen Stand setzen zu lassen. Dies geschah, und der Delyhin vollendete nunmehr seine Reise allein.

Am 7ten Mai erreichte man die Inseln Scilly,

*) Grampus, oder Nordkaper, auch Blaser und Sturmfish genannt, ist ein wallfischartiges Seeungeheuer. Sie pflegen 35 bis 40 Fuß lang, aber nicht so dick zu sein, als ein Wallfisch. Sie blasen das Wasser, gleich Springbrunnen, in die Luft. Oft liegen ihrer bei Tausenden auf der Oberfläche des Meeres beisammen, da sie denn von fern einer niedrigen Insel gleichen, die einige Meilen im Umfange hat. Man findet sie häufig an der sogenannten Afrikanischen Goldküste.

welche bekanntlich zwischen England, Irland und Frankreich liegen; und den 9ten Mai 1766 kam man endlich da, wo man die Reise angetreten hatte, nämlich bei den Dünen, glücklich vor Anker, nachdem man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis hier gerade neun Wochen, und auf der ganzen Reise etwas mehr als ein Jahr und zehn Monate zugebracht hatte. Sobald das Schiff gesichert war, landete der Befehlshaber zu Deal, und reisete von da nach London ab.

II.

B e s c h r e i b u n g
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem
Brittischen Schiffsführer
Samuel Wallis,
in dem
Jahre 1766, und vollendet im Jahre 1768.

1.

Abreise von Plymouth. Ankunft an der Küste von Patagonien.

Als Biron von seiner Entdeckungsreise glücklich zurückgekommen war, beschloß man, das nämliche Schiff, womit er diese Reise gethan hatte, abermahls auszurüsten, und dasselbe in gleicher Absicht unverzüglich noch einmahl auszusenden. Den Befehl darüber erhielt diesmal der Kapitän Wallis.

Den Befehlen desselben wurden noch zwei andere Schiffe untergeordnet, welche ihn begleiten sollten. Das waren die Schaluppe *Swallow* (Schwalbe) von 14 Kanonen, unter dem Befehle des Kapitäns *Carteret*, und ein Borrathsschiff, der *Prinz Friedrich* genannt. Diese Schiffe versammelten sich in dem am Brittischen Kanal gelegenen, und meinen jungen Lesern vermuthlich längst bekannten Englischen Hafen *Plymouth*, um daselbst gehörig ausgerüstet zu werden.

Da die Absicht hiebei war, abermahls in unbekannte Weltgegenden zu segeln, um neue Entdeckungen zu machen, so füllte man, um sich gehörig zu versorgen, jeden Raum der Schiffe mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten an. Der *Delphin* nahm unter andern drei tausend Pfund tragbare Suppe (*Soupe de poche*) an Bord, die ich meinen Lesern schon in *Birons* Reise beschrieben habe.

Die Ausrüstung wurde mit großer Eilfertigkeit betrieben; und schon am 22sten August 1766, also nur drei

Monate nach Biron's Zurückkunft, sah man sich in segefertigem Zustande, und lichtete die Anker.

Um meine jungen Leser sogleich zu den anziehendsten Begebenheiten dieser Reise zu führen, übergehe ich die kleinen Abenteuer, die man bei der Fahrt durch das Atlantische Weltmeer erfuhr, und nehme den Faden der Geschichte erst da wieder auf, wo unsere Reisenden die Patagonische Küste erreichten. Hier werden wir Gelegenheit haben, das Geschlecht der großen Leute, womit uns Biron bekannt machte, noch näher kennen zu lernen.

Es war der 16te des Wintermonats, an welchem man sich dem an dieser Küste liegenden Vorgebirge der Jungfrau Maria (Cap Virgin Mary) näherte. Man ankerte daselbst, und sah auf dem Gipfel des Vorgebirges eine Menge Leute hin und her reiten, und durch Winken zu verstehen geben, daß man zu ihnen ans Land kommen möge. Allein da die Sorge, die Schiffe gehörig zu sichern, vorging, so konnte man dieser Einladung erst am folgenden Tage willfahren. Jene blieben indeß die ganze Nacht hindurch den Schiffen gegenüber am Strande, zündeten Feuer an, und riefen unaufhörlich.

Sobald nun der Tag wieder angebrochen war, ließ der Befehlshaber die Böte ausrüsten, bemannte sie mit bewaffneten Seesoldaten, und ließ hierauf nach der Küste zu rudern. Aus Vorsicht hatte er vorher die lange Seite des Schiffs nach dem Orte, wo er auszustiegen dachte, hinrichten, auch die Kanonen mit Kugeln laden lassen, um im Nothfall gedeckt zu werden.

Um sechs Uhr erreichte er den Strand, und noch ehe er das Boot verließ, gab er den Eingebornen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten. Diese ver-

standen ihn, und gehorchten. Man landete hierauf; die Böte wurden vor Anker gelegt, die Seesoldaten in Ordnung gestellt; der Befehlshaber trat vor und winkte den Indiern, daß sie nunmehr näher kommen möchten. Auch dies wurde verstanden und befolgt; worauf man ihnen einen halben Kreis beschrieb, und ihnen andeutete, daß sie sich darin niedersetzen sollten, welches sie gleichfalls willig und in bester Ordnung thaten.

Und nunmehr that der Befehlshaber seine Schätze auf, und beschenkte die neuen Freunde reichlich mit allerlei Europäischen Kostbarkeiten, als da sind: Scheeren, Messer, Glaskorallen, Kämme und andere dergleichen Seltenheiten, welche den Beschenkten ungemein viel Freude machten. Die Patagonischen Damen machte er sich besonders durch ein Geschenk an Bändern verbindlich, welches gleichfalls mit großer Dankbarkeit angenommen wurde.

Aber nun hätte man auch gern ein Gegengeschenk von ihnen gehabt, und gab ihnen daher zu verstehen, daß man noch viel größere Kostbarkeiten, z. B. Hacken, Beile u. dgl., die man ihnen vorzeigte, auszutheilen hätte, wenn sie dagegen etwas zu leben hergeben wollten. Wallis wies hiebei auf ein Guanakoe oder Lama, welches sich eben von fern sehen ließ, und auf einige gestödtete Strauße hin, welche die Patagonier neben sich liegen hatten. Allein ungeachtet sie zu den Beilen und Hacken gar große Lust zu haben schienen, so konnten oder wollten sie doch den Tauschantrag nicht verstehen. Es wurde also nichts daraus.

Die Beschreibung, welche unsere Reisenden von diesen Leuten machen, ist folgende:

Jeder von ihnen, Mann und Weib, hatte ein Pferd, mit Sattel, Zügel und Steigbügel angethan. Die Män-

ner trugen hölzerne Spornen; Einer von ihnen hatte sogar dergleichen von Metall und zwar in größter Form, auch unterschied sich dieser durch metallene Steigbügel und einen Spanischen Säbel ohne Scheide. Die Weiber trugen keine Spornen. Pferde und Hunde, deren sie eine Menge bei sich führten, schienen von Spanischer Zucht zu sein.

Man hatte zwei Messruthen mit sich genommen, um die eigentliche Größe dieser Leute, worüber so viel Widersprechendes und Uebertriebenes erzählt worden ist, recht genau und bestimmt zu erfahren. Es wurden also die größten unter ihnen ausgesucht und gemessen, und man fand ihre Länge 6 Fuß und 7 Zoll; Andere maßen einen bis zwei Zoll weniger. Die Meisten unter ihnen waren nicht völlig 6 Fuß hoch.

Hier haben meine jungen Leser abermahl's ein merkwürdiges Beispiel, woraus sie lernen können, wie mißlich es um die geschichtliche Wahrheit, sogar in solchen Schriften steht, deren Verfasser nicht gerade die Absicht hatten, ihre Leser hintergehen zu wollen. Nach Biron's Erzählung konnte man nicht umhin, die Patagonier für Riesen von 8 bis 9 Fuß zu halten, weil er ausdrücklich sagt, daß sein Lieutenant, Herr Kumming, der selbst 6 Fuß und 2 Zoll maß, ganz bestürzt gewesen sei, sich diesen Riesen gegenüber auf einmahl zum Zwerg gemacht zu sehen. Andere Reisende haben noch übertriebener Beschreibungen davon gemacht. Einige derselben versichern ausdrücklich, daß diese Leute 12 Fuß und darüber mäßen. Andere hingegen läugnen die ganze Sache, und versichern, daß die Patagonier Leute von gewöhnlicher Größe seien. Wem soll man nun glauben?

Die Wahrheit scheint hier, wie gemeiniglich, zwi-

schen den beiden äußersten Meinungen in der Mitte zu liegen, und unsers Wallis Ausmessung scheint dies entschieden zu haben. Ihr zufolge sind die Patagonier weder ungeheure Riesen von 12 Fuß, noch Leute von gewöhnlicher Länge, sondern solche, die sich, gleich der ersten Leibwache zu Potsdam, über die gemeine menschliche Höhe etwa um einen halben oder ganzen Kopf erheben. Unsere Erzählung wird durch diese Entscheidung freilich etwas minder wunderbar; denn wer hört nicht lieber von Riesen, als von Leuten erzählen, die nur etwas größer sind, als gewöhnliche Menschen? Aber es frommet doch in jedem Falle mehr, etwas Schlichtes, welches zugleich wahr ist, als etwas Wunderbares zu hören, welches unwahr ist.

Meine jungen Leser werden wohl thun, wenn sie sich hieraus die Lehre ziehen, daß man gegen alles Wunderbare und Uebertriebene in mündlichen und schriftlichen Erzählungen so lange mißtrauisch sein müsse, bis die Sache durch entscheidende Untersuchungen und Zeugnisse, welchen man vernünftiger Weise seinen Glauben nicht versagen kann, völlig ausgemacht worden ist. Dieses Mißtrauen oder diese Behutsamkeit im Glauben muß um so viel größer sein, je wichtiger die wunderbare Sache ist, die man uns erzählt, und jemehr das Glauben oder Nichtglauben derselben einen Bezug auf unser Verhalten und auf unsere Glückseligkeit hat.

Jetzt laßt uns noch etwas von unsern Patagoniern hören.

Die Farbe ihrer Haut ist die des Kupfers, nur etwas dunkler. Ihr Haar ist etwas steif und sträubig, wie Schweinsborsten, und am Hinterkopfe zusammengebunden. Beide Geschlechter gehn übrigens mit entblößtem Kopfe. Sie sind wohlgebildet und von starkem Kno-

chenbau; aber ihre Hände und Füße sind nach Verhältniß außerordentlich klein. Ihre Kleidung besteht aus zusammengenähten Lamafellen, die sie, das Rauhe einwärts gekehrt, um den Leib schlagen und mit einem Gürtel befestigen. Einige tragen auch eine Art von Tuch, aus Lamahaaren bereitet. Ein Stück desselben, worin man ein Loch für den Kopf geschnitten hat, hängt ihnen über die Schultern bis auf die Knie hinab. Verschiedene Männer trugen einen gemahlten rothen Kreis um das linke Auge; die Weiber hingegen hatten sich die Augenbrauen schwarz gefärbt. Einige unter ihnen hatten sich auch andere Theile des Gesichts und der Arme bemahlt.

Sie redeten viel, aber wer konnte verstehen, was sie sagten? Einige riefen indeß zuweilen das Europäische Wort Ka-pi-ta-ne aus; that man ihnen aber Fragen in Spanischer, Portugiesischer, Französischer oder Holländischer Sprache, so erfolgte keine Antwort, oder sie wiederholten bloß die Worte des Fragenden. Die Worte: Englishmen, come on shore! — Engländer, kommt ans Land! wiederholten sie so oft, bis sie dieselben auswendig wußten.

Ihre Waffen bestanden in einem sonderbaren Wurfwerkzeuge, welches sie am Gürtel trugen. Dies bestand aus zwei runden, mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund schwer sein mochte. Beide waren an einer ungefähr acht Fuß langen Schuur befestiget. Dieses Werkzeug gebrauchen sie folgendergestalt. Sie nehmen den einen Stein in die Hand, und schwingen den andern so lange über dem Kopfe im Kreise herum, bis er die nöthige Geschwindigkeit erreicht hat. Dann wissen sie ihn nach dem Gegenstande hin, den sie treffen wollen, abzuschnelen, und ihre Geschicklichkeit dabei ist

so groß, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, welches nicht größer als ein Biergroschenstück ist, selten verfehlen.

Auf der Jagd bedienen sie sich dieses Werkzeuges auf eine Weise, welche sie in den Stand setzt, ein Guanafoe oder einen Strauß lebendig damit zu fangen. Sie wissen nämlich die Steine so zu schleudern, daß die Füße des Thiers von der Schnur, woran jene befestiget sind, umschlungen und verstrickt werden, so daß sie nicht aus der Stelle können, und also dem Jäger lebendig in die Hände fallen. Es ist nicht leicht, sich von dieser Verfahrensart eine anschauende Vorstellung zu machen, und noch schwerer würden wir es, bei aller unserer Europäischen Geschicklichkeit, finden, es ihnen nachzumachen. Man sieht auch daraus, wie sinnreich der menschliche Verstand im Erfinden ist, wenn es darauf ankommt, Mittel zur Befriedigung dringender Bedürfnisse zu ersinnen, und wie gut der Schöpfer uns bedacht hat, daß er uns so vielerlei Bedürfnisse gab, welche unsern Verstand in Bewegung setzen, und uns zu mancherlei Erfindungen und Uebungen reizen mußten! Was wären wir ohne diese Bedürfnisse? Das, was unsere Viertelbrüder, die Thiere, sind, und selbst so viel kaum!

Im Essen waren diese Leute nichts weniger als verzärtelt. Man sah einen derselben das rohe Eingeweide eines Straußes verzehren, womit er keine andere Zubereitung vornahm, als daß er das Inwendige auswärts kehrte, den Koth ein wenig abschüttelte, und sich dann das Uebrige wohl schmecken ließ. Wohl befohme ihm die Mahlzeit!

Man verweilte ungefähr vier Stunden lang bei ihnen. Dann gab ihnen der Befehlshaber durch Zeichen zu verstehen, daß er nach den Schiffen zurückkehren und,

wenn sie Lust hätten, einige von ihnen mitnehmen wollte. Sogleich drängten sich wol hundert vor, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollten. Allein man wählte nur acht von ihnen aus, und wies die übrigen zurück. Jene sprangen wie Kinder, die man nach dem Jahrmarkte führt, in die Böte, und weil sie sich selbst keiner feindseligen Absichten gegen ihre Führer bewußt waren, so besorgten sie auch für sich nichts Urges von diesen. Mißtrauen ist nicht selten die Frucht von dem Bewußtsein eigener Verschuldung.

Während daß die Böte fortruderten, stimmten die mitgenommenen Patagonier verschiedene ihrer Lieder an, wobei man nichts mehr bedauerte, als daß man den Inhalt derselben nicht verstehen konnte. Jeder erwartete, daß sie beim Anblicke der Schiffe eine lebhaftere Verwunderung äußern würden; aber nein! sie verriethen weder Neugierde noch Erstaunen, vermuthlich weil sie der Europäischen Schiffe schon mehre gesehen hatten.

Der Befehlshaber nahm sie mit in seine Kajüte; aber auch hier betrachteten sie Alles mit ziemlicher Gleichgültigkeit, bis Einer von ihnen seine Augen von ungefähr auf einen Spiegel warf. Das veränderte den Auftritt plötzlich; denn das Wahrnehmen ihrer eigenen Figuren im Spiegel machte ihnen großes Vergnügen. Sie näherten sich demselben, sprangen wieder zurück, machten Männchen, die sie herzlich belachten, und sprachen darüber unter sich mit großer Lebhaftigkeit.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab, aber trinken wollten sie nichts als Wasser. Die nämliche Beobachtung hat man bei vielen andern Wilden gemacht, und das scheint ein Beweis zu sein, daß unsere erkünstelten hiziigen Getränke der unverderbten menschlichen Natur zuwider sind.

Von allem Andern, was sie am Bord sahen, zog ihre Aufmerksamkeit nichts so sehr auf sich, als die Europäischen Thiere — Schweine, Schafe und Truthühner — die sie hier erblickten. Ein Einziger von ihnen, der schon alt war, wünschte etwas von unsern Kleidungsstücken zu erhalten, und man schenkte ihm ein Paar Schuhe nebst Schnallen. Außerdem verehrte man ihm einen Beutel von Kanevaß, worin man folgende Sachen gesteckt hatte: ein Messer, eine Schere, einige eingefädelte Nähnadeln, ein paar kleine Streifen Tuch, Zwirn, Glaskorallen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst einigen Englischen Münzarten. Durch diese hatte man vorher ein Loch geschlagen, und ein Band dadurch gezogen, damit sie am Halse getragen werden könnten.

Man zeigte ihnen auch die Kanonen; sie schienen aber von dem Gebrauche derselben ganz und gar keinen Begriff zu haben. Der Befehlshaber ließ hierauf die Seesoldaten unter die Waffen treten und einige Kriegesübungen anstellen. So lange nicht Feuer gegeben wurde, ging Alles gut, aber bei der ersten Salve geriethen Alle in Bestürzung und Schrecken. Der alte Mann warf sich hin aufs Verdeck, wies auf die Flinten, schlug sich dann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen, und blieb eine Zeit lang ohne Bewegung liegen. Vermuthlich wollte er dadurch anzeigen, daß ihm die tödtliche Wirkung der Feuergewehre bekannt sei.

Endlich deutete man ihnen an, daß sie nunmehr wieder nach dem Lande zurückkehren müßten. Diese Nachricht war ihnen gar nicht lieb; indes bequerten sich doch Alle, außer dem Alten nebst noch einem Andern, ins Boot zu steigen. Diese Beiden wollten gar zu gern noch länger bleiben. Der Alte stellte sich auf dem Hintertheile des Schiffes an die Kajütentreppe, und blieb

da lange, wie in Gedanken, stehn, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing er an, etwas herzusagen oder herzusingen, welches man für ein Gebet hielt, weil er Augen und Hände dabei oft zum Himmel emporhob. Als man ihm abermahls zu verstehen gab, daß es Zeit sei, ins Boot hinabzusteigen, wies er auf die Sonne, dann nach Westen hin, und endlich nach dem Strande, wobei er dem Befehlshaber lachend ins Gesicht schauete. Es war nicht schwer zu errathen, daß er damit andeuten wolle, er wünsche bis zu Sonnenuntergang an Bord zu bleiben, und alsdann erst nach dem Lande zurückzukehren.

Da man ihm hierin nicht willfahren konnte, so bequemte er sich endlich zur Abreise, und stieg ins Boot. Im Begrudern fingen Alle wieder an zu singen, und fuhren damit fort, bis sie den Strand erreichten. Sobald man ans Land kam, lief eine große Menge von Eingebornen herbei, in der Hoffnung, daß man sie gleichfalls mit ins Schiff nehmen würde. Allein der Offizier hatte ausdrücklich Befehl, Keinen derselben mit sich zurückzubringen, weil man sich zur Abreise fertig hielt. Er sah sich also genöthiget, sie zurückzuweisen, worüber sie ihre große Unzufriedenheit an den Tag legten.

2.

Fahrt durch die Magellanische Straße, nebst fernern Nachrichten von den Patagoniern, wie auch von den Inländern auf beiden Seiten der Meerenge.

Meine jungen Leser werden mich entschuldigen, daß ich sie noch einmahl in die unfreundliche und rauhe Himmelsgegend führe, durch welche sie in der vorhergehenden Erzählung schon den Erdumsegler Biron begleitet haben. Ich könnte sie dieser Mühe überheben, wenn ich

nicht glaubte, daß die merkwürdigen Ausstritte, welche unsern dermahligen Reisenden bei dieser Fahrt bevorstehen, ihrer Aufmerksamkeit würdig wären.

Sobald das Boot wieder bei dem Schiffe angelangt war, gab der Befehlshaber das Zeichen zur Abreise, und das kleine Geschwader setzte sich in Bewegung.

Man erreichte noch an dem nämlichen Tage die Mündung der Straße, und legte sich bald nachher in einer Gegend vor Anker, wo Biron eine Zusammenkunft mit den Patagoniern gehabt hatte. Auch diesmal stellte sich eine Menge derselben, den Schiffen gegenüber, am Strande ein, welche sämmtlich zu Pferde waren. Der Befehlshaber schickte hierauf zwar ein Boot ab, um sie in der Nähe zu beobachten, allein er verbot dem anführenden Offizier, zu landen, weil die Schiffe in zu großer Entfernung von der Küste lagen, als daß man die Landenden im Nothfall hätte schützen können.

Das Boot näherte sich daher der Küste nur so weit, daß man sich mit der Menge der daselbst versammelten Patagonier unterhalten konnte. Man schätzte die Anzahl derselben auf vierhundert, und man bemerkte unter ihnen verschiedene von Denen, welche man schon vorher gesehen hatte. Außerdem waren diesmal auch viel Weiber und Kinder unter ihnen.

Als diese Leute sahen, daß man keine Lust habe, ans Land zu kommen, traten verschiedene derselben ins Wasser und riefen oft und laut die gelernten Worte aus: Englishmen, come on shore, Engländer, kommt ans Land! allein man konnte ihnen nicht willfahren. Die Bootleute warfen ihnen kleine Geschenke an Brot, Tabak und andern Kleinigkeiten zu; worauf verschiedene von ihnen ins Boot zu kommen suchten, welches man aber gleichfalls ihnen nicht vergönnen konnte.

Jetzt arbeitete man sich in die Straße völlig hinein, und fing an, den damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren, die wir schon aus der vorigen Reise kennen, muthig entgegen zu gehn.

Nach acht Tagen erreichte man den sogenannten Hafen der Hungersnoth (Port famine), den wir kennen, und warf daselbst, als an einem guten Erfrischungsorte, die Anker aus. Die ganze Schiffsgesellschaft sah um diese Zeit blaß und mager aus, weil Viele bereits vom Scharbock ergriffen waren, Andere aber eben auf dem Punkte standen, davon befallen zu werden. Durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in diesem Hafen wurden Alle wieder hergestellt, welches man theils dem wilden Selleri, welcher hier in Ueberfluß wächst, theils dem Befehl verdankte, daß Jeder seine Kleider waschen, und sich täglich baden mußte.

Auch der Genuß der frischen Landluft mochte viel dazu beitragen. Denn man hatte eine Menge Gezelte aufgeschlagen, und nicht bloß die Kranken, sondern auch die Schmiede, die Segelmacher, Holzhauer und Zimmerleute, wie überhaupt Alle, welche zur Ausbesserung der Schiffe und zum Einsammeln des benöthigten Vorraths an Holz und Wasser behülflich sein konnten, ans Land geschickt.

Das Vorrathsschiff war nicht bestimmt, die ganze Reise mitzumachen, sondern sich hier von den übrigen zu trennen und nach den Falklands-Inseln zu segeln. Zu welchem Endzwecke, das will ich meinen jungen Lesern erzählen.

Seit Birons Hiersein hatte man in England den Entschluß gefaßt, auf diesen Inseln eine Niederlassung anzulegen, und man hatte dem zu Folge den Kapitän Macbride mit hinlänglicher Mannschaft, und mit Al-

lem, was zu einer Niederlassung erfordert wird, dahin-
geschickt. Dieser legte den neuen Pflanzort bei einem
westlichen Meerbusen an, und nannte ihn Port Eg-
mont.

Allein zu eben der Zeit, da Biron von diesen In-
seln Besitz nahm, that der Französische Weltumsegler
Bougainville auf einer andern dieser Inseln ein
Gleiches, und ließ zugleich eine Gesellschaft von An-
bauern darauf zurück.

Macbride, der einst die sämmtlichen Inseln umse-
gelte, fand diese Französische Niederlassung zu seiner
großen Bewunderung, und verlangte, daß sie sich ent-
fernen solle. Allein die Franzosen, welche größeres
Recht zu haben glaubten, als er, verlangten Ebenda-
selbe von ihm. Es wurde von beiden Seiten viel dar-
über gestritten, ohne daß der Eine den Andern dadurch
verdrängen konnte.

Unterdeß hatte man in Paris für gut gefunden, diese
neue Besitzung an die Spanier zu verkaufen; und nun
wurde der angefangene Streit zwischen diesen und den
Engländern fortgesetzt. Es fehlte nicht viel, so wären
beide Völker darüber in einen Krieg verwickelt worden.
Indeß legte man endlich den Zwist dergestalt bei, daß
man sich in den beiden größeren Inseln theilte, so daß
England die östliche, Spanien die westliche behielt.

Die Engländer verließen in der Folge diese Besitzung
freiwillig, weil sie ihre Rechnung nicht dabei fanden, in-
dem das Land größtentheils aus unfruchtbarem Dorf-
grunde und Felsen besteht. Ob die Spanier ein Glei-
ches gethan haben, ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch
nicht bekannt geworden.

So viel von der Geschichte dieser Inseln! Jetzt laßt
uns wieder nach dem Hafen der Hungersnoth zurück-

kehren, wo unsere Reisenden sich unterdeß ganz wohl befunden haben.

Das Vorrathsschiff war also nach dem Orte bestimmt, wo die Engländer damahls noch ihre neue Pflanzstadt hatten. Es sollte besonders Holz und andere Nothwendigkeiten, an welchen jene Inseln Mangel leiden, dahin bringen. Als es hiemit, und mit einer Menge junger Bäume zum Verpflanzen, die man mit der Wurzel ausgrub und in die Erde einpackte, hinlänglich befrachtet war, wurde es entlassen, und segelte nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Die übrigen beiden Schiffe gingen bald nachher gleichfalls unter Segel; allein widrige Winde und unsicherer Meeresgrund nöthigten sie, von Zeit zu Zeit wieder still zu liegen, so daß sie nur langsam vorwärts rückten.

Am 29sten Jänner ging man bei einer in der Straße liegenden Insel vor Anker, welche die Prinz Ruperts-Insel genannt wird, und die Böte wurden ans Land geschickt, um Trinkwasser zu suchen. Kaum waren sie daselbst angekommen, so sahen sie von der südlichen Küste her drei Kähne herbeirudern, welche 16 Eingeborne ans Land setzten. Diese näherten sich den Leuten des Boots, bis sie etwa noch 300 Fuß weit davon entfernt waren; dann standen sie still, riefen mit lauter Stimme und machten Freundschaftszeichen, welche die Engländer beantworteten. Man zeigte ihnen hierauf einige Glasporallen, welche ihnen, wie gewöhnlich, gar sehr zu gefallen schienen. Sie druckten nämlich ihre Freude darüber durch ein lautes Jauchzen aus. Die Engländer ahmten den Ton dieses Freudengeschreies nach, und jauchzten auch; worauf jene in vollem Lachen an sie herankamen.

Man schüttelte sich hierauf gegenseitig die Hände,

und die Bootleute theilten Geschenke aus, wodurch die angefangene Freundschaft vollends besiegelt wurde.

Diese Wilden waren mit stinkenden Seehundsfellen bedeckt, und ihre Speise war verfaultes Fleisch und Fett von ebendiesem Thiere, welches sie, als Leckerbissen, mit großer Gierigkeit verschlangen. Sie waren von dunkler Kupferfarbe, aber mehr klein, als groß. Das Erste, was sie vornahmen, war, daß sie ein Feuer anzündeten, weil sie ganz erfroren waren. Dies bewerkstelligen sie auf folgende Weise. Sie schlagen Funken aus Kieselsteinen, und fangen sie in trockenem Moose oder in Flaumfedern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und eben so leicht als Zunder anglimmen. Sie legen hierauf diese Masse in dürres Gras, und schwenken dasselbe so lange hin und her, bis es in Flamme geräth.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie diese armseligen Menschen unter einem so fürchterlich rauhen Himmelsstriche überwintern können, wo man oft mitten im Sommer schon die Kälte unerträglich findet; und diese Unbegreiflichkeit wächst, wenn man hinzudenkt, daß sie weder wärmende Kleidungsstücke, noch eine wind- und wetterfeste Wohnung, noch auch endlich nahrhafte und erquickende Speisen haben, welche ihnen eine vorzügliche Körperkraft verleihen könnten.

Sie waren übrigens mit Pfeilen, Bogen und Wurfspeisen bewaffnet. Letztere hatten eine Spitze von Feuerstein in Form einer Schlangenzunge, deren Bearbeitung ihnen nicht wenig Mühe machen muß. Sie schossen und warfen mit eben so großer Stärke, als Geschicklichkeit.

Eins der Böte brachte drei dieser Leute mit an Bord. Außer den Kleidungsstücken und den Spiegeln schien eben nichts ihre Aufmerksamkeit zu reizen. Die Spiegel hun-

gegen gewährten ihnen eine herrliche Unterhaltung. Bei dem ersten Blicke, den sie in einen derselben thaten, fuhren sie bestürzt zurück. Nach einer Weile wagten sie es zum zweiten Mahle, aber gleichsam vertholener Weise, hinzublicken, und fuhren abermahls zurück. Dann sahen sie begierig hinter dem Spiegel nach, vermuthlich in der Meinung, die gesehenen Personen daselbst zu entdecken. Als sie aber nach und nach die Täuschung merkten, fingen sie an zu lächeln; und siehe! die Bilder im Spiegel lächelten auch. Das gab ihnen neuen Stoff zur Kurzweile, wobei sie endlich in das heftigste Gelächter ausbrachen.

Wer hätte nun nicht denken sollen, daß eine für sie so merkwürdige Seltenheit einen tiefen und dauernden Eindruck auf sie machen würde? Aber nein! Sie verließen nach einiger Zeit den Spiegel mit so vollkommener Gleichgültigkeit, als ob sie ihn gar nicht gesehen hätten, gleich Kindern, die das neue Spielzeug, welches ihnen eben erst die lebhafteste Freude verursachte, nach einer Weile mit Verachtung von sich werfen.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab; aber trinken wollten sie nichts, als Wasser.

So wie diese Gegend eine der gräulichsten und unbewohnbarsten in der Welt zu sein scheint, selbst die rauhesten Theile von Schweden und Norwegen nicht ausgenommen, so kamen unsern Reisenden auch die Bewohner derselben als die armseligsten unter allen menschlichen Wesen vor. Da sie das Schiff verließen und in ihre Kähne stiegen, steckten sie ein Seehundsfell, statt des Segels, auf, und steuerten nach dem südlichen Ufer zu, wo man einige ihrer Hütten erblickte. Man bemerkte dabei mit Befremden, daß Keiner von ihnen sich auch nur ein einziges Mahl umsah; einen so vorübergehen-

den Eindruck hatten die von ihnen gesehenen Wunder auf ihr Gemüth gemacht, und so sehr scheinen sie ganz und gar an Dem, was ihnen jedesmahl gegenwärtig ist, zu kleben, ohne die geringste Fertigkeit zu haben, das Vergangene mit ihrer Vorstellungskraft fest zu halten, oder es von Zeit zu Zeit in ihre Seele zurückzurufen. Die armen, kindischen Menschen!

Man segelte weiter, und kam in eine Gegend, wo ein Landstrom, der Bachelors-Fluß genannt, sich in die Straße ergießt. Hier stieg der Befehlshaber selbst mit einigen Leuten ins Boot, um den Strom eine Strecke hinaufzufahren. Man sammelte bei dieser Gelegenheit einen schätzbaren Vorrath von Muschelfischen, Selleri und Nesseln ein. Nachdem man ungefähr drei Meilen weit hinaufgerudert war, kam man an einen sehr merkwürdigen Wasserfall. Der Strom stürzte daselbst von einem Berge herab, der mehr als 1200 Fuß hoch zu sein schien. Das Getöse dieses Falls war eben so fürchterlich, als man den Anblick desselben prächtig fand.

Um diese Zeit begegnete es den Schiffen oft, daß sie, wenn sie unter Segel gingen, von widrigen Winden und Meeresströmen in einer Stunde weiter zurückgetrieben wurden, als sie Tage lang vorwärts zu kommen sich bestrebt hatten. Bei solchen Gelegenheiten liefen sie oft die augenscheinlichste Gefahr, auf Untiefen oder gegen Felsen geworfen zu werden. Nicht selten waren sie von solchen gefährlichen Orten, wo ihr Untergang unvermeidlich gewesen wäre, nicht weiter als eine Schiffslänge entfernt, und gemeinlich rettete sie alsdann ein bloßer Zufall, das heißt, irgend ein unvorhergesehenes Hülfsmittel, welches die göttliche Vorsehung ohne ihr Zutun und wider ihre Erwartung herbeiführte. Es sprang nämlich oft, in dem entscheidenden Augenblicke

der Gefahr, ein entgegengesetzter Wind auf, der sie rettete, oder der Strom machte eine Wendung, und führte sie von dem gefährlichen Orte weg. Indes schwebte man stets zwischen Furcht und Hoffnung, mußte immer auf seiner Hut sein und unaufhörlich arbeiten.

Einer der gefährlichsten Tage für sie war der 20ste Hornung. In diesem sah man in der Mittagsstunde gen Westen eine Menge schwarzer Wolken emporsteigen, und in weniger als einer Stunde brach ein so fürchterlicher Sturm mit Regen und Hagel aus, als man noch nie erlebt hatte. Man zog sofort die Segel ein, und sicherte das Schiff durch ausgeworfene Anker und durch verschiedene Taue, die man an einem Felsen befestigte. Allein der Sturm stieg gegen Abend zu einer solchen Heftigkeit, daß man dem Zerreißen der Taue und dann dem Untergange des Schiffs in jedem Augenblicke als unvermeidlich entgegen sah. Aber die Vorsehung hatte ihre Erhaltung beschlossen; der Sturm ließ gegen acht Uhr nach, und noch ehe die Nacht verfloß, hatte man wieder ruhiges Wetter.

Die Swallow, welche sehr schlecht segelte und überdas haufällig war, blieb von Zeit zu Zeit weit hinter dem Delyhin zurück. Der Führer derselben, Herr Carteret, ließ den Befehlshaber von der erbärmlichen Beschaffenheit seines Fahrzeugs benachrichtigen, und stellte ihm vor, ob es unter diesen Umständen nicht besser sei, daß er zurückgeschickt, als ferner mitgenommen werde, da er auf der ganzen übrigen Reise fast gar keinen Nutzen werde leisten können. Allein Wallis erwiederte: der Seerath oder die Admiralität*) habe einmahl ge-

*) Diejenige Staats-Behörde zu London, welche über das ganze Britische Seewesen gesetzt ist, und darüber zu gebieten hat.

wollt, daß die Swallow den Delfhin begleiten solle; dieser Befehl müsse befolgt werden, so lange es möglich sei. Weil sie indeß, ihres schlechten Zustandes wegen, nicht gehörig segeln könne, so wolle er sich nach ihr bequemen und auf sie warten. Sollte übrigens einem von beiden Schiffen ein Unglück begegnen, so müsse das andere bereit sein, ihm nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen.

Unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Gefahren, wobei man die Swallow oft schleppen oder boog siren, d. i. durch Hülfe der Böte an Stricken fortziehen mußte, erreichte man den 17ten März ein Vorgebirge, wobei man mit einiger Sicherheit vor Anker gehn konnte. Tags darauf, da man beschäftigt war, Holz und Wasser einzunehmen, auch Selleri und Muscheln zu sammeln, kamen zwei Kähne mit Indiern herbei. Sie glichen ganz den elenden, menschlichen Wesen, die man zuletzt gesehen hatte, und führten, wie jene, rohes Seehundfleisch und Fett von Fettgänsen mit sich, welches sie ohne alle Zubereitung verzehrten. Einer der Bootleute, welcher eben einen Fisch, der etwas größer als ein Haring war, an der Angel fing, warf ihnen denselben zu, und derjenige Indier, der ihn, wie der Hund den Knochen, fing, versetzte ihm bloß einen Biß, um ihn zu tödten und fraß ihn darauf vom Kopfe bis an den Schwanz, mit Gräten, Schuppen, Flossfedern und Eingeweide auf. Auch diese wollten kein anderes Getränk, als Wasser, genießen, ungeachtet sie alles Eßbare, was man ihnen gab, es mochte frisch oder eingesalzen, roh oder gekocht sein, mit großer Gierigkeit verschluckten.

Die armen Leute zitterten vor Kälte und waren gleichfalls nur mit einer Seehundshaut bekleidet, die ihnen von den Schultern bis an die Mitte des Leibes

reichte. Aber auch diese warfen sie auf die Seite, so oft sie sich aus Ruder setzten, und dann waren sie völlig nackt.

Ihre Jagdgeräthschaft und Waffen bestanden in einem Wurfspieße, an dem ein spiziger Knochen schlecht genug befestiget war. Damit sah man sie nach Seehunden, Fischen und Fettgänsen werfen. Einer von ihnen hatte auch ein Stück Eisen, von der Größe eines Meißels, an einen Stock gebunden. Ohne Zweifel hatte er dasselbe von einem Europäischen Schiffe erhalten.

Alle diese Leute hatten wunde Augen, vermuthlich weil sie ihre meiste Zeit im Rauche neben ihren Feuern zubringen. Uebrigens stanken sie sämmtlich ärger, als die Füchse, welches sowol von ihrer Kost, als auch von ihrer Unreinlichkeit herrühren mag.

Ihre Kähne waren aus Baumrinde gemacht, und entweder mit Sehnen von irgend einem Thiere, oder mit Riemen aus Fellen verbunden. Die Fugen hatten sie mit einer Art von Binsen ausgestopft; und die ganze äußere Seite des Kahns war mit einem Harze überzogen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Die Länge eines solchen Fahrzeugs betrug ungefähr 15 Fuß, die Breite 3.

Man schenkte ihnen zwei Beile und einige Glaskorallen. Damit zufrieden ruderten sie von dannen, und wurden nicht wieder gesehen.

Man schickte hier abermahls, wie gewöhnlich, die Böte aus, um überall zu sondiren und Ankerplätze aufzusuchen. Da die Leute des einen Boots sich hiebei bis auf 10 Seemeilen weit von den Schiffen entfernten, so sahen sie sich genöthiget, auf einer Insel zu übernachten. Während ihres Aufenthaltes daselbst kamen sechs Kähne mit ungefähr 30 Wilden an, die alsobald nach dem Boote

liefen, vermuthlich, um sich der darin befindlichen Sachen zu bemächtigen. Allein man merkte ihr Vorhaben früh genug, um es zu vereiteln. Jene eilten darauf nach ihren Kähnen, und bewaffneten sich mit Spießen, die mit Fischgräten zugespitzt waren, und nahmen eine drohende Stellung an. Allein da die Bootsleute, deren Zahl sich auf 22 belief, sich in den Grenzen der Vertheidigung hielten, und ihnen einige Kleidungsstücke schenkten, so wurden sie bald gute Freunde, und es wurde an keine Feindseligkeit weiter gedacht.

Man hatte jetzt viele Tage hinter einander Hagel, Blitz, Regen und Sturm, und lief daher in jedem Augenblicke Gefahr, daß Wind und Wogen die Schiffe von ihren Anfern losreißen und an Felsen zertrümmern möchten. Als das Wetter wieder etwas gelinder wurde, fand man an beiden Schiffen genug zu flicken, und sah sich daher genöthiget, noch länger liegen zu bleiben. Um die Schmiede, welche gleichfalls schadhaft geworden war, wieder herzustellen, mußte man eine neue Brandmauer aufführen und zu diesem Behufe erst Kalk aus Muschelschalen brennen. Meine jungen Leute werden wissen, daß man dies auch an andern Orten thut, wo man keine Kalksteine haben kann.

Die Wilden statteten unterdeß von Zeit zu Zeit wiederholte Besuche bei den Schiffen ab, und führten sich dabei ganz friedlich auf. Eines Tages kamen zwei Kähne mit vier Männern und drei jungen Kindern an Bord. Die Ersten hatten etwas mehr Bedeckung, als Diejenigen, welche man bisher gesehen hatte; die Letzten aber gingen nackt, und waren etwas heller von Farbe, als die Erwachsenen. Diese schienen eine große Sorgfalt für sie zu haben, welches sich besonders dann zeigte, wenn sie dieselben in die Kähne und aus denselben hoben. Man

schenkte diesen kleinen Wilden Arm- und Halsbänder, worüber sie eine große Freude äußerten.

Es sollte um diese Zeit ein Boot ans Land gehen, um Holz und Wasser zu holen. So lange die Bootsleute mit der Zurüstung dazu beschäftigt waren, ließen die Wilden sie nicht aus dem Gesichte. Allein sobald jene wirklich abstießen, geriethen sie in die äußerste Bestürzung, sprangen mit ihren Kindern hurtig in die Rähne, ruderten mit der größten Anstrengung dem Boote nach, und schrien aus Leibeskräften. Noch wußte man nicht, was dies bedeuten sollte. Aber da das Boot sich dem Strande näherte, erblickten die Leute am Bord desselben einige Weiber, welche zwischen den Felsen Muscheln aufkamen. Dies erklärte auf einmahl das ganze Räthsel. Die armen Indier hatten besorgt, daß man ihren wehrlosen Weibern etwas zu Leide thun möchte. Um ihnen diese Besorgniß zu benehmen, lag das Boot eine Zeit lang still, damit sie erst vorbeiruderten. Nichtsdestoweniger fuhren sie fort, den Weibern zuzurufen, bis diese es endlich hörten, und davon liefen. Ihre Männer folgten ihnen, sobald sie das Land erreicht hatten, mit großer Eile nach.

Erst am 10ten des Wandelmonats klärte sich das Wetter wieder auf, und man lichtete sofort die Anker, und ging wieder unter Segel.

Tags darauf verlor man die schwersegelnde Swallow aus dem Gesichte, weil man eines reißenden Seestroms wegen es nicht in seiner Gewalt hatte, auf sie zu warten. Strom und Wind führten noch an ebendiesem Tage den Delphin gänzlich aus der Straße hinaus. Man war geneigt, wieder umzukehren und die Swallow nachzuholen; aber da zu eben der Zeit ein Nebel aufstieg und die See ansing, sehr hoch aufzuschwellen, so

waren Alle der Meinung, daß es unumgänglich nöthig sei, so geschwind als möglich die hohe See zu suchen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, an die Küste geworfen und zerschmettert zu werden. Die arme Swallow wurde also ihrem Schicksale überlassen, und zwar in einem Zustande, der in der That bejammerungswürdig war, wie wir in der Folge hören werden.

So verließ man also eine der rauhesten und unfreundlichsten Gegenden des Erdbodens, nachdem man vier Monate lang fast in beständiger Gefahr geschwebt hatte, Schiffbruch zu leiden. Am 17ten des Wintermonats 1766 war man in die Meerenge eingetreten, und den 11ten des Wandelmonats oder Aprils 1767 legte man sie zurück. So lange hatte man in einer Weltgegend zubringen müssen, wo mitten im Sommer die Witterung kalt, finster und stürmisch ist, wo die Erde mehr einem rohen Mischklumpen, als der ausgebildeten Natur gleicht, wo die Thäler, meistens ohne Kräuter, die Berge, ohne Holz, den ödesten und traurigsten Anblick darbieten.

3.

Fahrt von der Magellanischen Straße nach Otaheite, einer neu entdeckten Insel in der Südsee, nebst einem Berichte von der Entdeckung anderer Inseln.

Jetzt schwamm der Delyhin auf dem Rücken des unermesslichen Südmeers, und richtete, wie der junge Leser auf unserer Karte sehen kann, seinen Lauf gegen Westen. Eine Menge von Möven und andern Vögeln flatterten schreiend um die Masten, der Wind wehete heftig, die Wogen gingen hoch, und spritzten so viel Wasser auf das Verdeck, daß einige Wochen lang im ganzen Schiffe kein trockener Platz zu finden war.

Dieses Uebel hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Schiffsvolks. Da ihre Kleider und Betten beständig naß waren, so erkrankten ihrer Viele an Erkältungsfiebern. Erst den 27sten, also 16 Tage nach dem Eintritt in die Südsee, änderte sich das Wetter, und fing an, hell und milde zu werden.

Sogleich ließ der Befehlshaber die Kranken aufs Berdeck bringen, und es wurde befohlen, daß Jeder seine Kleidungsstücke und Betten trocknen mußte. Jene erhielten alle Morgen Sago und Weizenmehl, in tragbarer Suppe gekocht, zum Frühstück, und unter die gesammte Mannschaft wurde so viel Essig und Senf vertheilt, als sie nur verzehren konnte. Dies Uebel als ein Verwahrungsmittel wider den Scharbock.

Aber kaum fingen die armen Leute an, sich ein wenig zu erholen, so wurde die Bitterung von neuen ungestüm. Es stürmte wieder, wie zuvor, die See schwoh aufs neue zu fürchterlichen Wogen an, und das von ihnen geschaukelte Schiff stürzte oft so schwer der Länge nach hin, daß man den Umsturz der Masten besorgte. Kleider und Betten triefen abermahls von Wasser.

Diese ganze Zeit hindurch sah man sich beständig nach der Swallow um, aber immer vergebens! Man bekam von ihr, während der ganzen übrigen Reise, weder etwas zu sehen, noch zu hören, und konnte dabei weiter nichts thun, als — ihr Schicksal beklagen.

Aller Vorkehrungen ungeachtet, wurde die Schiffsgesellschaft immer mehr und mehr von der Plage der Seefahrenden, dem Scharbock, befallen. Alle hatten ein blaßes und kränkliches Ansehn, Viele waren bettlägrig. Wie sehnte sich jetzt Jeder nach der Entdeckung eines Landes, dessen erfrischende Kräuter und Früchte ihnen Gesundheit und neue Lebenskraft gewähren möchten!

Aber dieser sehnliche Wunsch wurde nicht eher als am 6ten des Sommermonats erfüllt. An diesem Tage erschallte endlich, Vormittags um 11 Uhr, vom Mastkorbe herab, das freudenreiche Wort: Land! und nur Diejenigen, welche die Gefahren, die ermattenden Beschwerden und Krankheiten einer solchen Seereise aus eigener Erfahrung kennen, sind im Stande, sich die Freude vorzustellen, welches dieses einzige Wort in Aller Seelen goß!

Eine Stunde nachher konnte man das entdeckte Land, welches eine Insel war, schon auf dem Berdecke erkennen, und steuerte darauf zu. Nicht lange nachher nahm man eine zweite, nicht weit davon gelegene Insel wahr, und da man gegen 3 Uhr die erste erreicht hatte, so legte man bei und setzte die Böte aus. Herr Fourneaux, der zweite Lieutenant des Schiffs, mußte sie anführen, und dieser ließ sofort auf die Küste zurudern. Zu eben der Zeit sah man zwei Kähne vom Lande abstoßen und in großer Eile nach dem andern Eilande rudern; vielleicht um Nachricht dahin zu bringen.

Die Böte kehrten gegen Abend zurück, und brachten, außer einigen Kokosnüssen, einen hübschen Borrath an Löffelkraut und aufgelesenen Austern mit. Es hatte ihnen, der hohen Brandung wegen, Mühe gekostet, die Küste zu erreichen; aber einen Platz zum Ankerhaken hatten sie nirgend finden können, weil das Meer überall, wo sie das Senkblei auswarfen, bis nahe an den Strand, unergründlich tief war.

Von den Eingebornen war ihnen Keiner zu Gesicht gekommen; aber sie hatten drei ihrer Hütten angetroffen, welche die Form unserer Heuschuber hatten, oben mit Kokosblättern bedeckt, an den Seiten aber offen waren. In einer derselben fanden sie Fischangel, aus Austerscha-

len gemacht, die sie mit sich nahmen; mit welchem Rechte? weiß ich nicht. Ist es nicht sonderbar und ungerecht, daß die nämlichen Europäer, welche den Wilden aus jeder kleinen Mausei ein unverzeihliches Verbrechen machen, sich gleichwol selbst für berechtigt halten, ihnen Etwas zu entwenden, dessen Verfertigung ihnen so viel Mühe machen muß, und welches ihnen zur Erwerbung ihres Unterhalts so wichtige Dienste leistet? —

Man kreuzte die ganze Nacht hindurch ab und zu, und sobald der Tag wieder anbrach, wurden die Böte abermahls abgefertigt, um, wo möglich, eine Stelle ausfindig zu machen, an welcher das Schiff vor Anker gehen könnte. Allein sie kamen noch einmahl unverrichteter Sache zurück, und hatten überall, entweder eine grundlose Tiefe oder schroffe Felsen gefunden. Man sah sich also genöthigt, die Hoffnung, von dieser Insel die nöthigen Erfrischungen zu erhalten, aufzugeben, und segelte nun nach der zweiten, indem man dieser den Namen der Pfingst-Insel gab, weil es gerade der erste Pfingsttag war, an dem man sie entdeckte.

Sobald man an die Seeseite *) der andern Insel gekommen war, schickte man abermahls die Böte mit bewaffneter Mannschaft und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Da man zu eben der Zeit sah, daß ungefähr 50 von den Eingebornen mit langen Spießen, zum Theil auch mit Feuerbränden bewaffnet, an den Strand liefen, so erhielt dieser Offizier Befehl, sich zu bestreben, den Leuten friedfertige Gesinnungen einzulösen, und sorgfältig zu vermeiden, daß ihnen etwas zu Leide geschehe.

*) Die Seeseite oder Seeküste einer Insel ist die entgegengesetzte von der Windseite.

So wie die Böte sich der Küste näherten, drängten die Indier sich immer dichter an das Wasser herab, und setzten sich in Verfassung, die Ankommenden mit ihren Speißen zu empfangen. Diese hielten also ein mit Rudern, machten allerhand Freundschaftszeichen, und hielten dabei allerlei Kleinigkeiten, als Glasforallen, Bänder und Messer, in die Höhe. Beim Anblick dieser kostbaren Sachen schienen Jene zwar eine lebhaftere Begierde danach zu empfinden, allein sie fuhren desungeachtet fort, den Leuten im Boote durch Zeichen anzudeuten, daß sie sich zurückziehen sollten.

Nach und nach wagten es gleichwol Einige von ihnen, ins Wasser hervorzutreten, und da man diesen zu verstehen gab, daß man Trinkwasser und Kokosnüsse verlange, so holten sie von beiden einen kleinen Borrath, und kamen damit ans Boot. Man beschenkte sie dafür mit den gezeigten Spielsachen, auch mit einigen Nägeln, die sie höher als alles Andere zu schätzen schienen. Unterdeß nahm Einer von ihnen der Gelegenheit wahr, ein seidenes Schnupftuch zu mausen, und er hatte sich damit aus dem Staube gemacht, bevor man es bemerkte. Als es endlich vermißt wurde, deutete man zwar den Uebrigen an, daß etwas gestohlen sei, allein diese wollten oder konnten nicht verstehn, was man meinte.

Die Bemühung der Böte, einen Ankerplatz zu finden, war abermahls vergeblich. Man gab indeß noch nicht alle Hoffnung dazu auf, und kreuzte die Nacht über ab und zu, bis der neue Tag anbrach. Dann wurden die Böte abermahls ausgesandt.

Indem sich diese der Küste näherten, sah man mitten in der Brandung sechs große Rähne mit Masten liegen, und nahe dabei die sämmtlichen Bewohner der Insel versammelt, welche sich eben einschiffen wollten, und durch

Zeichen zu erkennen gaben, daß man sich entfernen möchte. Die Bootsleute ruderten also etwas weiter an der Küste hinauf, und gingen sodann ans Land. Sie bemerkten zu gleicher Zeit, daß die Indier in ihre Kähne stiegen und gen Westen segelten, indem sich noch zwei andere Kähne dazu gesellten. Wohin ihre Reise galt? das konnte man nicht erfahren. Vermuthlich nach einer benachbarten, vielleicht stärker bevölkerten Insel, weil ihnen bei dem Besuche der Europäer nicht wohl zu Muth sein mochte. Jedes ihrer Fahrzeuge war ungefähr 30 Fuß lang, 4 Fuß breit und viertelhalb Fuß tief, und je zwei und zwei derselben waren, wie gewöhnlich, durch Querbalken mit einander verbunden.

Man fand, daß sie auf der Insel nichts als 4 oder 5 Kähne zurückgelassen hatten. Das Eiland war sandig, flach und voller Bäume, unter welchen der Boden mit Löffelkraut bedeckt war. Ein erfreulicher Anblick für die armen Scharbockkranken! Zur Vergrößerung ihres Vergnügens entdeckten sie auch eine Quelle, welche recht gutes Trinkwasser lieferte. Gegen Mittag kehrten sie mit diesen angenehmen Nachrichten, und zugleich mit einer vollen Ladung von Kokosnossen und Löffelkraut nach dem Schiffe zurück. Einen Ankerplatz hatte man leider! abermahls nicht finden können.

Sobald die Ladung an Bord gebracht war, wurde Herr Fourneau von neuen ans Land geschickt, um der schönen Sachen mehr, besonders auch Wasser einzuholen. Der Befehlshaber, welcher selbst krank war, trug ihm zugleich auf, von dieser Insel im Namen seiner Brittischen Majestät Besitz zu nehmen, und sie, der Königin zu Ehren, die Charlotten-Insel zu nennen. Ob zu dieser Besitznehmung des Eilandes die rechtmäßigen Herren desselben auch ihre Einwilligung

geben wollten, oder nicht, danach wurde, wie gewöhnlich, nicht gefragt.

Man brachte abermahls eine Ladung von Löffelkraut und Kokosnüssen an Bord, und es wurde ein Unteroffizier nebst 20 Mann am Lande gelassen, um Fässer mit Wasser zu füllen und an den Strand zu wälzen. Der Befehlshaber schickte diesen auf acht Tage Lebensmittel, damit sie keinen Mangel litten, wofern die Bitterung ihn nöthigen sollte, auf einige Tage ins Meer zu laufen.

Der folgende Tag war ein rechtes Erntefest. Die Böte gingen ab und zu, und brachten Wasser, Löffelkraut, Kokos- und Palmenüsse an Bord. Alle Kranken wurden gleichfalls ans Land geschafft, um Landluft einzuathmen und sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Der Befehlshaber — zu seiner Ehre sei's gesagt — stellte zugleich die strengsten Befehle aus, daß Niemand weder die Hütten der Eingebornen, noch die Fruchtbäume beschädigen solle.

Am nächstfolgenden Tage fuhr man mit Einsammeln fort. Da aber das Meer unruhig zu werden schien, so berief der Befehlshaber Alle, welche am Lande waren, zurück, weil er besorgen mußte, bei einem entstehenden Sturme zu weit von ihnen verschlagen zu werden. Ehe man aber die Insel verließ, pflanzte man eine Britische Flagge an den Strand und schrieb, sowol auf ein Brett, als auch in die Rinde verschiedener Bäume, den Namen des Schiffs, den Monatstag und die Anzeige, daß man von diesem Eilande, wie auch von der naheliegenden Pfingstinsel, im Namen Sr. Großbritannischen Majestät Besitz genommen habe. Noch hatte man die Gefälligkeit, einen kleinen Schatz von Glaskorallen, Beilen, Nägeln, gläsernen Flaschen und kleinen Englischen Münzen zurückzulassen, um die Eingebornen für die ihnen zu-

gefügte Beunruhigung einigermaßen schadlos zu halten. Diese Insel ist ungefähr 6 Meilen lang und eine breit. Meine jungen Leser finden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 20 Graden, und in der westlichen Länge von 138 Graden 4 Minuten.

Indem man mit den Böten abstieß, um durch die Brandung zu fahren, hatte das eine derselben das Unglück, daß eine Welle hineinschlug und es ganz mit Wasser erfüllte. Ein Theil der Mannschaft sprang sogleich in das andere Boot, und die Uebrigen waren hurtig darüber her, das Wasser wieder auszuschöpfen. Man büßte also weiter nichts dabei ein, als die Kokosnüsse und Kräuter, welche das Boot am Bord hatte.

Man ging hierauf mit günstigem Winde unter Segel, und indem man wiederum gen Westen steuerte, hatte man noch den nämlichen Nachmittag das Vergnügen, noch eine Insel zu entdecken, welche ungefähr 15 Seemeilen weit davon lag. Gegen 4 Uhr erreichte man dieselbe, und fand, daß sie ungefähr 6 Meilen lang und 4 breit sei.

Dieses Eiland sah dem vorigen zwar ähnlich, aber es hatte keine Kokosbäume, wie jenes. Auch schien es unbewohnt zu sein. Als man aber das westliche Ende desselben erreichte, fand man daselbst die von der Scharlotteninsel geflüchteten Indier, etwa 80 an der Zahl, zusammt ihren Kähnen. Letztere waren auf den Strand gezogen; neben ihnen standen die Weiber und Kinder; die Männer aber rückten, mit ihren Speisen und mit Feuerbränden bewaffnet, muthig heran, indem sie einen entseßlichen Lärm erhoben und auf eine possirliche Weise vorwärts tanzten. Man war indeß um so weniger geneigt, ihre Herausforderung anzunehmen, da man weder einen Ankerplatz fand, noch irgend eine Art

von Erfrischungen entdeckte, um derentwillen es sich der Mühe verlohnt hätte, hier ans Land zu gehen. Man nannte dieses Eiland, indem man weiter segelte, die *Egmonts-Insel*.

Tags darauf machte man eine neue, aber gleichfalls nicht erhebliche Entdeckung. Es war wieder eine Insel, der vorigen an Ansehn und Größe ziemlich gleich, nur daß sie schmaler war. Sie war zwar voller Bäume, aber man bemerkte darunter keinen einzigen Kokosbaum. An einer Stelle des Strandes sah man zwischen einigen daselbst befindlichen Felsen ungefähr 16 Eingeborne, die mit langen Spießen und Stangen bewaffnet waren. Diese glichen ganz den vorher gesehenen Bewohnern der *Scharlotten-Insel*. Da es schien, daß auch hier nicht viel zu bekommen wäre, und da der Wind sehr heftig wehete, so segelte man, ohne sich länger dabei aufzuhalten, weiter, und nannte diese Insel, dem Herzoge von *Gloucester* zu Ehren, die *Gloucester-Insel*.

Jeder Tag zeichnete sich jetzt durch eine neue Entdeckung aus. Die nächste betraf eine Insel, welche, von fern gesehen, die Gestalt eines runden Hügels hatte. Es wurde Nacht, bevor man sich derselben ganz nähern konnte, und da man nachher Licht erblickte, so schloß man daraus, daß sie bevölkert sein müsse. Man hoffte daher auch, Wasser und Früchte auf ihr zu finden, und steuerte ab und zu, bis der Morgen anbrach.

Sobald es Tag war, wurden die Böte bemannt und unter Anführung des Lieutenants *Fourneaux* ausgesandt, um einen Ankerplatz zu suchen und mit den Eingebornen Bekanntschaft zu machen, um, wo möglich, Erfrischungen von ihnen einzutauschen. Man nahm zu diesem Behuf einen Vorrath von denjenigen Kleinigkeiten mit, auf welche die Wilden, wie wir wissen, fast

durchgängig einen eben so unermesslichen Werth zu setzen pflegen, als die Europäer auf unnützes Gold und Diamanten, welche Jene wiederum für Kleinigkeiten halten.

Herr Fourneaux umruderte die ganze Insel; allein er hatte abermahls den Verdruß, nirgends eine Stelle zu finden, wo man das Schiff hätte vor Anker legen können. Er erblickte eine Menge von Eingebornen, und da es ihm, der starken Brandung wegen, nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren, so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie auffingen und festhielten. Er ließ zugleich einen kleinen Anker auswerfen, und eröffnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichensprache.

Man bemerkte mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige unter ihnen hatten weiße Stäbe in der Hand; und das sollte vermuthlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft sein, denn eben diese wiesen die Uebrigen, wenn sie sich zu stark vordrängten, zurück, und man sah, daß ihnen Folge geleistet wurde.

Jetzt wurde ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht. Man kaufte nämlich ein Spanferken und einen Hahn, nebst etlichen Kokosnüssen und andern Früchten ein, wofür man ein Beil nebst etlichen Glaskorallen und Kämmen gab. Kaum hatten die Weiber, welche in einiger Entfernung standen, die Kleinigkeiten erblickt, als sie mit großer Begierde herbeisprangen; allein sie wurden, zu ihrem nicht geringen Verdrusse, von den Männern wieder zurückgetrieben.

Unterdeß hatte sich Einer der Wilden unvermerkt um einen Felsen herumgeschlichen; und indem er hierauf untertauchte, so bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet sein, denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile,

welches sie hielten, in die Brandung nach der Küste hinzuziehn. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als man es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Mannes hin, der den Anker losgemacht hatte, auf einmahl vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich beim Knall des Gewehrs der ganzen Gesellschaft, und man ließ augenblicklich Seil und Anker fahren.

Dies waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand. Das Zeug, woraus sie ihre Kleidung verfertigen, werden wir in der Folge kennen lernen.

Da Herr Fourneaux verschiedene große Doppeltähne am Strande gesehen hatte, so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indier von Zeit zu Zeit zu segeln pflegten. Der Befehlshaber fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich, und beschloß, dieses größere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, aufzusuchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland, dem Bischof von Osnabrück, jetzigen Herzoge von York, zu Ehren, die Osnabrück'sche Insel. Meine jungen Leser werden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten, und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten finden.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde lang unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meers empor, und gab sowol hiedurch, als auch durch seinen ansehnlichen Umfang, Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplatz, zusammt einem reichlichen Vorrath von Erfrischungen finden würde. Da man indeß trübes Wetter und heftige Windstöße hatte, so sah man sich genöthigt, beizulegen, und der Erfüllung

seiner Hoffnung erst auf den folgenden Tag entgegenzusehen.

Meine Leser wissen schon, daß dieses Land kein anderes, als die seitdem so berühmt gewordene Insel Otaheite oder Otahitī war. In dem folgenden Abschnitte werden sie mehr davon erfahren.

4.

Nachricht von der Insel Otaheite und von verschiedenen, sowohl an Bord des Schiffes, als auch am Lande vorgefallenen Begebenheiten.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine jungen Freunde zu bitten, ihre Aufmerksamkeit nunmehr zu verdoppeln; weil die größern und anziehendern Begebenheiten, welche jetzt folgen, schon von selbst ihre eigene Anziehungskraft auf sie äußern werden.

Der Tag, an welchem man die Insel Otaheite zum ersten Male erblickte, war der 18te des Sommermonats 1767. Das stürmische Meer legte sich in der darauf folgenden Nacht, und man steuerte daher mit Anbruch des Tages auf die Insel zu. Allein indem man sich derselben näherte, fiel ein so starker Nebel ein, daß man abermahls still liegen mußte.

Der Nebel fiel, und man war, sobald man wieder um sich sehen konnte, nicht wenig erstaunt, sich auf einmal von einigen hundert Rähnen umringt zu sehen, welche sich, während des Nebels, rings um das Schiff herum in einer mäßigen Entfernung versammelt hatten. Die darauf befindliche Menge von Indiern wurde auf 800 Mann geschätzt.

Sie näherten sich dem Schiffe bis auf einen Pistolschuß; dann hielten sie an, hefteten ihre Blicke mit

Erstaunen auf das Schiff, und theilten sich einander ihre Bewunderung mit. Man zeigte ihnen unterdeß allerlei Spielsachen, und lud sie ein, an Bord zu kommen.

Nach einer Weile trieben sie ihre Rähne zusammen, und schienen eine Berathschlagung anzustellen. Die Folge davon war, daß sie sämmtlich an das Schiff herandrüderten und Freundschaftszeichen machten. Einer von ihnen hob einen Platanenzweig in die Höhe, und hielt eine Rede, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte, aber leider! nicht verstanden wurde. Als er fertig war, warf er den Zweig ins Meer.

Die Engländer erwiederten dieses mit Freundschaftsbezeigungen, und fuhren fort, sie einzuladen, an Bord zu kommen. Endlich ließ ein ansehnlicher, starker junger Mann sich bereitwillig dazu finden. Er kletterte hinauf, und sprang, da er oben war, auf das über dem Berdecke, zur Abhaltung der Sonnenstrahlen, ausgespannte Segeltuch. Man winkte ihm, daß er auf das Berdeck heratkommen möchte, und reichte ihm allerlei kleine Geschenke hinauf. Diese lächelte er zwar an, allein er war nicht zu bewegen, etwas davon anzunehmen, bis Einige seiner Landsleute, unter Herfagung gewisser Worte, einige Platanenzweige an Bord geworfen hatten. Dies mußte wol auf erklärten Frieden deuten, denn nunmehr nahm er die Geschenke an, und gleich darauf kamen noch Mehre an Bord.

Einer von diesen hatte sich so gestellt, daß ihm eine auf dem Schiffe befindliche Ziege im Rücken war. Dieser fiel es ein, ihm von hinten zu einen Stoß mit ihren Hörnern zu versetzen. Erschrocken darüber wandte er sich um, und erblickte das Thier, welches sich eben auf den Hinterfüßen emporrichtete, um ihm zum zweiten Mahle eins zu versetzen. Dieser Anblick jagte ihm einen

solchen Schrecken ein, daß er augenblicklich über Bord in die See sprang. Alle seine Landsleute, die nicht weniger bestürzt waren, folgten ihm nach.

Es dauerte indeß nicht lange, so erholten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten beruhigt zurück. Man bemühet sich hierauf, sie an den Anblick der Ziegen und Schafe zu gewöhnen, und zeigte ihnen nachher auch die Schweine und das Federvieh. Bei den letzten Beiden deuteten sie an, daß sie solche Thiere auf ihrer Insel auch hätten, welches den Engländern nicht unlieb zu vernehmen war.

Der Befehlshaber theilte hierauf Nägel und andere Kleinigkeiten unter sie aus, und suchte ihnen verständlich zu machen, daß sie Schweine, Federvieh und Früchte holen möchten; allein es schien, als wenn sie seine Meinung nicht errathen könnten. Dagegen lauerten sie beständig auf Gelegenheit, irgend Etwas wegzustehlen; weil man aber auf seiner Hut war, so gelang ihnen dieses selten. Einer der Unteroffiziere бүfte indeß einen neuen Treßenhut ein; denn da er sich mit Einem von von ihnen durch Zeichensprache unterhielt, so nahm ein Anderer der Gelegenheit wahr, riß ihm von hinten den Hut vom Kopfe, und sprang damit augenblicklich über Bord.

Man fing jetzt an, die Küste zu besegeln, um einen Ankerplatz oder Hafen zu suchen, und schickte die Böte zum Sonden aus.

Das Land schien eins der anmuthigsten zu sein, welche man je gesehen hatte. Gegen den Strand hin ist es flach, und mit Fruchtbäumen von allerlei Art, besonders mit Kokosbäumen bewachsen, in deren Schatten die Wohnungen der Eingebornen liegen. Weiter hin erheben sich ansehnliche Berge, mit Gehölz bedeckt, und von

den steilen Gipfeln derselben stürzen Ströme herab, und ergießen sich ins Meer.

Des Nachmittags war man einem Meerbusen gegenüber, und die Böte wurden hineingeschickt, um den Grund desselben zu untersuchen. Indem nun diese damit beschäftigt waren, bemerkte man, daß eine große Menge von Kähnen sich um dieselben versammelte. Aus Besorgniß, daß die Indier etwas Feindseliges im Schilde führten, und um allem Unheile vorzubeugen, gab der Befehlshaber den Bötten das Zeichen, daß sie sich zurückziehen sollten. Er ließ auch, um den Eingebornen Ehrfurcht einzulößen, eine neunpfündige Kugel über ihre Köpfe hinfeuern; und die Böte fingen zu gleicher Zeit an, nach dem Schiffe zurückzurudern.

Der Donner der Kanone hatte die Indier zwar erschreckt, aber sie erholten sich bald wieder von ihrer Bestürzung, und da sie sahen, daß die Böte nach dem Schiffe zurückrudern wollten, so suchten sie ihnen den Weg abzuschneiden. Dies schlug ihnen zwar fehl, indes fingen Verschiedene von ihnen an, mit Steinen zu werfen, wodurch einige Bootleute wirklich verwundet wurden. Der befehlende Offizier hielt sich hierauf für berechtigt, auf Denjenigen, der den ersten Stein geworfen hatte, mit einer Flinte zu feuern, die mit Schrot geladen war. Er traf ihn in die Schulter. Plötzlich sah man Alle, welche in dem nämlichen Kahne waren, in die See springen und nach dem Strande schwimmen; und die in den übrigen Kähnen ruderten gleichfalls mit großer Bestürzung und Eilfertigkeit zurück.

Die Böte wurden hierauf wieder an Bord genommen, und man wollte eben weiter segeln, als man einen großen Kahn herzurudern sah. Man vermuthete, daß vielleicht ein Oberhaupt, oder ein Abgeordneter desselben

darin befindlich wäre, und wartete seiner Ankunft. Man konnte indeß unter Denen, welche darin waren, Keinen entdecken, der etwas Unterscheidendes an sich gehabt hätte. Indeß stand Einer von ihnen auf, hielt, ungefähr fünf Minuten lang, eine Anrede, und warf hierauf einen grünen Zweig an Bord. Da man dies für ein Friedenszeichen ansah, so warf man zur Antwort einen ähnlichen Zweig in den Kahn, den die Indier bei ihrem ersten Besuche zurückgelassen hatten. Er nahm sowol diesen, als auch einige Kleinigkeiten, welche man ihm schenkte, mit sichtbarem Vergnügen an, und ruderte darauf mit seinem Kahne wieder weg.

Während der Nacht lief man etwas weiter in die See hinaus, um nicht an Klippen geworfen zu werden; mit Anbruch des Tages aber näherte man sich der Insel abermahls, und fuhr fort, längs der Küste derselben hinzusegeln. Allein so oft man das Senkblei auswarf, fand man das Meer immer grundlos; nicht, als wenn es wirklich keinen Grund gehabt hätte, sondern weil es überall tiefer war, als der Faden des Senkbleies reichte.

Abends um 6 Uhr erreichte man eine Stelle, wo ein schöner Fluß sich in das Meer ergoß. Hier hatte auch die Küste ein besseres Ansehn, als an irgend einer andern Stelle. Man hoffte daher, daß es hier vielleicht einen Ankergrund geben dürfte, und suchte sich während der ganzen Nacht durch Hin- und Hersteuern in dieser Gegend aufzuhalten. Sobald es finster geworden war, bemerkte man eine Menge Lichter längs der Küste hin.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte zum Sonden ausgeschickt; und o! wer vermag die allgemeine Freude zu beschreiben, welche sich durch das ganze Schiff verbreitete, da sie bald nachher ein Zeichen gaben, daß sie mit 20 Klafter Grund gefunden hatten. Das Schiff

lief augenblicklich nach dem Orte hin, und — wie jauchzete vor Freude das Schiffsvolk! — es kam mit 17 Klaftern auf einem reinen Sandgrunde vor Anker.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte beordert, die Küste links und rechts zu sondiren und das Wasser des Flusses zu untersuchen. Zu gleicher Zeit schwamm eine beträchtliche Anzahl von Kähnen mit Indiern herbei, welche Schweine, Federvieh und Früchte in Menge brachten, und dies Alles gegen Europäische Spielereien vertauschten.

Man bemerkte indeß vom Schiffe aus, daß viele Doppeltähne den Böten in einer gewissen Entfernung nachruderten. Nach und nach näherten sich die erstern den letztern, und auf einmahl sah man drei der größten Kähne gegen eins der Böte rennen, um dasselbe mit Keulen und andern Werkzeugen feindlich anzugreifen. Die Mannschaft des Boots glaubte nunmehr in dem Falle der Nothwehr zu sein, und gab auf die Indier Feuer. Einer der Angreifenden wurde dadurch getödtet; ein Anderer wurde schwer verwundet. Beide stürzten über Bord; alle ihre Landsleute, die in dem nämlichen Kähne waren, sprangen ihnen nach, und die beiden andern Kähne ruderten eiligst davon. Die Böte segelten gleichfalls weiter.

Als die schwimmenden Indier sahen, daß die Böte fortsegelten, hoben sie ihre verwundeten Landsleute aus der See in den Kahn, stellten sie auf die Füße, um zu versuchen, ob sie noch stehen könnten, und da sie dies nicht konnten, versuchten sie, ob sie noch zu sitzen im Stande wären. Einer derselben hatte noch Kraft genug dazu; diesen hielten sie daher in dieser Stellung, und legten den Andern, welcher völlig todt war, in dem Kähne nieder. Dieser und einige andere Kähne ruder-

ten hierauf nach dem Lande, andere aber kamen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an das Schiff, um Handlung zu treiben. Sie zeigten dadurch, daß sie wol wußten, daß sie nichts zu besorgen hätten, so lange sie selbst sich nur ruhig hielten, und daß sie also Das, was vorgefallen war, sich selbst beizumessen hätten.

Des Nachmittags wurden die Böte ans Land geschickt, um frisches Wasser einzuholen. Es wurden ihnen zu diesem Behufe verschiedene Barenkas, d. i. kleine Fässer mit einer Handhabe, woran man sie trägt, mitgegeben. Da, wo sie landeten, versammelten sich einige tausend Eingeborne, jung und alt, Männer, Weiber und Kinder. Die Mannschaft der Böte fand es nicht für rathsam, sich unter eine solche Menge zu wagen; man blieb also in den Böten, und ersuchte die Indier, das Wasser herbeizuholen. Diese ließen sich dazu auch bereit finden; allein sie brachten von den kleinen Fässern nur zwei zurück; mit den übrigen glaubten sie sich für die gehabte Mühe bezahlt machen zu dürfen. Sie wandten zugleich Alles an, die Bootsleute zu bewegen, ans Land zu kommen, allein dies war umsonst.

Am folgenden Morgen wurden die Böte abermahls ausgesandt, um Wasser zu holen, und man gab ihnen Nägel, Beile und andere dergleichen Dinge mit, um sich die Freundschaft der Eingeborenen damit zu erwerben. Unterdeß kam vom Lande her eine große Menge von Rähnen an das Schiff, und brachten allerlei Früchte, besonders Brotfrucht und Platanen, wie auch Federvieh und Schweine, die sie für Glaskorallen, Nägel und Messer verkauften. Man erhielt auf diese Weise so viel Schweinefleisch, daß die ganze Schiffsgesellschaft zwei Tage lang reichlich damit versorgt werden konnte. Die Brotfrucht ist das Gewächs einer hier sehr ge-

wöhnlichen Baumart, dem man diesen Namen deswegen gegeben hat, weil es hier die Stelle des Brots vertritt. Es ist nämlich mehlig, etwa wie Kartoffeln, und wird theils geröstet, als Brot, theils, mit andern Früchten und Kokosmilch vermischt, wie ein Muß oder Brei genossen. Ein paar solcher Bäume sind fast hinreichend, einem Menschen auf zeitlebens Unterhalt zu gewähren.

Die Böte brachten abermahlß nur sehr wenig Wasser zurück, weil der ungeheure Zulauf von Menschen die Mannschaft auch diesmahl abgehalten hatte, ans Land zu gehen. Man hatte wiederum alle mögliche Einladungen angewandt, um sie zu bewegen, die Böte zu verlassen; allein die Mannschaft widerstand der Versuchung. Endlich, da die Eingebornen sahen, daß ihre Bitten umsonst waren, verwandelten sie ihre schmeichelhaften Einladungen in Spott, warfen mit Aepfeln nach den Leuten, und ließen alle ersinnliche Merkmale von Verachtung und Hohn gegen sie blicken. Die Engländer ertrugen dies Alles mit kalter Großmuth.

Man beschloß hierauf, das Schiff, wo möglich, näher am Lande vor Anker zu legen, damit die Böte unter dem Schutze der Kanonen künftig ungehindert landen könnten. Indem man aber in dieser Absicht unter Segel ging, wurde man vom Mastkorbe aus, in einer Entfernung von 6 bis 8 Englischen Meilen, einen Meerbusen gewahr, der zum Ankern noch weit größere Bequemlichkeiten darzubieten schien. Man segelte also dahin, und die Böte wurden vorausgeschickt, um den Grund zu untersuchen. Man fand hier Alles nach Wunsch.

Allein eben da man zwischen zwei Klippenreihen hindurch in die Oeffnung des Meerbusens segeln wollte,

stieß unglücklicher Weise das Schiff mit dem Vordertheile auf den Grund, und blieb auf demselben sitzen. Augenblicklich wickelte man alle Segel ein, und warf, um das gestrandete Schiff zu erleichtern, Alles, was von Geräthschaft auf dem Verdecke war, über Bord. Allein das Schiff saß unbeweglich fest. Nunmehr brachte man das lange Boot in See, versah es mit Ankern und Tauwerk, und ließ es über die Untiefe laufen, um jenseit derselben die Anker fallen zu lassen; dann hoffte man, durch Hülfe der Schiffswinde, das Schiff über die Felsen hinzuziehen. Aber unglücklicher Weise fand sich jenseit der Untiefe kein Grund zum Ankern. Die Hoffnung, das Schiff auf diese Weise zu retten, war also dahin.

Und nun wurde die Lage unserer armen Reisenden mit jedem Augenblicke gefährlicher und hoffnungsloser. Jede Woge, welche ans Schiff schlug, warf dasselbe mit Ungestüm gegen die Felsen, und man mußte bei jedem neuen Stoße, den es erhielt, erwarten, daß es in Trümmern zerfallen würde. Viele hundert Kähne der Eingebornen umringten dasselbe, nicht, um den armen Gestrandeten Hülfe zu leisten, sondern, wie es schien, um den Augenblick abzuwarten, da das Schiff zerschellen würde. In diesem schrecklichen Zustande mußte man eine ganze Stunde lang aushalten.

Endlich sprang zum großen Glück ein rettender Landwind auf, durch dessen Hülfe das Vordertheil des Schiffs von dem Felsen heruntergeblasen wurde. Das Schiff hatte glücklicher Weise noch keinen beträchtlichen Schaden gelitten. Man entfernte sich nun von diesem gefährlichen Orte, und bevor man einen neuen Versuch, in den Busen einzulaufen, wagte, ließ man erst überall noch sorgfältiger sondiren; worauf die Böte sich so

stellen mußten, daß sie dem Steuermanne zum Wegweiser dienen konnten. So lief man endlich glücklich ein; doch mußte man, weil der Abend einbrach, sich gleich vorn in der Bai vor Anker legen, und es bis auf den folgenden Tag verschieben, eine dem Lande nähere Stellung zu nehmen.

Am folgenden Morgen fing man um 6 Uhr an, das Schiff in dem Hafen hinauf zu ziehen. Zu gleicher Zeit stellte sich eine Menge von Rähnen ein, welche Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten. Der Befehlshaber beorderte hierauf den Konstabel und zwei Offiziere, diese Lebensmittel gegen Messer, Nägel, Glaskorallen und andere dergleichen Waaren einzutauschen, und er verbot zugleich, damit der Markt nicht verdorben würde, daß außer den genannten Personen sich sonst Jemand im Schiffe mit dem Handel befaße.

Die Zahl der Rähne wuchs indeß zum Erstaunen. Es erschienen aber nicht bloß immer mehr, sondern auch immer größere, wovon jeder 12 bis 15 starke Männer an Bord hatte, und man sah mit Mißvergnügen, daß die meisten nicht sowol zum Handel, als vielmehr zum Kriege ausgerüstet zu sein schienen. Wallis verdoppelte daher die Wache, und befahl, daß sie beständig unter dem Gewehre bleibe; indeß er selbst mit dem übrigen Schiffsvolke beschäftigt war, das Schiff in dem Hafen weiter hinauf zu ziehen.

Nach und nach kamen die größten Rähne, welche eine Ladung Kieselsteine an Bord hatten, dem Schiffe immer näher und näher, und ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke. Einige darin befindliche Männer sangen mit heiserer Stimme, Andere bliesen, theils auf großen Muscheln, theils auf Flöten. Lauter Anzeigen, welche Krieg besorgen ließen.

Mittlerweise gab ein Mann, der auf einer Art von Traghimmel saß, welcher über einem der Doppelkähne befestiget war, ein Zeichen, daß er an die Seite des Schiffs zu kommen wünsche. Dies wurde ihm sogleich bewilliget. Er kam also heran, und überreichte ein Bündel rother und gelber Federn. Der Befehlshaber, welcher dies für ein Friedenszeichen ansah, nahm das Bündel mit vielen Freundschaftsbezeugungen an, und wollte eben einige Sachen zu einem Gegengeschenke holen lassen, als der Mann auf dem Traghimmel sich schnell wieder entfernte, und zu gleicher Zeit den Zweig eines Kokosbaums in die Luft warf. Auf einmahl veränderte sich die Bühne. Der in die Höhe geworfene Zweig war ein Zeichen zum Angriff gewesen; denn in dem nämlichen Augenblicke erhoben Alle ein lautes Geschrei, ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen auf dasselbe regnen.

Nunmehr galt's, sich seiner Haut zu wehren, so gut man konnte. Der Befehlshaber ließ daher zuvörderst die Wache Feuer geben; dann befahl er, zwei auf dem Berdecke befindliche Kanonen abzubrennen, welche mit kleinen Kugeln geladen waren. Dies machte die Indier zwar bestürzt; aber es währte nicht lange, so hatten sie sich schon wieder erholt, und wagten einen zweiten Angriff. Hierauf ließ der Befehlshaber das grobe Geschütz losbrennen, welches größere Wirkung that. Die Kähne flogen auseinander und ergriffen die Flucht.

Wallis ließ hierauf alsobald mit Schießen einhalten, weil er hoffte, daß sie jetzt hinlänglich überzeugt sein würden, wie sehr man ihnen überlegen war. Aber darin irrte er sich. Die zerstreueten Kähne stießen in einer gewissen Entfernung wieder zusammen, und lagen eine

Zeit lang still, vermuthlich um erst Kriegsbrath zu halten. Plötzlich sah man einen weißen Wimpel — vermuthlich ein Kriegeszeichen — aufstecken und von neuen gegen das Schiff herandruden. Sobald sie nahe genug gekommen waren, fingen sie abermahls an, eine Menge Steine auf das Verdeck zu werfen. Jeder dieser Steine wog ein paar Pfund; Mancher wurde dadurch verwundet, und sie würden noch größeren Schaden angerichtet haben, wenn nicht glücklicher Weise ein Segeltuch, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, über das ganze Verdeck ausgespannt gewesen wäre. Man sah sich also wider Willen abermahls genöthiget, das grobe Geschütz spielen zu lassen; und da fügte es sich, daß ein Kanonenschuß gerade denjenigen Kahn traf und in Stücken schoß, worauf Einer von ihren Anführern stand und das Zeichen zum Angriffe gab. Sobald die übrigen diesen Unfall sahen, ergriffen sie die Flucht, und zwar so eilig, daß nach einer halben Stunde kein einziger Kahn und kein einziger Mensch mehr zu sehen war.

Nunmehr konnte man das Schiff in Ruhe vor Anker legen.

Als dies geschehen war, ließ der Befehlshaber die sämtlichen Böte bemannen, und befahl ihnen, unter der Anführung des Lieutenants Fourneaux, dem Schiffe gegenüber zu landen und von der Insel im Namen seiner Brittischen Majestät Besitz zu nehmen. Dies geschah, indem Herr Fourneaux eine Stange mit einem Wimpel aufrichtete, einen Kasten umkehrte, aus dem er Wasser schöpfte, welches sich hier in den Busen ergoß, Wasser schöpfte, etwas Rum darunter goß, und dann, nebst allen Anwesenden, auf die Gesundheit seines Königs trank. Dadurch ward nach einem, aber wohlverstandenen! nur unter Königen üblichen Rechte, welches für

und andere Erbensöhne keineswegs gültig ist, Se. Majestät der König von Großbritannien der rechtmäßige Besizer dieses Landes!

Der Fluß, bei welchem dies vorfiel, war nur ungefähr 36 Fuß breit, und so seicht, daß man hindurchwaten konnte. Jenseit desselben erblickte man zwei alte Männer, die, sobald sie sich entdeckt sahen, eine flehentliche Stellung annahmen und sehr erschrocken zu sein schienen. Man winkte ihnen, daß sie herüber kommen sollten, und Einer derselben ließ sich bereit dazu finden. Sobald er den Fuß aus dem Flusse setzte, kroch er auf Händen und Füßen gegen Herrn Fourneaux heraus, welcher ihn aufhob, und ihm einige von den Steinen zeigte, die man ins Schiff geschleudert hatte. Er bemühte sich dabei, ihm begreiflich zu machen, daß seine Landsleute Das, was vorgefallen sei, sich selbst zuzuschreiben hätten, und daß ihnen Keiner etwas zu Leide thun würde, wenn sie selbst sich nur ruhig halten wollten.

Der alte Mann hatte sich unterdeß von seiner Furcht erholt, und Herr Fourneaux schenkte ihm, zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen, ein Beil, etliche Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten. Dann stieg er mit seinen Leuten wieder in die Böte, und ließ den Wimpel wehend am Lande zurück.

Sie hatten sich kaum davon entfernt, so sah man den alten Mann verschiedene Male um die Stange herumtanzen. Hierauf entfernte er sich, kehrte aber in kurzer Zeit mit einigen grünen Zweigen zurück, die er neben die Stange warf, worauf er abermahls fortlief, und nach einiger Zeit mit zwölf andern Eingebornen zurückkehrte, welche sämmtlich sich dem Wimpel in einer demüthigen Stellung näherten. Zufälliger Weise setzte

gerade ein aufstößender Wind denselben in Bewegung, so, daß er anfing zu flattern. Hierüber — ich weiß nicht warum — bestürzt, flohen sie Alle erschrocken zurück, und standen eine Zeit lang von fern. Dann liefen sie hin, zwei lebendige Schweine zu holen, die sie gebunden unter die Stange legten; und hierauf fingen sie an zu tanzen. Nachdem auch diese Feierlichkeit, deren Bedeutung nicht füglich zu errathen ist, geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand, und legten sie in einen Kahn. Der Alte, welcher, im Vorbeigehn gesagt, einen großen weißen Bart hatte, setzte sich daneben und brachte sie an das Schiff.

Als er bei demselben ankam, hielt er eine, freilich unverständliche, aber feierliche Anrede, überreichte alsdann einige grüne Platanenblätter, eins nach dem andern, und sprach jedesmahl in einem langsamen, feierlichen Tone ein paar Worte aus; worauf er die Schweine selbst übergab. Er drehte sich hierauf um, und wies aufs Land. Man wollte ihm ein Gegengeschenk machen, allein er war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Er stieß vielmehr vom Schiffe ab, und ruderte wieder zurück ans Land.

Es war hierüber Abend geworden, und sobald die Finsterniß eintrat, hörte man das Getöse vieler Trommeln, Muscheln und anderer Blaswerkzeuge. Auch sah man längs der Küste hin eine Menge Lichter zum Vorschein kommen. Uebrigens blieb das Schiff die ganze Nacht hindurch in Ruhe.

Gegen Morgen war Alles still, und von den Eingebornen keiner weiter zu sehen. Man bemerkte indeß, daß die Stange mit dem Wimpel weggenommen war. Der Befehlshaber schickte hierauf abermahls die Bote ans Land, um Wasser einzuholen; er selbst, der seit 14

Tagen so krank und schwach war, daß er kaum auf das Verdeck kriechen konnte, nahm ein Fernglas zur Hülfe, um vom Schiffe aus zu beobachten, was auf dem Lande vorginge.

Gleich anfangs erschien der Greis, den man gestern kennen gelernt hatte, jenseit des Flusses mit einigen seiner Landsleute. Letztere blieben daselbst stehn, er selbst aber watete durch den Fluß, und brachte einige Früchte und etwas Federvieh. Außer diesen ließ sich lange keiner von den Eingebornen blicken. Allein gegen 9 Uhr veränderte sich der Austritt.

Wallis nahm nämlich durch Hülfe seines Fernglases wahr, daß eine große Menge Menschen über einen Berg hergeschritten kam, der von dem Wasserplaze kaum eine Viertelmeile entfernt sein mochte. Zu eben der Zeit entdeckte er eine große Anzahl von Kähnen, welche um die westliche Landspitze herumkamen und sich dicht an der Küste hielten. Er blickte hierauf nach dem Wasserplaze hin, und bemerkte hinter demselben, wo die Aussicht frei war, einen Zusammenlauf von Eingebornen, welche sich hinter dem Gebüsche hinschlichen. An einer andern Stelle erblickte er gleichfalls einige tausend Menschen, die durch die Waldung nach der Wasserstelle eilten, und um die östliche Landspitze herum sah er noch mehr Kähne mit großer Eilfertigkeit herbeirudern. Er erschrak über die sichtbare Gefahr, worin seine Leute auf dem Lande schwebten, und schickte augenblicklich ein Boot ab, um den befehlenden Offizier davon zu benachrichtigen.

Dieser hatte indeß schon selbst bemerkt, was vorging, und da keine Zeit zu verlieren war, so zog er sich mit seinen Leuten in größter Eile und mit Zurücklassung der Wassergefäße nach den Bötten zurück. Die In-

dier stürzten zu gleicher Zeit aus dem Gebüsch und aus den Wäldern hervor, die herzuweisenden Kähne beschleunigten ihren Lauf, und eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern liefen einen Berg hinan, von wannen sie den Meerbusen und den Strand übersehen konnten. Hier setzten sie sich, um dem Schauspiele des bevorstehenden Treffens beizuwohnen. Die Böte waren unterdeß glücklich nach dem Schiffe zurückgekommen.

Jetzt sah man die Kähne immer mehr und mehr Indier aufnehmen, deren viele mit Säcken beladen waren, worin sie, wie sich nachher fand, Steine herbeischleppten. Und nunmehr näherte sich die ganze Indische Seemacht dem Schiffe, um das beschlossene Treffen anzufangen.

Wallis sah nun wol, daß es ohne Blutvergießen nicht abgehen werde, und beschloß daher, die thörichtesten Leute ihre einige Schwäche und seine Uebermacht ein für allemahl so stark empfinden zu lassen, daß ihnen die Lust, den ungleichen Kampf zu erneuern, für immer vergehen solle. Er ließ daher zuvörderst unter die Menge der sich nähernden Kähne mit solchem Nachdruck feuern, daß diese augenblicklich zur Flucht genöthiget wurden. Dann ließ er die Kanonen auf den Wald richten, welches die darin befindlichen Indier zwang, ihre Sicherheit auf dem Berge zu suchen, wo die Weiber und Kinder sich gelagert hatten. Um sie aber zu überzeugen, daß man sie, selbst in dieser Entfernung, sobald man wolle, ablangen könne, ließ er einige Kanonenschüsse auch noch dahin richten. Diese machten unter allen den stärksten Eindruck. Zwei von den dahin abgefeuerten Kugeln schlugen nahe bei einem Plaze nieder, wo eine Menge sich gelagert hatte, und erfüllte dieselben mit Schrecken und Entsetzen. Eine solche Wirkung

in einer solchen Entfernung ging über alle ihre Vorstellungen. Sie ergriffen daher augenblicklich die Flucht; und nach einigen Minuten war keine Seele mehr von ihnen zu sehen.

5.

Aufenthalt zu Otahete. Fortgesetzte Beschreibung merkwürdiger Vorfälle.

Eine friedliche Stille herrschte nunmehr zu Land und zu Wasser. Die Eingebornen waren verschwunden, und hatten ihre Kähne zum Theil am Strande zurückgelassen. Um ihnen das Mittel zu einem neuen Angriffe zu benehmen, falls sie jemahls wieder Lust dazu bekommen sollten, schickte der Befehlshaber die Zimmerleute in wohlbemannten Böten aus, und gebot ihnen, die Kähne sämmtlich in Stücken zu hauen. Der Befehl wurde ausgeführt, und in kurzer Zeit lagen über 50 Fahrzeuge, deren viele 60 Fuß lang und 3 breit waren, in Stücken da. Die meisten waren mit Steinen und Schleudern angefüllt; nur in zweien fand man einige Früchte, etwas Federvieh und ein paar Schweine.

Erst um zwei Uhr Nachmittags sah man ungefähr zehn Indier aus dem Walde gegen die Küste hervortreten. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, die sie in die Erde steckten, und alsdann wieder zurückgingen. Es dauerte nicht lange, so erschienen sie zum zweitemahl, und brachten etliche Schweine und einige andere Thiere, die man vom Schiffe aus nicht unterscheiden konnte, mit gebundenen Füßen; worauf sie abermahls zurückgingen und einige Bündel von einem Zeuge holten, wovon in der Folge mehrmahls die Rede sein wird. Dies Alles legten sie am Strande nieder, riefen und

winkten hierauf, daß man kommen möchte, um es abzuholen, und traten sodann zurück.

Denjenigen Thieren, welche man vom Schiffe aus nicht erkennen konnte, waren nur die Vorderfüße über den Hals zusammengebunden. Man sah sie daher auf die Hinterfüße treten und, gleich tanzenden Affen, eine kleine Strecke forthüpfen. Man hielt diese Geschöpfe für eine ganz unbekannte Art von Thieren, und war begierig, sie kennen zu lernen. Es wurde daher sogleich ein Boot ans Land geschickt, um sich ihrer zu bemächtigen; aber da man hinkam, fand es sich, daß es Hunde waren. Außerdem lagen neun wohlgemästete Schweine, und die oben erwähnten Stücke von Otaheitischem Zeuge da.

Die Engländer, welche nicht wußten, was sie mit den Hunden machen sollten, löseten ihnen die Vorderfüße, und ließen sie laufen. Die Schweine hingegen, die sie gar wohl zu gebrauchen wußten, brachten sie ins Boot, und zu dem Zeuge, welches sie gleichfalls zurückließen, legten sie ein Gegengeschenk von Beilen, Nägeln und andern Kleinigkeiten. Sie winkten hierauf den Indiern, welche von fern standen und zusahen, daß sie dies Alles nehmen möchten, und brachten die Schweine nach dem Schiffe.

Nach einer Weile sah man die Indier abermahls zwei Schweine bringen, und abermahls winken, daß man sie abholen möchte. Dies geschah; aber die hingeschickten Leute fanden, daß ihr Gegengeschenk noch unangerührt dalag. Man schloß hieraus, daß sie empfindlich darüber wären, daß man das Zeug nicht auch genommen habe. Der Befehlshaber ließ daher auch dieses abholen; und gleich darauf sah man die Indier ein Gleiches Demjenigen thun, was man ihnen zum Ge-

schenke zurückgelassen hatten, und welches ihnen recht große Freude zu machen schien.

Am folgenden Morgen wurde eine Wache ans Land geschickt, um Diejenigen zu decken, welche Wasser schöpfen sollten. Der erste von den Eingebornen, den diese wieder zu Gesicht bekamen, war ihr guter Freund, der Alte, der jenseit des Flusses erschien, und eine lange Anrede in seiner Landessprache hielt. Nach Endigung derselben kam er, voll Zutrauen, durch den Fluß und nähete sich dem Offizier. Dieser zeigte ihm die Steine, die seine Landsleute, wie Kanonenkugeln, am Strande aufgehäuft hatten, auch einige mit Steinen angefüllte Säcke, die man in den Kähnen gefunden hatte, und bemühte sich, dem Alten begreiflich zu machen, daß seine Landsleute der angreifende Theil gewesen wären, und daß sie also die Schuld von Dem, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten. Der Greis schien in Ansehung des angreifenden Theils nicht einerlei Meinung mit ihm zu sein; doch wandte er sich gegen seine Landsleute, welche von fern standen, hielt eine feurige Anrede an sie, zeigte auf die Steinklumpen und Schleudern, und seine Geberden und seine Stimme wurden dabei einigemahl ganz wüthend und fürchterlich. Der Offizier reichete ihm hierauf die Hand, und indem er ihn mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkte, suchte er ihm begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel von ihnen einzutauschen wünschte. Auch gab er ihm durch Zeichen zu verstehn, daß es gut sein würde, wenn seine Landsleute nicht in zu großer Anzahl herkämen, und beständig jenseit des Flusses blieben. Beides wurde begriffen; der Alte begab sich vergnügt hinweg, und nicht lange, so sah man beide Parteien in vollem Handel begriffen, indem die Eingebornen Schweine, Feder-

vieh und Früchte brachten, und von den Engländern dafür allerlei Europäische Kleinigkeiten empfangen, die, wie wir wissen, die Begierde der Indier vorzüglich zu erregen pflegen.

Am folgenden Tage schickte der Befehlshaber die Kranken ans Land, und übergab sie der Aufsicht des Schiffsarztes und des Konstabels. Es wurden zu diesem Behuf Gezelte aufgeschlagen, und um alle Unordnungen und Ungerechtigkeiten beim Tauschhandel mit den Eingebornen zu vermeiden, erhielt der Konstabel ausschließlich den Auftrag, Alles allein einzukaufen. Wer von dem Schiffsvolke überwiesen werden konnte, diese Unordnung übertreten zu haben, der wurde nachdrücklich dafür bestraft; und dadurch erreichte man in der That den Zweck, daß Alles so ruhig und friedlich zuging, als wenn Freunde mit Freunden handelten.

Während dieses Geschäfts sah der Konstabel eine wilde Ente herbeifliegen. Flugs ergriff er seine Flinte, schoss, und die Ente fiel mitten unter die Indier herab. Dieser Anblick verursachte ihnen eine solche Bestürzung, daß sie alle davon laufen wollten. Aber der Konstabel bedeutete ihnen, daß sie bleiben und ihm die Ente bringen möchten. Endlich wagte es Einer von ihnen, sein Verlangen zu erfüllen, indem er über den Fluß kam, und die Ente, wiewol mit Zittern und Beben, zu seinen Füßen niederlegte. In eben dem Augenblicke sah man verschiedene andere Enten herbeifliegen. Der Konstabel schoss abermahls, und hatte das Glück, drei derselben herunterzuschießen. Dieser Vorfall machte auf die Indier einen erstaunlichen Eindruck. Sie lernten daraus die großen und wunderbaren Wirkungen des Feuergewehrs noch deutlicher kennen, und das flößte ihnen eine solche Furcht davor ein, daß nachher Tausende von ihnen,

wie eine Herde wehrloser Schafe die Flucht ergriffen, so oft man ihnen eine Flinte wies.

Es zeigte sich indeß immer mehr und mehr, daß die Eingebornen von der Schändlichkeit und Strafbarkeit des Diebstahls ganz und gar keinen Begriff hatten. So oft sie konnten, entwandten sie Alles, was ihnen vorkam; aber gemeiniglich war eine bloße Drohung mit der Flinte hinreichend, sie zu bewegen, das Gestohlene wiederzubringen.

Eines Tages schlich Einer von ihnen sich unvermerkt durch den Fluß, und stahl ein Beil. Der aufmerksame Konstabel bemerkte den Verlust desselben bald, gab dem Alten, den er fast immer bei sich hatte, Nachricht davon, und schickte sich zu gleicher Zeit an, mit seiner ganzen Mannschaft auszugehen, um den Dieb zu suchen. Der Alte bedeutete ihm, daß er diese Mühe sparen könne, lief selbst augenblicklich fort, und kehrte nach einer kleinen Weile mit dem entwandten Beile zurück. Allein der Konstabel drang darauf, daß auch der Dieb ihm ausgeliefert werden müsse. Dazu konnte der ehrliche Alte sich zwar anfangs nicht entschließen; endlich aber, als er sah, daß man durchaus darauf bestand, bequemte er sich doch, ihn herbei zu schaffen.

Der Konstabel erkannte in demselben einen Kerl, der sich schon mehrer Verbrechen dieser Art schuldig gemacht hatte. Er glaubte daher, daß eine abschreckende Strafe an ihm vollzogen werden müsse, und schickte ihn gefangen an Bord. Allein der Befehlshaber war großmüthig genug, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Die Eingebornen, welche ihn schon für verloren gehalten hatten, waren eben so erstaunt als erfreut, da sie ihn zurückkehren sahen, und führten ihn unter lautem Frohlocken mit sich fort in die Wälder. Er selbst kehrte am

folgenden Tage zurück, und brachte dem Konstabel einen ansehnlichen Vorrath von Brotfucht und ein gebratenes Schwein, zum Beweise, daß er sein Vergehn bereue, und eine völlige Verzeihung desselben zu erhalten wünsche.

Nachdem der Handel mit den Eingebornen mehre Tage hinter einander ruhig und glücklich von Statten gegangen war, fingen sie nach und nach an, weniger Lebensmittel zu Markte zu bringen, und statt derjenigen Nägel, womit sie sich bisher begnügt hatten, größere zu verlangen. Man forschte lange umsonst nach der Ursache hievon; endlich fand man sie in folgender unangenehmen Entdeckung.

Die Bootsleute, welchen alles Handeln mit den Indiern scharf verboten war, hatten gleichwol Mittel gefunden, die Wachsamkeit ihrer Vorgesetzten zu vereiteln, indem sie so viele Nägel, als sie nur konnten, aus dem Schiffe zu ziehn suchten, um dafür irgend Etwas heimlich einzutauschen. Hieraus entstand ein doppelter Schade, nämlich der, daß das Schiff dadurch litt, und der, daß die Indier durch die größern Nägel, die sich auf diese Weise unter sie verbreiteten, die kleineren verachten lernten. Der Befehlshaber stellte die genaueste Untersuchung darüber an, allein vergebens; vermuthlich weil das Schiffsvolk in einerlei Schuld war, und daher Keiner den Andern verrathen durfte.

Wallis, der bis dahin immer frank gewesen war, fing um diese Zeit an zu genesen; allein er war so schwach, daß er noch immer nicht ans Land gehen konnte. Eines Tages besuchten ihn verschiedene Indier, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, Leute von Stande zu sein schienen. Er nahm sie höflich auf, und da er ihnen gern Etwas schenken wollte, was ihnen angenehm wäre, so legte er ihnen einige Goldmünzen,

ein paar Thalerstücke, etwas Scheidemünze, und einige große Nägel vor, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen möchten, was ihnen am meisten gefiele. Und wonach griffen Jene? Zuerst und am begierigsten nach den Nägeln, dann nach den Halbpfennigstücken; die goldenen und silbernen Münzen hingegen — ließen sie liegen.

Am folgenden Tage führte der Konstabel ihm eine Indische Frau zu, die unter allen, die man bis dahin gesehen hatte, die vornehmste zu sein schien. Man hatte bemerkt, daß alle andere Indier ihr die größte Ehrfurcht erwiesen, und der Konstabel hatte daher geglaubt, ihr Verlangen, an Bord zu gehn und das Schiff in Augenschein zu nehmen, erfüllen zu müssen.

Sie war groß, und schien in einem Alter von ungefähr 45 Jahren zu sein. Mit einer angenehmen Gesichtsbildung verband sie einen wirklich majestätischen Anstand, und sie äußerte bei ihrem Eintritte ins Schiff weder Mißtrauen, noch Ungestlichkeit. Ihr Betragen war vielmehr so ungezwungen und freimüthig, als man es an Personen gewohnt ist, welche sich ihrer Würde und ihres Uebergewichts über andre Menschen bewußt sind. Der Befehlshaber beschenkte sie mit einem großen blauen Mantel, den er ihr selbst umhing und mit Bändern festband. Außerdem gab er ihr einen Spiegel, Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, die sie auf eine anständige Weise annahm, und ihr Vergnügen darüber bezeugte. Sie bemerkte, daß Wallis krank gewesen war, und wies nach dem Lande hin, vermuthlich, um ihm zu verstehen zu geben, daß er sich dahin begeben möchte, um sich völlig wieder herzustellen. Wallis erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er ihren Rath befolgen, und am nächsten Morgen sich dahin

verfügen wolle. Der Konstabel mußte sie hierauf wieder ans Land begleiten. Er führte sie sogar bis nach ihrer Wohnung zurück, die er größer und schöner, als die übrigen, und mit einer Art von Leibwache und Bedienten angefüllt fand.

Der Befehlshaber kam am folgenden Morgen seinem Versprechen nach, und ließ sich ans Land setzen. Nicht lange, so erschien auch die Königin (denn dafür hielt man nunmehr die Dame, welche ihn zuvor besucht hatte) und zwar mit einer zahlreichen Begleitung. Da sie merkte, daß Wallis noch sehr schwächlich war, so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn auf die Arme nehmen, und so nach ihrer Wohnung hintragen sollten. Eine gleiche Ehre widerfuhr auch dem ersten Lieutenant und dem Schiffszahlmeister, welche gleichfalls krank gewesen waren. Eine Wache von Schiffssoldaten folgte nach.

Unterwegs drängte sich eine Menge Volks heran, um dem Schauspiele dieses sonderbaren Zuges beizuwohnen; allein die Königin brauchte nur mit der Hand zu winken, und augenblicklich wichen Alle ehrerbietig zurück. Man kam bei ihrer Wohnung an; und hier trat eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts hervor, welche sie ihrem Gaste als ihre Verwandtschaft vorstellte. Sie ergriff dabei die Hand desselben, und ließ sie von der ganzen Gesellschaft küssen.

Ihr Haus hatte 327 Fuß in der Länge und 42 in der Breite. Es bestand aus Pfosten, die von der Erde bis zum Dache ungefähr zwölf Fuß hoch waren, und auf welchen ein Dach von Palmzweigen, ruhte. Die Fächer zwischen diesen Pfosten waren offen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß dieses Haus, in Vergleichung der viel kleineren Hütten der übrigen Eingebornen, den Namen eines Palastes verdiente.

Sobald man hineingetreten war, nöthigte sie ihre Gäste zum Niedersitzen. Sie rief hierauf einige ihrer Leute, und ließ sich von ihnen helfen, dem Herrn Wallis Schuhe, Strümpfe und Rock auszuziehen. Dann befahl sie Jenen, daß sie ihm die Haut hinabwärts streichen und sanft reiben sollten. Dem Lieutenant und dem Schiffszahlmeister ließ sie ein Gleiches thun; die Uebrigen von der Gesellschaft hatten das Zusehn. Unsere Reisenden rühmen, daß ihnen das Reiben ausnehmend wohlgethan habe.

Während dieser Handlung fiel ein lächerlicher Zwischenaustritt vor. Der Schiffsarzt, welcher vom Gehen erhitzt war, nahm, um sich ein wenig abzukühlen, die Verücke vom Kopfe. Einer der Eingebornen, welcher dieses zuerst bemerkte, erhob ein lautes Geschrei; und augenblicklich waren Aller Augen dahin gerichtet, und Alle starren vor Erstaunen ob dem Wunder, daß ein Mensch sich das Haar vom Kopfe nehmen könne. Die Verwunderung dieser Leute über ein, für sie so sonderbares Schauspiel hätte nicht größer sein können, wenn der Mann ein Glied nach dem andern von seinem Körper abgelegt hätte. Es währte lange, ehe man sich von dem Erstaunen erholen konnte. Endlich fing man wieder an zu reiben und zu streicheln, und nachdem man diese Arbeit eine halbe Stunde lang fortgesetzt hatte, suchte man Diejenigen, welche so bedient waren, wieder anzukleiden. Der Leser kann denken, wie ungeschickt sie sich dabei anstellten!

Jetzt ließ die gute Königin ein Stück von demjenigen Zeuge bringen, welches diese Indier aus Baumbast zu verfertigen wissen, und bekleidete sowol den Befehlshaber, als auch seine Gesellschaft, nach der Mode ihres Landes, d. i. mit einem weiten Umwurfe von die-

sem Zeuge. Man ließ sich auch dieses gefallen, um ihr nicht zuwider zu sein.

Da man endlich wieder zurückkehren wollte, ließ sie eine große trüchtige Sau nach dem Boote schaffen. Sie befahl hierauf ihren Leuten, daß sie den Herrn Wallis zurücktragen sollten; da dieser aber, sowol durch das Reiben, als auch durch die heilsame Landluft, sich so gestärkt fühlte, daß er lieber gehen wollte, so führte sie selbst ihn beim Arme, und hob ihn, so oft sie an eine Pfütze kamen, eben so leicht hinüber, als bei uns ein Mann ein Kind zu heben pflegt.

Am folgenden Morgen schickte ihr Hr. Wallis durch den Konstabel 6 Beile, eben so viele Schnittmesser und verschiedene andere Dinge zum Geschenk. Dieser traf sie bei einem großen Gastmahle an, welches sie eben einer erstaunlichen Menge von Menschen gab. Seiner Aussage nach waren der Gäste nicht weniger als tausend. Die Bedienten, welche die Speisen zubereitet hatten, trugen dieselben in Kokoschalen herbei; sie selbst aber vertheilte sie unter ihre Gäste, welche rund im Hause herum in Reihen saßen. Nachdem sie hiemit fertig war, setzte sie sich selbst auf einen etwas höheren Sitz, und ließ sich hierauf von zwei Frauenspersonen, die sich ihr zu beiden Seiten hinstellten, dergestalt füttern, daß sie selbst nur den Mund öffnete, um die ihr gereichten Speisen anzunehmen.

Als sie den Konstabel erblickte, ließ sie auch ihm sogleich eine Mahlzeit bringen. Er konnte nicht recht unterscheiden, was es war; er hielt es indeß für feines gehacktes Hühnerfleisch, mit geschnittenen Äpfeln und Salzwasser zugerichtet, und fand es ungemein schmackhaft. Sie nahm die Geschenke, die er ihr brachte, mit vielem Vergnügen an.

6.

Fortsetzung von Staheite. Abreise von da.

Eines Tages, da der Konstabel auf seinem gewöhnlichen Handelsplatze war, erblickte er jenseits des Flusses eine alte Frau, welche einen Strom von Thränen vergoß. Sobald sie merkte, daß man die Augen auf sie gerichtet hatte, schickte sie einen Jüngling mit einem Platanenzweige in der Hand durch den Fluß. Dieser näherte sich dem Konstabel, hielt eine lange Anrede, und legte alsdann den Zweig zu seinen Füßen. Hierauf kehrte er wieder zurück, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer junger Mann schleppte zu gleicher Zeit zwei gemästete Schweine herbei. Die alte Frau sah Jedem nach der Reihe ins Gesicht, und brach hierauf von neuen in bittre Thränen aus; und als der Jüngling, welcher sie herbeigeführt hatte, in des Konstabels Gesicht Mitleid und Erstaunen bemerkte, hielt er eine zweite, noch längere Anrede, wodurch man aber nicht mehr belehrt wurde, als durch die erste. Die Alte bemühte sich hierauf selbst, durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß ihr Mann und drei von ihren Söhnen in dem neulichen Gefechte mit dem Schiffe umgekommen seien.

Während dieser Erklärung wurde sie so stark bewegt, daß sie den beiden jungen Männern, die vermuthlich ihre noch übrigen Söhne, wenigstens sehr nahe Blutsverwandte von ihr waren, ohnmächtig in die Arme sank. Diese schienen beinahe in eben dem Zustande zu sein. Der Konstabel gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu trösten, und wollte ihr, da sie wieder zu sich selbst gekommen war, ein Gegengeschenk machen, welches zehnmal mehr werth war, als die Schweine auf dem Markte

gekostet haben würden; allein sie war durchaus nicht zu bewegen, das Geringste von ihm anzunehmen. Sie reichte ihm bloß, zum Zeichen ihrer Freundschaft, die Hand, und ließ sich wieder fortführen.

Wie gefällt meinen jungen Lesern dieses Betragen einer Indierinn gegen Leute, die ihr das allerbitterste Herzeleid zugefügt hatten? War es nicht schön und liebenswürdig?

Um das Land an mehreren Stellen kennen zu lernen, schickte der Befehlshaber einen Offizier mit 60 Mann in den Böten aus, mit dem Auftrage, eine gewisse Strecke lang die Küste zu befahren, und alsdann zu landen. Da, wo dies geschah, fand man das Land eben so anmuthig, als bei dem Wasserplaze, und eben so sehr bevölkert; aber obgleich die Bewohner dieser Gegend einen Ueberfluß an Schweinen, Federvieh und Früchten hatten, so schienen sie doch eben nicht geneigt zu sein, Etwas davon zu verkaufen. Zulezt bequemten sie sich indeß, neun Schweine, etwas Federvieh und einige Kokosnüsse abzustehn. Man fand verschiedene derselben beschäftigt, Kähne zu bauen, und die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienten, bestanden bloß aus Steinen, Muschelschalen und Knochen. Metall und metallene Werkzeuge fand man nirgends bei ihnen. Alle vierfüßige Thiere dieser Insel schienen in Schweinen und Hunden zu bestehn, und das Fleisch dieser Thiere zu backen oder zu braten, scheint ihre ganze Kochkunst auszumachen. Geschirre, worin sie Wasser kochen könnten, fehlen ihnen gänzlich; sie haben daher eben so wenig einen Begriff von heißem, als von gefrorenem Wasser. Ihre Unwissenheit in diesem Stücke veranlaßte eines Tages ein gar lächerliches Schauspiel.

Herr Wallis hatte die Königin zum Frühstück an

Bord geladen. Da nun die Gesellschaft in der Kajüte versammelt war, bemerkte Einer von ihrem Gefolge, den man für einen Priester hielt, daß der Schiffsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehte, um einen Theetopf anzufüllen. Nachdem er dies mit vieler Aufmerksamkeit und Neugierde angesehen hatte, ging er, um die Sache noch näher zu untersuchen, selbst hin, drehte den Hahn um, und ließ sich das siedende Wasser in die Hand laufen. Schmerz, Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich seiner in dem nämlichen Augenblicke in einem solchen Grade, daß er schreiend und springend die ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden machte. Die übrigen Indier, welche schlechterdings nicht begreifen konnten, was ihm fehlte, standen, wie versteinert vor Verwunderung und Entsetzen, und es währte lange, ehe sie davon zurückkommen konnten. Der Wundarzt, welcher die unschuldige Ursache dieses Unfalls gewesen war, legte dem armen Verbrannten ein kühlendes Mittel auf, und besänftigte dadurch nach und nach seinen Schmerz und seine schreckhaften Empfindungen.

Man fuhr nun fleißig fort, so viele Lebensmittel einzukaufen, als der tägliche Markt gewährte, und die Geschenke der Königin trugen nicht wenig dazu bei, den Borrath davon ansehnlich zu vermehren. Denn so oft sie einen Besuch ablegte, ermangelte sie niemahls, ein Geschenk an Schweinen und Früchten darauf folgen zu lassen, welches von dem Befehlshaber jedesmahl durch ein Gegengeschenk erwidert wurde. Eines Tages schickte sie sogar 48 große und kleine Schweine, eben so viel Stück Federvieh und eine fast unzählige Menge von Früchten auf einmahl. Etwas zu verkaufen, schien sie unter ihrer Würde zu halten.

Einmahl, da sie ein Verlangen bezeigte, daß Herr

Wallis sie nach ihrer Wohnung begleiten möchte, schien sie recht darauf gesonnen zu haben, wie sie ihm eine auszeichnende Ehre erweisen könne. Sobald sie nämlich angekommen waren, hieß sie ihn und die ihn begleitenden Offiziere sich niedersetzen, nahm ihm hierauf den Hut ab, und steckte einen Busch von bunten Federn darauf, dergleichen außer ihr, so weit man beobachten konnte, auf der ganzen Insel Niemand trug, und welcher wirklich nicht häßlich stand. Auch band sie um eben diesen Hut, wie auch um die Hüte der Uebrigen, eine geflochtene Haarschnur, wobei sie zu verstehen gab, daß sowol das Haar, als auch die Arbeit von ihr selbst seien. Diesem feinen Geschenke fügte sie noch einige künstlich geflochtene Matten, nebst einer großen trächtigen Sau und eine Menge von Früchten hinzu. Gegen Abend begleitete sie selbst die Gesellschaft an den Strand zurück.

Beim Abschiednehmen gab Herr Wallis ihr durch Zeichen zu verstehn, daß er in sieben Tagen abzureisen gedenke. Sie begriff seine Meinung alsobald, und erwiederte gleichfalls durch Zeichen, daß er wenigstens noch 20 Tage bleiben möge. Jener aber bedeutete ihr abermahls, daß es nicht thulich sei; worüber sie plötzlich in eine solche Thränenflut ausbrach, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zu beruhigen.

Am folgenden Tage schickte der Konstabel nicht weniger, als 20 eingekaufte Schweine und einen beträchtlichen Vorrath von Früchten, an Bord. Die Berdecke waren nunmehr ganz mit Schweinen und Federvieh angefüllt. Man schlachtete nur die kleinsten davon, weil man die größeren lebendig mitzunehmen wünschte; allein man hatte bald den Verdruß, zu sehen, daß diese Thiere nicht leicht etwas Anderes, als die dässigen Lan-

desfrüchte fressen wollten. Man mußte sich also bequemen, die meisten abzuschlachten und einzusalzen; indes brachte man doch zwei dieser Thiere, eine Sau und einen Eber, glücklich nach England, wo die erstere Junge warf, und bald darauf verschied.

Um das Innere des Landes etwas genauer kennen zu lernen, beordnete Wallis einen seiner Offiziere mit einer guten Partei bewaffneter Leute, längs des Flusses, so weit er könne, hinzuziehen, und über Alles, was ihm vorkommen werde, sorgfältige Beobachtungen anzustellen. Auf den Fall, daß er von den Eingebornen angegriffen würde, sollte er alsobald ein Feuer anzünden lassen, dessen aufsteigender Rauch dem Befehlshaber zum Zeichen dienen sollte.

Den Tag vorher schickte man der Königin ein ansehnliches Geschenk, welches aus zwei Welschen Hähnen, drei Chinesischen Fasanen, zwei Gänsen, einer trächtigen Kaze, etwas Porzellan, einigen Spiegeln, gläsernen Flaschen, Hemden, Nadeln, Zwirn, Tuch, Erbsen, Bohnen, verschiedenen Arten von Gartensämereien, nebst einer Schaufel, und einer großen Menge von Messern, Scheren und ähnlichen Eisenwaaren bestand. Es erfolgte dafür ein Gegengeschenk von 18 Schweinen und verschiedenen Früchten.

Am folgenden Tage, da die Partei ihren Zug ausstellen sollte, verfügte sich Wallis selbst zur Königin, um sie, nebst andern Standespersonen, einzuladen, den Tag an Bord des Schiffes zuzubringen. Er that dies vornehmlich zur Sicherheit des ausgesandten Trupps, weil er hoffen durfte, daß man gegen diesen nichts unternehmen werde, sobald man wisse, daß die Königin und die Vornehmsten des Landes in seiner Gewalt seien.

Da er so eben eine, früh Morgens sich ereignete,

Sonnenfinsterniß beobachtet hatte, so nahm er das dazu gebrauchte Fernrohr mit. Er zeigte es der Königin, und nachdem er ihr den Gebrauch davon durch Zeichen begreiflich gemacht hatte, so richtete er es auf verschiedene weit entfernte Gegenstände, die ihr zwar bekannt waren, aber welche sie mit bloßen Augen von ihrer Wohnung ab nicht unterscheiden konnte. Er ließ sie hierauf durch dasselbe hinsehn. Sobald sie jene Gegenstände so nahe und so deutlich vor sich sah, sprang sie vor Erstaunen zurück. Sie richtete hierauf ihre Augen nach der Gegend hin, wo jene Dinge sich befanden, und stand eine Zeit lang unbeweglich still. Dann sah sie zum zweiten Mahle hindurch, und bemühte sich von neuen, wiewol abermahls vergeblich, die Gegenstände, welche sie durch das Fernglas erblickt hatte, mit bloßen Augen ausfindig zu machen. Ihre Mienen und Geberden druckten dabei ein Gemisch von Erstaunen und Entzücken aus, welches keine Sprache beschreiben kann.

Man verfügte sich hierauf nach dem Schiffe. Hier ließ Herr Wallis eine gute Mahlzeit zurichten, wovon die ganze Gesellschaft mit Vergnügen aß, nur die Königin nicht. Diese war nicht zu bewegen, irgend Etwas zu genießen, vermuthlich, weil die Betrübniß über die nahe Abreise ihrer Freunde, der Engländer, ihr alle Geklust benommen hatte.

Gegen Abend kehrte der ausgeschickte Trupp zurück; und die Königin wurde mit ihren Begleitern nun auch wieder ans Land geschickt.

Beim Weggehen fragte sie den Befehlshaber durch Zeichen, ob er seinen Vorsatz, schon so bald abzureisen, noch nicht geändert habe? und da dieser erwiederte, daß er zu der einmahl festgesetzten Zeit die Insel nothwendig verlassen müsse, so brach sie wieder in einen Strom

von Thränen aus, und konnte lange nicht beruhigt werden. Endlich, da sie sich ein wenig gefaßt hatte, gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie morgen wiederum an Bord kommen wolle; und darauf ließ sie sich ans Land rudern.

Der mit der Mannschaft ausgeschiedt gewesene Offizier stattete dem Befehlshaber über den Erfolg seiner Unternehmung folgenden Bericht ab:

„Bei unserer Abreise, welche des Morgens um 4 Uhr geschah, ging ich zuerst zu unserm alten Manne, und bat ihn, uns zu begleiten. Dann theilte ich meine Leute in zwei Parteien, und ließ die eine dießseits, die andere jenseits des Flusses gehn. Wir kamen bald in ein breites und langes Thal, wo wir viele Wohnungen mit Gärten fanden. Die letztern waren mit einem Walle von Erde umgeben, und um die erstern wimmelte es überall von Schweinen und Federvieh. Das Erdreich dieser Gegend schien ungemein fett und fruchtbar zu sein.“

„Nachdem wir zwei Englische Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; das eine Ufer des Flusses erhob sich zu einer schroffen Anhöhe, und wir sahen uns daher genöthiget, Alle auf dem andern Ufer einherzugehen. An einem Orte, wo der Fluß von einem Berge herabstürzte, hatten die Eingebornen Wasserleitungen angelegt, um ihre Gärten und Obstwälder zu bewässern. Das Erdreich war hier in gewissen Abtheilungen ordentlich umzäunt, welches die Aussicht über diese Gegend hin recht sehr anmuthig machte. Die Apfel- und Brodfruchtbäume standen an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Kokos- und Platanenbäume hingegen, welche einen feuchteren Bo-

den erfordern, in der Ebene. Ueberall wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gesträuch.«

»Weiterhin machte der Fluß unzählige Krümmungen, und die Hügel erhoben sich nimmehr an beiden Seiten desselben zu hohen Bergen, aus welchen überall große Felsenklumpen hervorrugten, und über unsern Köpfen hingen. Das Gehen wurde von da an sehr beschwerlich, weil man fast unaufhörlich klimmen mußte. Wir wurden dadurch so abgemattet, daß wir uns niedersetzen mußten, um ein wenig auszuruhen, und uns erst durch ein gutes Frühstück zu erquicken.«

»Aber kaum hatten wir uns gelagert, als wir durch einen großen Lärm und durch ein lautes Geschrei vieler vereinigten Stimmen erschreckt wurden. Wir sprangen auf, griffen nach den Waffen, und erblickten eine Menge von Männern, Weibern und Kindern oberhalb auf einem Berge, an dessen Fuße wir uns gelagert hatten. Unser Alter lief augenblicklich nach ihnen hin, indem er uns zuwinkte, daß wir ruhig sitzen bleiben sollten. Sobald er zu ihnen kam, legte sich der Lärm augenblicklich, und es währte nicht lange, so waren Alle verschwunden.«

»Sie kehrten indeß nach einiger Zeit zurück, und brachten ein großes gebratenes Schwein, nebst einem reichlichen Vorrathe von Brodfrucht und andern Erfrischungen. Dies Alles überlieferten sie dem Alten, und dieser theilte es unter unsere Leute aus. Ich hingegen beschenkte sie dafür mit Nägeln, Glaskorallen und ähnlichen Sachen, welche ihnen viel Vergnügen machten.«

»Wir verfolgten hierauf das Thal, so weit wir konnten, indem wir alle Wasserbäche, die aus den Bergen flossen, auf das sorgfältigste untersuchten, ob wir etwa irgend eine Spur finden könnten, daß es hier Me-

talle oder Erze gebe. Allein unsere Nachforschungen blieben fruchtlos.“

„Als wir im Fortgehn einen Berg erreicht hatten, den wir ersteigen mußten, gab unser alter Führer uns zu verstehn, daß er müde sei, und nun wieder nach Hause zu gehen wünsche. Aber ehe er uns verließ, bewog er einige Eingeborne, uns, statt seiner, zu begleiten und unser Gepäck zu tragen. Dann trat er seinen Rückweg an; wir aber begannen, den Berg hinaufzusteigen.“

„Wir bemerkten, daß der ehrliche Alte sich von Zeit zu Zeit nach uns umsah; und als wir an eine Stelle gekommen waren, wo Gesträuch und Dornen das Hinanklettern äußerst beschwerlich machten, so sahen wir ihn bis so weit zurückkommen, daß er uns mit seiner Stimme erreichen konnte. Hier rief er seinen Landsleuten zu; und diese liefen hierauf alsobald voran, um uns erst den Weg zu bahnen. Sie reichten uns auch von Zeit zu Zeit Erfrischungen, bald an Wasser, bald an Früchten, und erleichterten uns das Klettern, indem sie uns an den steilsten Orten die Hände boten. So sehr mußte uns der gute Alte ihnen empfohlen haben.“

„Als wir den Gipfel erreicht hatten, setzten wir uns abermahls nieder, um ein wenig auszuruhen. Wir hatten gehofft, an dieser Stelle die ganze Insel übersehen zu können; aber jetzt, da wir da waren, sahen wir uns mit andern, ungleich höhern Bergen umringt, in Ansehung welcher wir nur in einem Thale zu sein schienen. Nach derjenigen Seite hin, wo das Schiff vor Anker lag, war die Aussicht bis zum Entzücken schön. Die Berge rund umher waren mit Holz bewachsen; sie hatten ein mahlerisches Ansehn, und die Seiten derselben waren überall mit Dörfern besetzt. Einen noch

reizendern Anblick gewährten die noch stärker bevölkerten Thäler zwischen den Bergen; und, so weit unser Auge reichte, sahen wir nirgends einen unfruchtbaren oder öden Fleck. «

» Wir fanden hie und da Zuckerrohr, welches wild wuchs; auch Ingwer. Außerdem bemerkte ich einen Baum, der einem Strunke von Farrenkraute ähnlich, aber dabei 14 bis 15 Fuß hoch war. Um den natürlichen Reichthum dieser anmuthigen Insel an Früchten und Gewächsen vermehren zu helfen, steckte ich hie und da Kerne von Pflirsichen, Kirschen, Pflaumen, Zitronen und Pomeranzen in die Erde, und streuete allerlei Gartensämereien an solchen Stellen aus, wo ich glaubte, daß sie am besten fortkommen würden. «

» Bei unserer Rückkehr nach dem Schiffe machten wir je zuweilen einen kleinen Abstecher in anmuthige Thäler, und wurden von unsern Indischen Führern überall begleitet. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten zurück, beschenkten unsere Begleiter reichlich, und entließen sie hierauf mit großer Zufriedenheit auf beiden Seiten. «

Am folgenden Morgen gegen 10 Uhr kam die Königin mit einem Geschenke von Schweinen und Federvieh an Bord, hielt sich aber diesmahl nicht lange auf, sondern kehrte bald wieder zurück ans Land. Auch der Markt auf dem Wasserplaz war an diesem Tage sehr ergiebig; und der Konstabel sah sich im Stande, ungefähr 30 Schweine, eine Menge Federvieh und sehr viele Früchte an Bord zu schicken. Man sammelte jezt auch fleißig Holz und Wasser ein, und machte Alles fertig, um wieder in See zu gehn.

Nachmittags um drei Uhr kam die Königin abermahls, und zwar im größten Staate und in Begleitung

eines sehr zahlreichen Gefolges an Bord. Sie brachte auch einige vortreffliche Früchte mit, und als sie dieselben übergeben hatte, erneuerte sie ihre Bitte, daß der Befehlshaber seine Abreise noch um zehn Tage aufschieben möchte; wobei sie zu verstehen gab, daß sie alsdann ins Land reisen, und eine Menge Schweine, Federvieh und Früchte mitbringen wolle. Wallis bezeugte ihr für so viel Freundschaft und Güte die größte Dankbarkeit, fügte aber hinzu, daß er den folgenden Morgen unfehlbar abreisen müsse. Darüber brach sie abermahls in bittere Thränen aus.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurückkommen würde? und er bedeutete ihr die Zahl von 50 Tagen. Sie gab hierauf durch Gegenzeichen zu verstehen, daß er doch nur 30 Tage ausbleiben möchte; da aber Jener unerbittlich war, und immer bei der Zahl 50 blieb, so schien sie endlich damit zufrieden zu sein. Sie blieb, bis es Nacht wurde, an Bord; und auch da kostete es noch Mühe, sie zu bewegen, sich wieder ans Land zu verfügen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie warte, warf sie sich auf eine Kiste hin, und weinte lange mit so unmäßiger Betrübniß, daß sie auf alle Bemühungen, sie zu beruhigen, gar nicht zu achten schien. Endlich bequeme sie sich, wiewol höchst ungern, ins Boot zu steigen, und man brachte sie ans Land.

Der alte Mann, dieser treue und behülfsliche Freund unserer Reisenden, hatte oft den Wunsch geäußert, daß sein Sohn, ein Bursche von ungefähr 14 Jahren, sie bei ihrer Abreise begleiten möchte, und dieser schien es auch zufrieden zu sein. Allein seit zwei Tagen war er jetzt unsichtbar geworden. Man erkundigte sich nach ihm, und der Alte gab zu verstehn, daß er ihn ins Land

geschickt habe, um ihn von seinen Freunden Abschied nehmen zu lassen. Allein dies mochte wol eine Ausrede sein. Vermuthlich war dem Vater, da die Stunde der Trennung sich nahete, das Herz schwer geworden, und er hatte den Knaben auf die Seite geschafft, um sein Wort mit guter Art zurückzunehmen. Und wer konnte dem väterlichen Herzen das verübeln?

Beim Anbruch des folgenden Tages schickte man die Böte zum letzten Mahle ans Land, um noch diejenigen Wasserfässer anzufüllen, welche wieder leer geworden waren. Als sie sich der Küste näherten, sahen sie mit Erstaunen den ganzen Strand mit Eingebornen bedeckt. Man fand es bedenklich, sich unter eine solche Menge zu wagen, und wollte schon wieder umkehren, als die Königin hervortrat, der Menge ein Zeichen gab, daß sie sich über den Fluß zurückziehen solle, und hierauf den Leuten in den Böten winkte, daß sie landen möchten. Man folgte ihr.

Unterdeß, daß die Leute die Wasserfässer füllten, ließ sie Schweine und Früchte in die Böte bringen; und als man wieder abstoßen wollte, verlangte sie noch einmahl mit an Bord genommen zu werden. Allein der befehlende Offizier hatte gemessenen Auftrag, keinen der Eingebornen zurückzuführen, und mußte ihr also eine abschlägige Antwort geben. Sogleich ließ sie einen ihrer eigenen Kähne aufs Wasser bringen, und ihre Leute mußten sie nach dem Schiffe hinrudern. Eine Menge anderer Kähne folgte ihr nach.

Sobald sie beim Schiffe angelangt war, stieg sie sogleich an Bord; sie konnte aber vor Wehmuth nicht sprechen, sondern setzte sich nieder und weinte bitterlich. Dieser traurige Austritt dauerte ungefähr eine Stunde, worauf sich ein günstiger Wind erhob, und man die

Anker lichtete. Als sie nun sah, daß es nothwendig geschieden sein müsse, umarmte sie Alle auf das zärtlichste und unter vielen Thränen; worauf sie in ihren Kahn geführt wurde. Ihr ganzes Gefolge stimmte in ihre Betrübniß ein.

Kaum hatte man die Segel ausgespannt, als der Wind sich schon wieder legte, und das Schiff an seiner Stelle liegen blieb. Wallis ließ hierauf die Böte vordrücken, um das Schiff zu schleppen oder zu bugsiiren (meine Leser wissen aus dem Vorhergehenden, was dies sagen will). Als die Indier in den Kähen dies bemerkten, kehrten sie wieder zurück, und die Königin ließ ihren eigenen Kahn an das Schiff befestigen. Dann setzte sie sich selbst vorn in ersterm nieder, und weinte ganz untröstlich.

Der Befehlshaber beschenkte sie noch mit allerhand Sachen, von welchen er glaubte, daß sie ihr angenehm sein würden. Sie nahm Alles stillschweigend an, betrachtete aber nichts davon mit einiger Aufmerksamkeit. Gegen zehn Uhr hatten die Böte das Schiff glücklich über die Reihe von Klippen hinausgeschleppt, und als sich zu gleicher Zeit ein frischer Wind erhob, so nahmen die Indier, und besonders die Königin, noch einmal einen so beweglichen Abschied, daß Alle dadurch gerührt wurden. Der Befehlshaber selbst mußte sich eine Thräne der Wehmuth aus den Augen wischen.

7.

Fahrt von Otaheite nach Tinian; von da über Batavia nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Rückreise nach England.

Ich übergehe, was unsere Reisenden von den Sitten, Gebräuchen und Künsten der Bewohner von Ota-

heite aufgezeichnet haben, um nicht in den Fall zu gerathen, einerlei Sachen zweimahl erzählen zu müssen. Denn da ich nächstens Gelegenheit haben werde, meine jungen Leser noch einmahl nach dieser merkwürdigen Insel, und zwar in einer Gesellschaft zurückzuführen, welche mehr Zeit und Gelegenheit haben wird, Bemerkungen zu machen, so sei es mir vergönnt, Alles, was die Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Bewohner betrifft, bis dahin zurückzuhalten. Es war mir dermahlen bloß darum zu thun, meine Leser nur erst vorläufig aufmerksam darauf zu machen, und ihnen den Wunsch einzustößen, künftig umständlicher darüber unterhalten zu werden. Diese Absicht aber glaube ich durch das Gesagte schon erreicht zu haben. Ich verlasse daher für diesmahl Otahete, und fahre fort, zu erzählen, was unsern Reisenden auf ihrer fernern Fahrt begegnet ist.

Es war am 27sten des Heumonats 1767, als man wieder unter Segel ging, nachdem man bei dieser eben so angenehmen als gesegneten Insel etwas über einen Monat vor Anker gelegen hatte. Man steuerte, um den Lauf um die Erdfugel zu vollenden, von neuen gegen Westen, und entdeckte nach und nach verschiedene andere, aber größtentheils so unbeträchtliche Inseln, daß ich es der Mühe nicht werth achte, meine jungen Leser mit einer Beschreibung derselben aufzuhalten.

Nur einer Bemerkung muß ich erwähnen, welche man bei der fünften neuentdeckten Insel, die Kerpelsinsel genannt, zu machen Gelegenheit hatte, weil sie einen Umstand betrifft, der in die Geschichte der Menschheit gehört. Man beobachtete nämlich allda, daß den sämmtlichen Einwohnern, welche übrigens denen auf Otahete völlig ähnlich zu sein schienen, das

vordere Gelenk des kleinen Fingers fehlte, und man glaubte deutlich wahrzunehmen, daß es durch einen Schnitt absichtlich genommen wäre. Die Ursache davon konnte man nicht erfahren. Vielleicht war es bloß eine von jenen albernen und ungereimten Moden, wodurch man den menschlichen Körper in verschiedenen Ländern und auf verschiedene Weise zu verunstalten die Thorheit hat, in der Meinung, ihn dadurch schöner zu machen, als der Schöpfer ihn zu bilden wußte; vielleicht auch, daß der Grund dieses unvernünftigen Gebrauchs in gewissen Glaubensvorurtheilen lag, wodurch die Menschen oft zu noch viel größern Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten verleitet worden sind. So wie es Zeiten gab, wo man dem Gotte der Liebe einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn man ihm zu Ehren seine Brüder schlachtete oder lebendig verbrannte, so mochten jene armen Inselbewohner vielleicht auch in dem kindischen Wahne stehn, daß ihrer Gottheit ein Gefalle damit geschehe, wenn sie ihren eigenen Körper verstümmelten. Wer vermag die Grenze der tollen Ausschweifungen anzugeben, zu welchen Aberglaube und Schwärmerie die armen unerleuchteten Menschen zu verleiten pflegen! O meine jungen Freunde! beklagt, so oft euch künftig Beispiele dieser Art vorkommen werden, die unglücklichste aller Verirrungen des menschlichen Geistes, die, daß er gerade Das, was unser größter Segen sein könnte, die Gotteslehre, durch Zusätze von Irrthum und verderblichen Vorurtheilen oft in den größten Fluch für uns verwandelt hat! Bestrebt euch, so viel an euch ist, eure Begriffe von dem höchsten Wesen durch vernünftiges Nachdenken von allen unwürdigen menschlichen Vorurtheilen zu läutern; legt dabei beständig die unwidersprechlich wahre Hauptvorstellung

zum Grunde, daß dieses erhabene Wesen die allumfassende Liebe ist, und also nichts von uns fordern kann, als was auf unsere eigene und unserer Brüder wahre Glückseligkeit abzweckt. Dann werdet ihr Verirrungen jener Art für euch selbst zu vermeiden wissen, und, wenn ihr sie an Andern bemerkt, es für eine heilige Pflicht halten, solche unglückliche Menschen, wosern ihr könnt und dürft, eines Bessern zu belehren. —

Jetzt wieder zurück zu unsern Reisenden!

Da man den 176sten Grad der westlichen Länge zurückgelegt hatte, steuerte man, wie meine Leser auf unserer Karte sehen können, gen Nordwesten, weil man die Absicht hatte, die uns schon bekannte Insel Tinian aufzusuchen, um allda wieder neue Erfrischungen einzunehmen, und das Schiff, welches nachgerade baufällig zu werden anfing, so viel möglich auszubessern. Man erreichte dieselbe den 9ten des Herbstmonats, und warf daselbst die Anker aus.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte ans Land geschickt, um Gezelte aufzuschlagen, und einige Erfrischungen zu holen. Diese kehrten gegen Mittag zurück, und brachten Kokosnüsse, Zitronen und Pomeranzen mit. Hierauf wurden zuvörderst die Kranken, 40 an der Zahl, nebst dem Schiffsarzte ans Land gebracht. Wallis selbst und sein erster Lieutenant gehörten mit dazu. Auch die Schmiede nebst den Werkzeugen der Zimmerleute wurden dahingeschafft, um Alles, was zur Ausbesserung des Schiffs erforderlich war, mit größerer Bequemlichkeit auf dem Lande zu verarbeiten. Von den Gesunden nahm der Befehlshaber zwölf Mann, nebst einem Offizier, mit, um dieselben tiefer ins Land auf die Büffeljagd zu schicken. Denn daß es auf dieser Insel wildes Rindvieh und wilde

Schweine giebt, das haben wir bereits durch die vorhergehende Erzählung erfahren.

Schon am folgenden Tage, da die Jäger einen schönen jungen Stier erlegt hatten, der ungefähr vier Zentner schwer sein mochte, sah man sich im Stande, die ganze Mannschaft zu Lande und an Bord mit frischem Fleische, Brotfrucht, Zitronen und Pomeranzen zu versorgen. Diese erfrischenden Nahrungsmittel, verbunden mit dem Genuß der Landluft, äußerten bald eine heilsame Wirkung auf die Kranken, und machten sie genesen. Man war nun auch fleißig darüber her, die baufälligen Stellen des Schiffes aufzusuchen und auszubessern. Ein Theil der Mannschaft war täglich mit Jagen beschäftigt, und ein anderer mußte Früchte, Holz und Wasser einsammeln. Die Jagd war indeß mit großer Beschwerlichkeit verbunden, denn das Vieh war so scheu geworden, daß es Künste kostete, ihm nahe zu kommen; und die Insel war an den meisten Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß man unbeschreiblich viel Mühe hatte, sich hindurchzuarbeiten. Man denke sich die brennende Sonnenhitze, welcher man dabei ausgesetzt war, hinzu, und man wird sich ungefähr einen Begriff von den Mühseligkeiten machen können, die mit dieser Jagd verbunden waren.

Man blieb beinahe einen vollen Monat hier, weil die nöthigen Schiffsausbesserungen nicht früher vollendet werden konnten. Dann ging man neugestärkt wieder unter Segel, und machte zum nächsten Bestimmungsorte die Hauptstadt Batavia auf der den Holländern gehörigen Insel Java in Ostindien.

Diese neue Fahrt war mit neuen, sehr großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Man hatte häufig mit den fürchterlichsten Stürmen zu kämpfen,

und es fand sich bald, daß das Schiff, der sorgfältigsten Ausbesserung ungeachtet, noch mehr Wasser einließ, als zuvor. Ungeheure Wogen brachen sich zuweilen über dem Verdecke des Schiffs, führten Manches, sogar eins der Böte, hinweg, und zerbrachen das Steuerruder zusammt den Klappen an den Schießscharten. Es regnete dabei heftig, der Donner brüllte, die Blitze leuchteten, und oft war der Himmel in so schwarze Wolken gehüllt, daß man mitten am Tage nicht von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. An einem dieser grauenvollen Tage wurde der Schiffschneider vermißt; und es blieb unentschieden, ob der Sturm ihn hinweg geblasen hatte, oder ob er vielleicht, um sich Herz zu machen, ein wenig zu viel getrunken haben mochte, und in diesem Zustande über Bord getaumelt war.

Nach unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte man endlich den 30sten des Reifmonats Batavia, und legte sich dabei vor Anker.

Der Befehlshaber schickte alsobald ans Land, und ließ den Statthalter um die Erlaubniß bitten, Erfrischungen einkaufen zu dürfen, wobei er sich erbot, ihn zu begrüßen, wenn er den Gruß mit einer gleichen Anzahl von Kanonenschüssen erwidern wolle. Der Statthalter willigte in Beides ein. Man begrüßte ihn daher mit 13 Kanonenschüssen, welche von der Festung aus mit 14 beantwortet wurden. Meine jungen Leser müssen nämlich wissen, daß die seefahrenden Völker in Ansehung dieses Gebrauchs höchstpünktlich, und auf die Beobachtung desselben äußerst aufmerksam sind. Ein Ehrenschuß mehr oder weniger wird für eine Sache von großer Wichtigkeit gehalten, und es kann darüber oft zu Feindseligkeiten kommen; so wie mitten auf dem

Meere zwischen zweien oder mehrern sich einander begegnenden Kriegsschiffen von verschiedenen Völkerschaften oft unangenehme Auftritte wegen der Frage entstehen: welches Schiff das andere zuerst begrüßen soll?

Der Befehlshaber berief hienächst das Volk aufs Verdeck, und belehrte es, welche gefährliche Folgen in dem ungesunden Himmelsstriche dieser Gegend Unmäßigkeit und Trunkenheit zu haben pflegen. Er machte sodann den Befehl bekannt, daß Keiner, der ans Land geschickt werden würde, sich daselbst betrinken, oder irgend ein starkes Getränk mit an Bord bringen solle, und setzte auf die Uebertretung dieses Gesetzes eine schwere Strafe.

Unter andern zur Fortsetzung der Reise unentbehrlichen Sachen, welche man hier einzukaufen wünschte, war auch ein Anker, weil man deren zwei verloren hatte. Allein Diejenigen in Batavia, welche dergleichen zu verkaufen hatten, wollten sich die Noth, worin sie die Fremden glaubten, zu Nuze machen, und sodersten so unbescheiden, daß Wallis es für schimpflich hielt, sich einer solchen Auflage zu unterwerfen, und sich lieber ohne den Anker behelfen wollte. Er kaufte also gar keinen, und Jene verloren einen billigen Gewinn, weil sie nach einem unbilligen getrachtet hatten.

Man fand zu Batavia ein Englisches Schiff, Falmouth genannt, welches schon seit vielen Jahren in den kläglichsten Umständen hier gelegen hatte und gänzlich unbrauchbar geworden war. Es hatte immer auf Verhaltungsbefehle aus England gewartet, und diese waren immer ausgeblieben. Die Offiziere wandten sich jetzt an Herrn Wallis, und baten ihn inständigst, daß er sie und die übrige Mannschaft ihres verfallenen Schiffs mit nach England nehmen möchte. Sie stellten vor,

daß sie hier doch schlechterdings nichts thun könnten, was den Dienst des Krieges beträfe; daß der Konstel des Schiffs seit geraumer Zeit todt sei; daß sie ihr Pulver auf Befehl der Holländer hätten in die See werfen müssen; daß ihre übrigen Vorräthe verdorben seien; daß der Oberbootsmann vor Kummer und Aerger wahnsinnig geworden sei, und in einem Holländischen Krankenhause sich befinde; daß der Schiffszimmermann todtkrank und der Schiffskoch ein verwundeter Krüppel sei. Man sei ihnen, fügten sie hinzu, nun schon seit zehn Jahren ihren Sold schuldig, und sie wären unter dieser Zeit alt und elend geworden; allein sie wollten jetzt lieber Alles einbüßen und in den niedrigsten Diensten nach Hause gehn, als das Elend ihres jetzigen Zustandes noch länger ertragen, weil sie auf Befehl der Holländer nicht eine einzige Nacht am Lande verweilen dürften, sondern immer auf dem Wrack ihres Schiffes bleiben müßten, wo, wenn sie krank wären, Niemand sie besuche, und wo sie in beständiger Gefahr ständen, von den Malaien ermordet zu werden.

Wallis wurde von Mitleid gegen diese seine unglücklichen Landsleute stark gerührt; allein, da ein Mann im Dienst des Staats bei Vorfällen dieser Art nicht sein Herz, sondern seine Verwaltungsbefehle zu Rathe ziehen muß, und da die seinigen ihm nicht zu erlauben schienen, das von ihm begehrte Werk der Menschlichkeit zu verrichten, so antwortete er mit Bedauern, daß es nicht in seinem Vermögen stehe, ihren Wunsch zu erfüllen, daß er aber bei seiner Zurückkunft in England nicht ermangeln werde, ihre traurige Lage dringend vorzustellen, um ihnen schleunige Hülfe auszuwirken. Die Unglücklichen verließen ihn hierauf mit weinenden Augen.

Ich habe dieses Vorfalles deswegen hier erwähnt, damit meine jungen Leser, deren viele vermuthlich auch zu wichtigen Staatsämtern gelangen werden, frühzeitig lernen mögen, daß es Fälle giebt, wo man den Antrieb der schönsten Tugend, der des Mitleids und der Menschlichkeit, bei sich unterdrücken, und sich lediglich auf Das einschränken muß, was unser bestimmter Beruf von uns fodert. Es ist für ein empfindliches Herz immer schwer und höchsttraurig, diese harte Forderung in Erfüllung zu bringen; aber eben deswegen muß man zum voraus darauf gefaßt sein, und sich geübt haben, in Fällen dieser Art mehr seiner Vernunft, als seinen Empfindungen, Gehör zu geben, so wohlgegründet die letztern auch immer sein mögen.

Da der Befehl in Ansehung der Enthalttsamkeit von starken Getränken strenge befolgt wurde, so hatte Wallis das Vergnügen, nach 8 Tagen, da man wieder unter Segel ging, sein gesamntes Schiffsvolk, bis auf einen schon lange kränkelden Bootsmann, völlig gesund zu sehen.

Die nächste Fahrt ging nun nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und auf dieser erfuhren sie verschiedene sehr unangenehme Widerwärtigkeiten. Ein Bootsmann stürzte von der Raa *) des großen Masts herab, und verwundete im Herabfallen zwei Andere dergestalt, daß Einer davon starb, der Andere aber mit einer leichten Quetschung davon kam. Er selbst blieb auf der Stelle todt.

Auch Krankheiten, und zwar von der gefährlichsten Art, nämlich Durchfälle und Faulfieber, nahmen nunmehr auf dem Schiffe überhand. Drei wurden davon

*) Querstange.

nach einander hingerafft, und nicht weniger als 40 Andere lagen gefährlich darnieder. Der Gehülfe des Schiffsarztes war selbst unter dieser Zahl, und diejenigen Bootsleute, welche man zu Krankenwärtern ernannte, wurden nach einigen Tagen gemeiniglich selber krank. Zur Vergrößerung dieses Unglücks wurde das Schiff jetzt so leck, daß es während jeder Schiffswache, das ist, alle 4 Stunden, mehr als 3 Fuß hoch Wasser einließ, so daß fast unaufhörlich gepumpt werden mußte, um das Schiff nur flott zu erhalten und nicht sinken zu lassen. Auch das ganze Obergebäude desselben war sehr lose und leck, so daß das Wasser, so oft die See hoch ging, an mehren Orten zugleich eindrang.

Dennoch ließ man den Muth nicht sinken, sondern fuhr unverdroffen fort, jedes Hülfsmittel anzuwenden, welches die Vernunft ersann und die Umstände an die Hand gaben. Die Vorsehung segnete ihre ausdauernde Geduld; es gelang ihnen, sich und das Schiff zu erhalten, und nach einer Fahrt von acht Wochen hatten sie das Vergnügen, das Vorgebirge zu erreichen, und in dem dabei befindlichen Busen, die Tafelbai genannt, vor Anker zu kommen.

Um dasjenige zu bestätigen, was ich oben von dem Seegebrauch in Ansehung der Begrüßung durch Kanonenschüsse sagte, kann ich nicht umhin anzumerken, daß unser Wallis es hier abermahls der Mühe werth hielt, in sein Tagebuch einzutragen, wie viel Ehrenschüsse er beim Vorgebirge gethan, und wie viel man ihm dafür zurückgegeben habe. Es lagen nämlich in der Tafelbai verschiedene andere Schiffe vor Anker, worunter ein Französischer Ostindienfahrer und ein Englisches Packetboot oder Postschiff war. Wallis begrüßte zuvörderst den Statthalter mit 13 Kanonen, und dieser erwie-

derte den Gruß mit eben so vielen Gegenschüssen. Dann begrüßte das Englische Packetboot, als ein kleineres Schiff, den Delyhin mit 11 Schüssen, und Wallis dankte ihm mit neun. Hierauf kam die Reihe an das Französische Schiff, welches gleichfalls zuerst, und zwar mit neun Schüssen, grüßte, und dafür eine Dankagung, aber nur von sieben Gegenschüssen erhielt, vermuthlich weil es kein eigentliches Kriegsschiff, sondern nur ein Kauffahrteischiff, war.

Nachdem man diese wichtige Angelegenheit in Ordnung gebracht hatte, ließ Wallis den Statthalter um die Erlaubniß ersuchen, sich hier mit Erfrischungen versehen zu dürfen, und er erhielt dieselbe ohne Umstände. Auch vergönnte ihm der höfliche Statthalter, an einem von der Stadt etwas entlegenen Orte Gezelte aufzuschlagen und seine Kranken dahin schaffen zu lassen, damit sie der heilenden Landluft genießen möchten. Der Befehlshaber war abermahls selbst unter dieser Anzahl. Er ließ sich daher auch ans Land bringen, und blieb daselbst, jedoch ohne Erleichterung, so lange das Schiff hier vor Anker lag. Alle andere Kranken genasen in kurzer Zeit, und die gesunde Luft dieser Gegend bekam Vielen so wohl, daß sie ein besseres Ansehen erhielten, als sie damahls hatten, da sie aus England reiseten.

Man war nun fleißig darüber aus, das Schiff zu kalfatern *), und jede schadhafte Stelle desselben, so weit es thulich war, auszubessern. Auch versorgte man sich mit jeder Art von Schiffsbedürfnissen; und da man mit Allem fertig war, ging man neugestärkt

*) Die Rigen mit Berg auszustopfen, und dann mit Pech und Theer zu überschmieren.

und voll Hoffnung, den Rest der langen Reise glücklich zu endigen, wieder unter Segel.

Nach einer glücklichen Fahrt von 14 Tagen erreichte man die Englische Insel St. Helena, die meine jungen Leser entweder schon kennen, oder auf jeder Karte von Afrika, dem untern Theile dieses Landes gegenüber, leicht werden finden können. Unsere Reisende wurden von dem Statthalter sehr liebevoll aufgenommen, und das Schiffsvolk hatte Gelegenheit, außer verschiedenen andern Erfrischungen, auch einen ansehnlichen Vorrath von Portulak einzusammeln, welcher auf dieser Insel in großer Menge wächst.

Man verweilte allda nur bis zum dritten Tage, und nach einer abermahligen Reise von 8 Wochen, auf welcher sich eben nichts ereignete, was erzählt zu werden verdiente, kam das Schiff am 20sten Mai 1768 bei den Dünen wohlbehalten vor Anker, nachdem man die ganze lange und gefahrvolle Reise in 637 Tagen glücklich zurückgelegt hatte.



III.

Beschreibung

einer

Reise um die Erdfugel,

angestellt

von dem

Brittischen Schiffshauptmanne

Philipp Carteret,

im Jahre 1766,

und vollendet im Jahre 1769.



1.

Fahrt von Plymouth nach Madera, und von da durch die
Magellanische Straße.

Diese Reise zeichnet sich von den vorhergehenden durch eine Kette von Gefahren und Mühseligkeiten aus, welche meine jungen Leser nicht ohne mitleidige Theilnehmung, hin und wieder nicht ohne Erstaunen werden lesen können. Aber Begebenheiten dieser Art hört man, wenn ich von meinem eigenen Gefühle auf die Empfindungen Anderer schließen darf, am liebsten von Denjenigen erzählen, welche selbst darin verwickelt waren. Ich finde daher für gut, mich diesmahl hinter den Schirm zu stellen, und den Held dieser Geschichte persönlich vortreten zu lassen. Aufmerksamkeit wird er sich wol ohne mein Zuthun zu erregen wissen; er mag also nur sogleich das Wort nehmen. Carteret redet.

Bald nachdem ich von der Reise um die Welt zurückgekommen war, auf welcher ich den Befehlshaber Biron begleitet hatte, wurde ich zum Führer der Königl. Schaluppe *Swallow* (die Schwalbe) ernannt, und erhielt Befehl, mich zu einer abermahligen Reise anzuschicken. Diese Schaluppe war ein altes Schiff; sie hatte bereits dreißig Jahre lang gedient, und war

daher schon so baufällig geworden, daß sie zu einer langen Reise nicht mehr tauglich zu sein schien.

Ohne mir den Ort und die Gegend meiner Bestimmung anzuzeigen, hatte man mir bloß zu verstehen gegeben, daß ich mit dem Delyhin aussegeln solle. Wohin? und auf wie lange? das blieb mir ein Geheimniß. Ich schloß zwar aus der sorgfältigen Ausrüstung des Delyhins, daß dieser zu einer abermahligen Reise um die Welt bestimmt sein dürfte; allein die klägliche Beschaffenheit der Swallow und der geringe Vorrath von alltäglichen Nothwendigkeiten, womit man dieselbe versah, machten es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß auch sie zu einer so langen und gefährlichen Reise ausersehen wäre.

Ich versuchte indeß auf allen Fall, was ich durch eine Vorstellung ausrichten könnte, und hielt um eine Schmiede, um einen kleinen Vorrath von Eisen, um ein kleines Boot, und um verschiedene andere Dinge an, von welchen ich aus eigener Erfahrung wußte, daß sie auf einer langen Reise unentbehrlich sind. Allein mein Gesuch wurde abgewiesen, und ich erhielt bloß zur Antwort, daß das Schiff für seine Bestimmung hinreichend ausgerüstet sei, und weiter nichts bedürfe. Dies mußte mich nothwendig in der Meinung bestärken, daß ich den Delyhin nur bis zu einer gewissen Höhe begleiten, und alsdann wieder umkehren solle.

In dieser Ungewißheit segelte ich den 22sten August 1766, in Begleitung des Delyhins und eines Proviantschiffes, Prinz Friedrich genannt, von Plymouth ab. Unser nächster Bestimmungsort war die Insel Madera. Diese erreichten wir, ohne merkwürdige Vorfälle, den 7ten des Herbstmonats, an welchem Tage wir auf der dortigen Reihde die Anker fallen lie-

ßen. Aber noch erfuhr ich nicht, wohin ich eigentlich bestimmt war.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft allhier meldete mir der Lieutenant, daß während der Nacht neun unserer besten Leute das Schiff heimlich verlassen hätten und aus Land geschwommen wären. Sie hatten ihre Kleider zurückgelassen, und nur ihre Baarschaft in um den Leib gebundenen Schnupftüchern mitgenommen. Die ganze Gesellschaft war auf diese Weise bis an die Brandung geschwommen, welche sich hier sehr hoch gegen den Strand bricht. Durch das Getöse derselben erschreckt, war Einer von ihnen wieder umgekehrt und nach dem Schiffe zurückgekommen. Die Uebrigen hatten es gewagt, sich durch den Wogenbruch hindurch zu arbeiten und waren fort.

Der Verlust dieser Leute würde mir sehr empfindlich gefallen sein. Ich setzte mich daher augenblicklich hin, um dem auf der Insel befindlichen Englischen Handelsaufseher oder Consul zu schreiben, mir zur Wiedererlangung derselben behülflich zu sein. Allein noch ehe ich den Brief geendiget hatte, ließ mir dieser bereits melden, daß man meine Abenteurer, zum großen Erstaunen der Einwohner, nackt am Strande gefunden und sie in Verhaft genommen habe, um sie mir wieder auszuliefern. Ich fertigte also gleich ein Boot ab, und ließ sie holen.

Sobald mir gemeldet wurde, daß sie wieder an Bord seien, ging ich aufs Verdeck. Hier hatte ich das Vergnügen, in ihrem ganzen Anstande so viel Scham und Reue zu bemerken, daß ich in meinem Herzen ihnen alsobald vergab, und nur die Sache so zu finden wünschte, daß ich ihnen auch die Strafe erlassen dürfe. Ich fragte sie, was sie doch immer habe bewegen können,

das Schiff und den Dienst ihres Vaterlandes zu verlassen, und sich in Gefahr zu begeben, entweder von Haifischen verschlungen, oder von der Brandung an der Küste zerschmettert zu werden? und sie antworteten, es sei ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, davon zu laufen; sie seien vielmehr fest entschlossen, das Schiff, so lange es nur noch schwimmen könne, nie zu verlassen; aber weil zu vermuthen stehe, daß sie eine lange und gefährliche Reise vor sich hätten, und doch Niemand sagen könne, wer unterdeß leben oder sterben möchte, so sei es ihnen sehr hart vorgekommen, daß sie nicht wenigstens Freiheit und Gelegenheit haben sollten, ihr eigenes Geld nach Belieben zu verzehren. Sie hätten daher den Anschlag gefaßt, sich die Haut nur noch einmahl recht voll zu trinken, dann aber auch nach dem Schiffe zurückzuschwimmen; und sie hätten gehofft, dies früher zu bewerkstelligen, als man sie auf dem Schiffe vermissen würde.

Da ich, wie gesagt, schon vorher gewünscht hatte, ihnen die Strafe erlassen zu können, so untersuchte ich ihre Entschuldigung eben nicht sehr strenge. Ich stellte ihnen bloß vor, wie unbedachtsam sie gehandelt hätten, und daß ich hoffe, sie würden ihr Leben künftig nur bei wichtigern Gelegenheiten aufs Spiel setzen, und mir durch ihre Ausführung nicht noch einmahl Ursache geben, über sie zu klagen; in der Hoffnung wolle ich ihnen diesmahl die Strafe schenken, und mich mit der Reue und Beschämung begnügen, die sie, wie ich merkte, über ihr Vergehen fühlten. Uebrigens fügte ich hinzu, da ich auf dieser Reise vermuthlich gute Schwimmer nöthig haben würde, so sei es mir lieb, nunmehr zu wissen, an wen ich mich bei vorfallender Gelegenheit zu wenden habe.

Das gesammte Schiffsvolk gab mir durch ein lautes Murmeln seinen Beifall zu erkennen, und ich fand mich in der Folge für die diesmahl bewiesene Gelindigkeit reichlich belohnt; denn unter allen Beschwerlichkeiten und Gefahren unserer nachherigen Reise konnte ich von diesen Leuten Alles fodern, und sie thaten es mit einem Eifer, der ihnen selbst zur Ehre, mir aber zum größten Nutzen gereichte. Ein abermahliges Beispiel, daß Gelindigkeit auf gutgeartete Gemüther besser wirkt, als Strenge.

Am 12ten des Herbstmonats gingen wir wieder unter Segel, und nun erst eröffnete uns der Befehlshaber Wallis die Absicht unserer Reise, indem er mir eine Abschrift von seinen Verhaltungsbefehlen mittheilte. Ich sah nunmehr mit Bedauern, daß ich wirklich auf eine Unternehmung ausgeschiedt war, zu welcher weder das Schiff, noch die Ausrüstung desselben im geringsten taugten. Allein was war zu thun? Wir mußten Folge leisten, und es darauf ankommen lassen, wie und wo wir unsern Untergang finden würden. Ich sah uns nunmehr als wahrscheinliche Opfer des Gehorsams an, beschloß indeß, meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich könne.

Ich übergehe, was von den Vorfällen auf unserer ferneren Reise schon in der vorhergehenden Erzählung gemeldet worden ist.

Als wir die Magellanische Straße erreicht hatten, wurde ich beordert, vor dem Delfhin hinzusegeln, um die Untiefen zu erforschen und ihm den Weg zu weisen, weil ich diese Reise schon einmahl gemacht hatte. Allein mein Schiff segelte so erbärmlich, daß dies äußerst langsam von Statten ging; und der Delfhin durfte meisten-

theils nur die eingerefften Topsegel *) gebrauchen, indes die Swallow mit allen Segeln, die sie nur ausspannen konnte, sich schwerfällig und langsam fortarbeitete.

Nachdem wir auf diese Weise, unter unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren, ungefähr die Hälfte der Straße zurückgelegt hatten, versuchte ich es, Herrn Wallis über die erbärmliche Beschaffenheit meines Schiffes Vorstellungen zu thun. Ich zeigte ihm, wie sehr er selbst dadurch aufgehalten werde, und wie unvermögend wir seien, irgend etwas zu thun, was die Absicht seiner Reise befördern könne, und ersuchte ihn daher, zu überlegen, was für den Dienst des Königs am besten sein dürfte, uns weiter mit sich zu nehmen, oder zu entlassen? Ich that den Vorschlag, daß er die Swallow in irgend einer Bucht zurücklassen möchte, und ich erbot mich auf diesen Fall, ihn mit den Böten derselben durch die Straße zu begleiten, welches, allem Ansehn nach, geschwinder und besser von Statten gehn würde, als wenn er sich durch mein Schiff noch ferner aufhalten ließe. Um diesen Vorschlag noch annehmlicher zu machen, setzte ich hinzu: er könnte seinen Vorrath an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus meinem Schiffe ersetzen. Ja, ich erbot mich sogar, ihm die besten meiner Leute gegen diejenigen von den seinigen abzutreten, welche etwa krankheitshalber zu der bevorstehenden Reise untüchtig wären. Sollte er es aber durchaus für nöthig halten, daß ich selbst, wegen der auf meiner ersten Reise erlangten Kenntniß von der Südsee, die Reise mitmache, so ersuchte ich ihn auf diesen

*) Die obersten kleinen Segel an den Spitzen der Masten. Einreffen heißt: das Segel von unten auf zusammenziehen, damit es weniger Wind fasse.

Fall, den Befehl über die *Swallow* seinem ersten Lieutenant anzuvertrauen, und erbot mich, alsdann unter ihm an Bord des *Delphins* zu dienen, und die Stelle des Lieutenants zu vertreten. Endlich fügte ich hinzu, wofern er selbst Lust habe, die *Swallow* nach Europa zurückzuführen, so sei ich auch bereit, die Führung des *Delphins* zu übernehmen, und die Reise allein zu vollenden.

Alle diese Vorschläge wurden verworfen. Herr Wallis setzte ihnen jedesmahl die Antwort entgegen, die Admiralität habe einmahl befohlen, daß beide Schiffe die Reise in Gesellschaft machen sollten: dieser Befehl müsse also befolgt werden, so lange es möglich sei. — Und so setzten wir denn unsere mühselige Reise in Gesellschaft fort.

Bisher war ich immer vorausgesehelt. Jetzt aber, da wir uns dem westlichen Ende der Straße näherten, kam uns der *Delphin* vor. Es war gerade Abend, da dies geschah, und ungeachtet ich die ganze Nacht über unter Segel blieb, so gefährlich dies auch für uns war, so lief der *Delphin* gleichwol so weit vor uns voraus, daß wir am andern Morgen nur noch die Topsegel desselben am fernen Horizonte entdecken konnten. Gegen neun Uhr war er endlich ganz verschwunden. Von diesem Augenblicke an gab ich alle Hoffnung auf, ihn vor unserer Rückkunft in England jemahls wieder zu sehn; und der Erfolg zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Unsere Lage war nunmehr in der That höchst traurig. Alles, was zu einer solchen Reise, als die unfrige war, nothwendig erfordert wird, war am Bord des *Delphins*, und dieser war damit in die weite Welt gesehelt. Außer den übrigen Schiffsbedürfnissen hatte er

auch unsern Antheil von wollenen Tüchern und andern Zeugen, von Leinwand, Glaskorallen, Scheren, Messern und andern Eisenwaaren an Bord, und es war mir noch nichts davon ausgeliefert worden, ungeachtet wir beinahe neun Monate mit einander in Gesellschaft gesegelt waren. Alle diese Dinge waren uns gleichwol unentbehrlich, wenn wir von den Indiern Erfrischungen eintauschen wollten. Nicht einmahl mit einer Schmiede und mit einem Vorrathe von Eisen waren wir versehen, ungeachtet wir wahrscheinlicher Weise in Umstände gerathen mußten, worin wir zu Erhaltung des Schiffs weder des Einen noch des Andern entrathen konnten. Man denke sich zu diesem Mangel noch die klägliche Verfassung des Schiffs hinzu, und man wird sich ungefähr einen Begriff von der Mißlichkeit unserer Lage machen.

Ich hatte indeß bei allen diesen Widerwärtigkeiten den Trost, daß meine braven Leute nicht die geringsten Merkmahe von Niedergeschlagenheit blicken ließen. Indem ich ihnen meinen Beifall darüber zu erkennen gab, suchte ich sie noch mehr aufzumuntern, und sagte ihnen: daß ich in ihrem Muthe, in ihrer Geschicklichkeit und in ihrem Wohlverhalten einen hinlänglichen Ersatz für die Gebrechen und den Mangel des Schiffs fände. Und so setzten wir unsere Reise in Gottes Namen fort.

Die nächste Nacht brachten wir unter beständigem Sturm und in steter Gefahr hin, gegen die Küste geworfen und zertrümmert zu werden. Erst am folgenden Abend glückte es uns, eine Stelle zu finden, wo wir das Schiff vor Anker legen konnten. Sobald dies geschehen war, ging ich in meine Kajüte hinab, um ein wenig auszuruhen. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, so entstand ein allgemeines lautes Geschrei auf dem Berdecke, welches mich nicht wenig erschreckte. Ich

sprang augenblicklich zum Bette hinaus, und als ich aufs Berdeck kam, hörte ich das Volk mit vereinigttem Jubelgeschrei mir entgegen rufen: der Delphin! der Delphin! Alle waren vor Erstaunen und Freude außer sich und schienen fast von Sinnen gekommen zu sein. Allein was wars? Nachdem das allgemeine Entzücken einige Minuten gewährt hatte, fand sich, daß Dasjenige, was sie für ein Segel gehalten hatten, weiter nichts, als Wasser war, welches durch einen heftigen Windstoß in die Höhe getrieben und in der Luft umher geschleudert wurde. Auf eine so große, aber ungegründete Freude folgte etwas Niedergeschlagenheit; aber nicht lange, so kehrte ihre gewöhnliche Standhaftigkeit zurück, und noch ehe ich wieder in meine Kajüte hinabging, waren schon Alle wieder so aufgeräumt und lustig, als zuvor.

Noch zwei Tage mußten wir mit allen Gefahren und Mühseligkeiten kämpfen, welche die Schifffahrt unter einem so rauhen Himmelsstriche und in einer so gefährlichen Meerenge mit sich führt. Am dritten erreichten wir endlich das letzte südliche Vorgebirge. Die See ging eben sehr hoch, und der Wind, der bis jetzt östlich gewesen war, drehte sich plötzlich nach Süden. Er blies mit einem Mahl so ungestüm, und die plötzliche Wendung desselben verursachte so fürchterlich hohe Wogen, daß eine Menge Wasser auf das Berdeck stürzte und wir dadurch in die äußerste Gefahr geriethen, zu sinken. Dabei mußten wir aus allen Kräften arbeiten, um zu verhindern, daß das Schiff nicht gegen die nördliche Küste getrieben würde, in welchem Fall unser Untergang unvermeidlich gewesen wäre. Allein so sehr wir uns auch bestrebten, dieser drohenden Gefahr auszuweichen, so trieben Wind und Wellen das Schiff doch sehr schnell gegen jene Küste hin. In dieser dringenden Noth

ließ ich in allen unsern Wasserfässern, welche auf und zwischen den Berdecken standen, die Böden einschlagen, damit das Schiff ein wenig leichter würde und dann etwas besser segeln möchte. Durch diese Aufopferung einer der ersten und unentbehrlichsten Nothwendigkeiten gelang es uns endlich, wiewol nur mit genauer Noth, der Gefahr zu entkommen und uns aus der Straße endlich ganz herauszuarbeiten.

Unsere Rettung ereignete sich gerade in dem entscheidendsten Augenblicke. Ein paar Minuten später, und wir wären ohne Hülfe verloren gewesen. Denn kaum hatten wir die Mündung der Straße zurückgelegt, so drehte sich der Wind abermahls und lief nach Südwesten. Wäre dies einige Augenblicke früher geschehn, so war unser Untergang unvermeidlich, weil wir in diesem Falle unmöglich hätten verhindern können, gegen die Küste geworfen zu werden und unser Schiff zertrümmert zu sehn. Aber es gefiel der Vorsehung, unser Leben diesmahl für noch größere Mühseligkeiten zu erhalten, die unser in der Ferne warteten.

2.

Fahrt von der westlichen Mündung der Magellanischen Straße
nach der Insel Masafuero.

Jetzt segelten wir in die unermessliche Südsee hinein; wir konnten etwas freier athmen, und ich fing an, über unsern bedenklichen Zustand ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

Die meisten Sorgen machte mir der Mangel an Wasser. Wir hatten einen ansehnlichen Vorrath desselben, um das Schiff zu erleichtern, auslaufen lassen; und was uns von demselben nun noch übrig war, das

schien zu einer so weiten Reise, als uns nunmehr bevorstand, nicht hinlänglich zu sein. Ich beschloß daher, erst die Inseln Juan Fernandez und Masafuero aufzusuchen, um bei diesen, wo möglich, einen größern Vorrath davon einzunehmen. Wir steuerten also nordwärts.

Aber es sollte nun einmahl unser Schicksal auf dieser ganzen Reise sein, daß wir theils mit dem Mangel, theils mit den Weltstoffen oder Elementen, theils mit andern Widerwärtigkeiten unaufhörlich kämpfen mußten. Der Wind lief plötzlich nicht nur nach Nord-Nord-Westen um und blies uns also gerade entgegen, sondern es stürmte nun auch fast ununterbrochen, und die ungestümen Windstöße, welchen wir ausgesetzt waren, wurden nicht bloß von einem starken Regen, sondern auch von einer Menge Hagel, oder vielmehr Stücken halbschmolzenen Eises, und von Blitzen und Donnerschlägen begleitet, die wir so fürchterlich noch nie erlebt hatten. Die Wogen schollen dabei zu einer unglaublichen Höhe an, und brachen sich von Zeit zu Zeit über dem Verdecke des Schiffes mit solcher Wuth, daß wir jedesmahl ganz unter Wasser gesetzt wurden, und mehr als einmahl schon verzweifelten, daß wir das Tageslicht je wieder erblicken würden. Dieser gräuliche Zustand dauerte vom 18ten des Wandelmonats bis zum 8ten Mai fast unaufhörlich fort. Um diese Zeit bekamen wir endlich die Insel Masafuero, und bald nachher auch die Insel Juan Fernandez zu Gesicht.

Wir steuerten auf die letzte zu. Allein bei unserer Annäherung fand ich, daß die Spanier daselbst eine Feste und eine Niederlassung angelegt hatten. Da ich es nun für bedenklich hielt, mich diesen Leuten zu erkennen zu geben, so gab ich lieber den Wunsch, uns hier mit Erfrischungen zu versorgen, auf, und segelte nach Masafuero.

Hier waren wir zwar anfangs so glücklich, vor Anker zu kommen; allein kaum hatten wir ein Boot ans Land geschickt, um Trinkwasser zu holen, als ein heftiger Sturmwind uns schon wieder losriß und in die See trieb. Es fehlte wenig, so hätten wir unsere Anker dabei eingebüßt. Wir versuchten verschiedene Tage hinter einander, aber immer vergebens, noch einmahl zu ankern, und mußten daher alle unsere Bemühungen nur darauf einschränken, uns an jedem Tage so sehr, als möglich, dem Strande zu nähern, um es den Bötten zu erleichtern, uns von Zeit zu Zeit eine Ladung Wasser zuzuführen. Auf diese Weise erhielten wir, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe, einen ziemlichen Vorrath davon, doch immer noch nicht so viel, als wir bei der Ungewißheit, ob und wann wir wieder Land erreichen würden, nöthig hatten.

Es erbot sich daher der Lieutenant Gower, dessen Muth und Geschicklichkeit in allen unsern Gefahren und Nöthen ich nicht genug preisen kann, noch einmahl mit dem Boote in einer Gegend ans Land zu rudern, wo das Regenwasser sich in Lachen gesammelt hatte, weil wir von dem eigentlichen Wasserplaze, wo man einige unserer Leute zurückgelassen hatte, jest gar zu weit weggetrieben waren. Der Tag fing um diese Zeit schon an, sich zu neigen, und kaum war das Boot eine Stunde abwesend gewesen, als das fürchterlichste Gewitter, dergleichen man in Europa gar nicht kennt, mit einem wüthenden Sturme einbrach und uns Allen den Untergang drohete. Die Nacht rückte indeß heran, und ein ununterbrochener Plahregen stürzte aus der Luft herab. Ich ließ zu wiederholten Mahlen Kanonenschüsse thun und Feuerzeichen machen, um das Boot dadurch zu leiten, dessen zweifelhaftes Schicksal mir die

größte Angst verursachte. Umsonst! Das unglückliche Boot blieb aus, und es war nur gar zu wahrscheinlich, daß es, zusammt der darauf befindlichen wackern Mannschaft, zu Grunde gegangen sei. Meine Betrübniß darüber war sehr groß.

Aber noch größer war denn auch meine Freude, als es endlich gegen 7 Uhr, da wir bereits alle Hoffnung, es wieder zu sehn, aufgegeben hatten, dennoch wieder zu uns kam. Mit unbeschreiblichem Entzücken eilten wir, Mannschaft und Boot sogleich an Bord zu nehmen, und wohl bekam es uns und ihnen, daß wir damit geeit hatten! Denn man war kaum damit zu Stande gekommen, als ein so fürchterlicher Windstoß uns erreichte, daß, wenn wir nur eine Minute gezaudert hätten, Boot und Mannschaft ohne Rettung verloren gewesen wären.

Herr Gower erzählte mir hierauf, daß, da er nicht habe lauden können, drei seiner Leute mit Wasserfässern ans Land geschwommen seien, um sie anzufüllen; daß aber gleich darauf der Wogenbruch am Strande so stark geworden sei, daß sie sich nicht getraut hätten, wieder nach dem Boote zurück zu schwimmen. Da er nun sich nicht habe entschließen können, die armen Leute, besonders da sie vom Kopfe bis zu den Füßen nackt gewesen seien, in einer so fürchterlichen Nacht zurückzulassen, so habe er so lange auf sie gewartet, bis die augenscheinlichste eigene Gefahr ihn endlich bewogen habe, nach dem Schiffe zurückzukehren.

Das Schicksal dieser armen Leute war jetzt ein neuer Gegenstand der Sorge und der Beängstigung für uns. Sie waren nackt, auf einer unbewohnten Insel, weit von der Wasserstelle weg, wo einige ihrer Gefährten wenigstens ein Gezelt zur Bedeckung hatten, und ohne alle Lebensmittel! Es war überdas Nacht, und

unter heftigem und anhaltenden Regen donnerte und blitzte es dermaßen, daß meine Europäischen Leser sich gewiß keine Vorstellung davon machen können. Aber Noth ist sinnreich. Die armen Nackten hatten das einzige ihnen noch übrige Mittel, sich vor einer gänzlichen Erstarrung zu sichern, angewandt, indem sie wechselseitig sich einander mit ihren Körpern deckten. Auf diese Weise hatten sie die fürchterlichste Nacht ihres Lebens glücklich überstanden; und sobald es Tag geworden war, hatten sie, bald durch Laufen, bald durch Schwimmen, denjenigen Platz erreicht, wo einige unserer Leute mit dem Gezelte zurückgeblieben waren.

Diese ihre Gefährten nahmen sie mit Erstaunen und Freude auf, und theilten augenblicklich ihre Lebensmittel und ihre Kleider mit ihnen. Sobald sie von da aus an Bord kamen, befahl ich, sie aufs beste zu erquicken, und ließ sie die ganze folgende Nacht hindurch in ihren Hangematten *) bleiben. Sie sahen hierauf wieder so gesund und munter aus, als ob ihnen nichts begegnet wäre. Dies waren übrigens drei von Denen, welche bei Madera von dem Schiffe ans Land geschwommen waren, um sich noch einmahl die Haut voll zu trinken.

Wir hielten uns fast unter beständigen Stürmen und Windstößen noch einige Tage an der Küste dieses Landes auf, und es glückte uns, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr, fast alle unsere Wasserfässer nach und nach voll zu bekommen. Diejenigen

*) Auf den Schiffen schlafen die Bootsleute nicht in Bettstellen, sondern auf einem in der Luft schwebenden Stück Leinwand, welches mit seinen vier Zipfeln an Stricken hängt, und deswegen eine Hangematte genannt wird

unserer Leute, welche am Lande waren, versorgten uns auch einige Mahl mit einer Menge von gewissen Vögeln, die sie auf eine sonderbare Weise fingen. So oft sich nämlich des Nachts ein Sturm erhob, kamen diese Vögel scharenweise nach dem Feuer hingeflogen und stürzten sich blindlings in dasselbe hinein. Auf diese Weise hatte man deren in einer Nacht nicht weniger als 700 Stück bekommen.

Der letzte Tag unsers hiesigen Aufenthalts wäre beinahe der unglücklichste für uns geworden. Die Böte waren nämlich zum letzten Mahl ans Land gegangen, um das daselbst gefällte Holz nebst dem Gezelte abzuholen, als auf einmahl ein so heftiger Sturmwind erwachte, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehn, und wir in die See getrieben wurden. Die Gewalt des Windes war so groß, daß er das Wasser häufig in die Höhe führte, und es weit über unsere Mastkörbe hin durch die Luft schleuderte. Die Nacht brach darüber ein, und von unsern Böten war noch nichts zu sehn; ein Umstand, der mich sehr bekümmert machte, weil, außer dem Lieutenant, 28 meiner besten Leute sich darin befanden. Endlich, da es schon finster zu werden begann, hatten wir die unverhoffte Freude, das eine derselben in der Dämmerung durch die hohen Wogen nach uns her arbeiten zu sehn. Wir bemüheten uns, es in einem günstigen Augenblicke an Bord zu nehmen; allein so sorgfältig wir auch dabei zu Werke gingen, so wurde es dennoch sehr beschädiget.

Dieses Boot hatte nur zehn von meinen Leuten an Bord, die sich dadurch noch gerettet hatten, daß sie die eingenommene Ladung von Holz über Bord warfen. Was aus dem andern Boote mit dem Offizier und den übrigen 18 Mann geworden war, das wußten sie nicht. Wir

zitterten für ihr Leben. Die Nacht war schon völlig eingebrochen, und es war daher mehr als wahrscheinlich, daß sie entweder schon zu Grunde gegangen wären, oder, wenn sie noch auf dem Meere umherschwanften, in der Finsterniß der Nacht zuverlässig untergehen würden.

Um indeß von meiner Seite nichts unversucht zu lassen, wodurch ein so schmerzlicher Verlust noch verhindert werden könnte, ließ ich die ganze Nacht hindurch gegen das Land hin arbeiten. Es wurde wieder Tag, und da wir um diese Zeit der Küste ziemlich nahe gekommen waren, so sahen wir uns mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Boote um; aber ach! zu unserer unaussprechlichen Betrübniß war es leider! nirgends zu sehen. Wir ließen indeß nicht nach, sondern bemüheten uns, der Küste immer näher zu kommen. Endlich, da es schon Mittag war, hatten wir die unbeschreibliche Freude, es hart am Lande vor einem kleinen Anker liegen zu sehn; und durch Hülfe unserer Ferngläser bemerkten wir, daß die Mannschaft in dasselbe einstieg. Um drei Uhr kam es endlich glücklich bei uns an Bord; aber die Leute waren so entkräftet, daß sie kaum in das Schiff hinaufsteigen konnten.

Sie hatten während der Nacht versucht, das Schiff zu erreichen, aber kaum hatten sie sich von der Küste entfernt, als ein plötzlicher Windstoß das Boot mit Wasser anfüllte, und sie in die größte Gefahr setzte, unterzusinken. Mit genauer Noth waren sie dieser Gefahr entgangen, und hatten hierauf die Nacht in großer Noth und Angst zugebracht. Mit Anbruch des Tages hatten sie sich fleißig nach dem Schiffe umgesehn; aber da sie dasselbe nirgends entdecken konnten, so hatten sie vermuthet, daß es im Sturme zu Grunde gegangen wäre. So schrecklich indeß diese Vorstellung auch für sie war,

so hatten sie doch noch Gegenwart des Geistes genug behalten, um solche Maßregeln zu nehmen, welche ihrer Lage angemessen waren. Sie fingen nämlich an, das Erdreich am Strande hin von Gesträuch zu reinigen, und einige Bäume umzuhauen, um Walzen daraus zu machen, durch welche sie das Boot leichter ans Land zu ziehen hofften, um es in Sicherheit zu bringen. Dann war ihr Plan, den Sommer zu erwarten, und hienächst zu versuchen, ob sie die Insel Juan Fernandes erreichen könnten. Nunmehr aber, da sie sich wieder bei uns befanden, war ihnen besser zu Muth, und über die Freude, einer so großen Gefahr glücklich entkommen zu sein, vergaßen sie eine Zeit lang, daß wir deren wol noch mehre vor uns haben könnten.

Ich eilte nunmehr, diese stürmische Gegend zu verlassen, und schätzte mich sehr glücklich, daß ich hier weiter nichts, als das Brennholz eingebüßt hatte.

Die Insel Masafuero ist bergig und hoch. Sie hat eine dreieckige Gestalt und ungefähr sieben bis acht Seemeilen im Umkreise. Es kostet unglaubliche Mühe, bei ihr zu landen, weil überall sehr viele Steine und große Felsenklumpen von den Bergen herabgestürzt sind, an welchen die Wellen sich mit großem Ungestüm zu brechen pflegen. Man kann deswegen hier nicht anders ans Land kommen, als daß man das Boot außerhalb der Brandung vor Anker legt, und alsdann hindurch schwimmt. Holz und Wasserfässer, welche man einnehmen will, muß man vom Lande bis ans Boot mit Seilen ziehen.

Die Insel ist mit wilden Ziegen bevölkert. Die See ist rings um die Insel ungemein fischreich, so, daß man mit einigen Angeln in kurzer Zeit Fische genug fangen kann, um die ganze Schiffsmannschaft damit zu

speisen. Wir schossen hier auch einen Wasservogel, der seines großen, schönen Ansehns und seiner Nahrung wegen der Königsfischer genannt worden ist. Er wog nicht weniger, als 87 Pfund, und war fünf und einen halben Fuß lang. Die Haifische waren hier so gefräßig, daß, da einmahl das Senkblei ausgeworfen wurde, einer derselben es verschluckte, und es nicht eher wieder von sich gab, als bis wir ihn damit aus dem Wasser zogen. Es gibt hier auch eine entsetzliche Menge von Seekälbern, und man könnte einige Tausende derselben tödten, ohne daß der Abgang merklich wäre. Wir mußten eine Menge von ihnen umbringen, um nur Ruhe vor ihnen zu haben; denn so oft wir am Strande gingen, liefen sie beständig mit einem gräulichen Getöse auf uns zu. Diese Thiere geben vortrefflichen Thran; ihre Herzen und Geschlinge sind sehr gut zu essen, und schmecken fast eben so, als diese Theile von einem Schweine. Ihre Haut ist mit dem feinsten Haar bedeckt.

3.

Fahrt von Masafuero nach den Scharlotteninseln, und von da nach Neu-Britannien.

Wir steuerten bei unserer Abfahrt von Masafuero anfangs etwas nördlich, dann westlich. Es war nunmehr in dieser Weltgegend um die Mitte des Winters, und wir hatten heftige Winde und hohe Wogen. Das Wetter war damahl fast immer trübe, neblicht und kalt. Donnerwetter, Schnee und Regen wechselten mit einander ab. Die Nächte waren, des trüben Wetters wegen, fürchterlich finster; ein Umstand, der nicht bloß unangenehm, sondern auch sehr gefährlich war, weil er uns hinderte, Sternbeobachtungen anzustellen, um die

jedesmahlige Gegend unsers Aufenthalts zu bestimmen. Desungeachtet mußten wir Tag und Nacht so viel Segel führen, als wir nur aufspannen konnten, wenn wir bei unserm knappen Vorrathe von Lebensmitteln nicht Gefahr laufen wollten, in Hungersnoth zu gerathen.

Wir segelten auf diese Weise bis in die sechste Woche, bevor wir wieder Land erblickten. Das erste, welches uns zu Gesichte kam, war eine kleine Insel, bei der wir aber, ihrer hohen Brandung wegen, nicht landen konnten.

Um diese Zeit fing unser Schiff, welches immer haufälliger wurde, an, eine Menge Wasser einzulassen. Unsere Segel waren gleichfalls schon so abgenutzt, daß sie alle Augenblicke rissen, und daß der Segelmacher mit der Ausbesserung gar nicht mehr fertig werden konnte, sondern unaufhörlich zu thun hatte. Das Volk war bis jetzt gesund geblieben; nunmehr aber fing es an, am Scharbock zu erkranken. Unsere Drangsale nahmen daher mit jedem Tage zu.

Wir entdeckten nach und nach einige unbeträchtliche Inseln; aber bei keiner derselben wollte es uns gelingen, einen Ankerplatz zu finden. Der Scharbock nahm unterdeß immer mehr und mehr überhand, und selbst diejenigen von unsern Leuten, welche noch nicht krank waren, fühlten sich so matt und kraftlos, daß sie kaum mehr Dienste thun konnten. Das Schiff segelte nicht bloß elend und langsam, sondern es war auch durch die häufigen Stürme so erbärmlich zugerichtet, daß es sich fast gar nicht mehr wollte lenken lassen.

Am zehnten August, ungefähr zwei und einen halben Monat nach unserer Abreise von Masafuero, wurde unser Zustand noch drohender und betrübter; das Schiff bekam nämlich einen neuen starken Leck, und zwar an

einer Stelle unter Wasser, wo wir demselben auf offener See unmöglich beikommen konnten. Unsere armen, abgematteten Leute mußten also wechselsweise unaufhörlich pumpon.

So sah es mit uns aus, als wir bei Anbruch des Tages Land entdeckten. Die plötzliche Entzückung, in welche dieser Anblick uns versetzte, kann nur der Missethäter schätzen, dem in dem Augenblicke, da er den letzten Streich erwartet, „Gnade“ zugerufen wird.

Das Land bestand in mehren zusammenliegenden Inseln, welchen ich in der Folge den Namen der Königin Charlotteninseln gab, und die man auf der, diesem Werke beigefügten Karte, unter dem 11ten und 12ten Grade der südlichen Breite, und in der westlichen Länge von 195 Graden finden wird.

Wir kamen bald bei einer derselben vor Anker. Da aber die Küste in dieser Gegend dicht verwachsen war, und keine esbare Kräuter oder Früchte zu versprechen schien, so schickte ich den Schiffer nebst 15 Mann, sämtlich wohlbewaffnet, in einem Boote aus, um einen bequemen Ankerplatz zu suchen. Ich gab ihm einige Glasforallen, Bänder und ähnliche Kleinigkeiten, die sich von ungefähr an Bord befanden, auf den Fall mit, daß er etwa mit den Eingebornen zusammentreffen sollte; wobei ich ihm auf das nachdrücklichste befahl, jeden Anlaß zu Feindseligkeiten, so wie jede Gefahr, auf das sorgfältigste zu vermeiden, nie mehr, als zwei Leute, auf einmahl aus Land gehen zu lassen, und mit den übrigen immer bereit zu sein, diesen vom Boote aus den nöthigen Beistand zu leisten. Ihm selbst gebot ich, auf jeden Fall das Boot nie zu verlassen, es möchte sein, aus welcher Ursache es immer wolle. Endlich empfahl ich ihm auf das dringendste, daß er bloß auf seinen Dienst bedacht

sein und sich um nichts Anderes bekümmern solle; und ich beschwor ihn, daß er, sobald er sich seines Auftrages entledigt haben werde, mit der größten Eilfertigkeit an das Schiff zurückkehren möge.

Durch diese Verhaltensbefehle glaubte ich allem Unheile, welches etwa entstehen könne, hinlänglich vorgebaut zu haben; aber darin hatte ich mich geirrt. Denn als das Boot nach einigen Stunden zurückkam, so zeigte es sich gleich beim ersten Anblicke, auf eine für mich sehr traurige Weise, daß man meine Befehle schlecht beobachtet hatte; denn das Erste, welches mir in die Augen fiel, war der Schiffer selbst, dem drei lange Pfeile im Leibe steckten. Es bedurfte keiner andern Anklage gegen ihn.

Drei seiner Gefährten waren leider! gleichfalls auf eben die Weise, und zwar tödtlich verwundet. Er selbst suchte sich zwar zu rechtfertigen, und die größte Schuld auf die Eingebornen zu schieben, aber von der übrigen Mannschaft erhielt ich folgenden Bericht, welcher seine Verschuldung außer Zweifel setzte. Man war gelandet, und hatte sich einigen in der Nähe befindlichen Wohnungen genähert. Die Indier begegneten ihnen mit Vertrauen und Freundschaft, bis ihnen von Seiten des Schiffers eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben wurde. Er befahl nämlich, einen Kokusbaum umzuhauen, ungeachtet sie ihr Mißvergnügen darüber zu erkennen gaben. Sobald der Baum niederfiel, liefen die Indier, bis auf Einen, der eine Person von Wichtigkeit zu sein schien, Alle davon. Bald darauf bemerkte ein Unteroffizier, der gleichfalls mit ans Land gegangen war, daß eine große Anzahl der Eingebornen sich zwischen den Bäumen versammelte; er machte den Schiffer aufmerksam darauf, und äußerte die Besorgniß, daß diese

Menge vielleicht etwas Feindseliges im Sinne haben dürfte. Allein der unvorsichtige und bethörte Mann schlug diese Warnung in den Wind, und anstatt, daß er sogleich nach dem Boote hätte zurückkehren sollen, schoß er noch mit einer seiner Pistolen nach einem gewissen Ziele hin; worauf denn auch derjenige Indier, welcher bis dahin bei ihnen geblieben war, sich augenblicklich zu den übrigen verfügte.

Deß allem ungeachtet fuhr der Schiffer in einer fast unbegreiflichen Verblendung fort, seine Zeit am Lande zu verändeln, und es fiel ihm nicht eher ein, nach dem Boote zurückzukehren, bis die Indier, 3 bis 400 an der Zahl, von allen Seiten angreifend hervorsprangen. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, wovon jene über sechs, diese über vier Fuß lang waren. Sie schossen damit truppweise und beinahe eben so regelmässig, als wohlgeübte Soldaten in Europa zu feuern pflegen. Jetzt galt es, sich zu wehren, so gut man konnte. Das Feuer unserer Leute, die sich nach dem Boote zurückzogen, tödtete ihrer Viele; aber jene ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhren fort, den Unsrigen tapfer zuzusehen. Zum Unglück fand man, da man das Boot erreichte, den Anker in das Tau verwickelt; dies hielt abermahls auf, und bei dieser Gelegenheit wurden die Meisten von der Gesellschaft, und zwar einige tödtlich verwundet. Man hieb endlich den Strick ab, und eilte, so geschwind man konnte, davon; aber auch das machte dem Kampfe noch kein Ende. Die Indier sprangen bis an den Hals in die See und schickten ihnen einen Regen von Pfeilen nach, ungeachtet man unablässig mit großen Musketen unter sie feuerte, in welche der Schiffer jedesmahl acht bis zehn Pistolenkugeln einladen ließ. Viele verfolgten die Unsrigen in Kähnen,

bis diese endlich einen derselben in Grund bohrten, und die Andern so heftig feuerten, daß viele von den darin befindlichen Indiern todtgeschossen wurden; worauf sie denn endlich Alle nach dem Lande zurückkehrten.

Der Schiffer und drei meiner besten Bootsleute starben nachher an ihren Wunden; ein Verlust, den die ganze traurige Lage, worin wir uns befanden, doppelt schmerzhaft machte.

Durch diesen unglücklichen Versuch, einen bessern Ort für das Schiff zu finden, abgeschreckt, beschloß ich, eine Probe zu machen, was an dem Orte, wo wir vor Anker lagen, ausgerichtet werden konnte. Ich ließ zuvörderst das Schiff auf die Seite legen, um es, so gut es gehen wollte, zu kalfatern, und am folgenden Tage schickte ich eine Bote wohlbemannt und bewaffnet ans Land, um, dem Schiffe gegenüber, aus einem daselbst befindlichen Bache Wasser zu schöpfen. Es stand zu erwarten, daß die Eingebornen, die wir die Nacht zuvor zwischen den Bäumen wahrgenommen hatten, auch heute nicht weit sein würden, und ich ließ daher, um sie fortzuschrecken, erst einigemahl vom Schiffe aus in den Wald feuern. Hierauf ließ ich den Lieutenant mit einer Anzahl bewaffneter Leute in das andere Boot steigen, um die Wasserholer zu decken. Diesem befahl ich, daß er mit seiner Mannschaft nicht aus dem Boote gehn, sondern sich hart an die Küste legen solle, um jene zu beschützen; und dieser Befehl wurde genau vollzogen.

Das Gestade war so steil, daß die Bote ganz nahe bei dem Orte, wo das Wasser geschöpft wurde, liegen konnten; aber noch ehe Jemand ans Land stieg, ließ der Offizier die ganze Mannschaft drei- oder viermahl in den Wald feuern. Dann erst landeten die aus dem ersten Boote, und gingen an ihre Arbeit.

Über kaum waren diese eine Viertelstunde am Lande gewesen, als plötzlich, und noch ehe sie das geringste gemerkt hatten, ein Hagel von Pfeilen aus dem Gebüsch auf sie abgedrückt wurde. Einer von ihnen wurde dadurch gefährlich in die Brust verwundet. Augenblicklich ließ der Lieutenant verschiedene Salven nach derjenigen Gegend des Waldes feuern, aus welcher die Pfeile kamen; ich aber ließ vom Schiffe aus die Kanonen, die mit Trauben*) geladen waren, nach der nämlichen Gegend richten und mehrmahls abbrennen. Wir sahen hierauf ungefähr 200 Mann in der größten Eile aus dem Walde hinaus längs dem Strande hinrennen. Eine große Anzahl derselben versammelte sich bald nachher von neuen auf der westlichen Spitze der Bai, wo sie vermuthlich sicher zu sein glaubten. Um sie nun vom Gegentheile zu überzeugen, ließ ich eine große Kugel dahin abfeuern. Diese strich hart am Wasser hin, erhob sich alsdann, und fiel mitten unter sie. Hiedurch erschreckt, rannten sie in größter Eile und Bestürzung auseinander, und wurden nachher nicht wieder gesehn.

Ungeachtet ich schon lange an einem hitzigen Gallenfieber krank gewesen war, so hatte ich doch bisher mich noch immer auf dem Berdecke aufgehalten. Jetzt aber nahm meine Krankheit überhand, und ich mußte mich bequemen, das Bett zu hüten. Der Lieutenant wurde gleichfalls gefährlich krank, und 30 andere meiner Leute nebst dem Konstabel lagen auch danieder. In so traurigen Umständen mußten wir diese Insel verlassen, ohne irgend eine andere Erfrischung, als einige Tonnen Wasser, von

*) Traubenschüsse sind zusammengestrickte Kugeln in einem Sacke von Segeltuch, in Gestalt einer Traube.

ihr erhalten zu haben. Man denke sich unsere ganze Lage, und man wird sie schauerhaft finden. Der Lieutenant und ich waren jetzt, nach dem Tode des Schiffers, die einzigen Personen an Bord, die so viel Kenntniß von der Schiffahrt hatten, daß sie sich getrauen durften, das Schiff nach Europa zurückzuführen; und wir waren Beide gefährlich krank! Was sollte, wenn wir mit Tode abgingen, aus den Uebrigen werden? So viele niederschlagende Widerwärtigkeiten, welche unsern Muth nun schon lange auf die grausamste Probe stellten, brachten unsere Leute endlich beinahe zur Verzweiflung. Allein was war zu thun? Geduld, Hoffnung und Muth waren die einzigen Mittel zu unserer Erhaltung, die uns noch übrig gelassen waren; wir bemüheten uns, dieselben anzuwenden, und segelten weiter.

Indem wir längs der Küste hinfuhren, kamen wir derjenigen Stelle gegenüber, wo die Indier den Schiffer angegriffen hatten, und ich nannte den daselbst befindlichen Busen die Blutbai. Wir sahen allda viele regelmäßig gebauete Wohnungen der Eingebornen. Hart am Gestade stand ein Gebäude, welches viel länger und zugleich schöner gebaut war, als die übrigen alle. Wir hielten es für ein öffentliches Versammlungshaus. Dis war eben das Haus, worin die Indier unsere Leute aufgenommen hatten. Sowohl die Wände, als auch der Fußboden desselben, waren mit einer Art feiner Matten bedeckt gewesen, und es hatte in demselben eine große Menge von Pfeilen, in Bündel zusammengebunden, umhergehungen.

In ebendieser Gegend sah man auch viele Gärten, die mit steinernen Mauern umgeben und mit Kokos- und andern Fruchtbäumen besetzt waren. Ungefähr fünf Seemeilen westwärts von diesem Dorfe lag eine ziem-

lich weitläufige Stadt, welche gegen die Küste hin mit einer steinernen Brustwehr versehen war, die meist vier Fuß hoch zu sein schien, und nicht in gerader Linie gebaut war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und daher eine Aehnlichkeit mit unsern Europäischen Festungswerken hatte.

An einer andern Stelle sahen wir eine zweite, gleichfalls weitläufige Stadt, welche von Einwohnern zu wimmeln schien. Als das Schiff bei derselben vorbeisegelte, kam eine unglaubliche Menge derselben an den Strand gelaufen. Sie hielten etwas in den Händen, welches einem Büschel grünen Grases ähnlich sah; mit diesem schienen sie einander zu streicheln, wobei sie tanzend im Kreise herumrannten. Vermuthlich war dis ein Kriegestanz, wodurch sie uns zum Kampf herausforderten.

Die Bevölkerung dieser Insel muß erstaunlich groß sein; denn ein wenig weiter hin erblickten wir abermahls eine ansehnliche Stadt, welche gleichfalls mit einer Brustwehr umgeben war. Auch hier rannten die Eingebornen gegen den Strand herab, und tanzten auf die eben beschriebene Weise. Es währte nicht lange, so stießen sie einige ihrer Rähne in See und ruderten gegen uns heran. Wir legten augenblicklich bei, in der Hoffnung, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung mit ihnen kommen dürfte. Aber die Hoffnung schlug fehl; denn in einer gewissen Entfernung hielten sie still, staunten uns mit großen Augen an, und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Wir segelten also weiter.

Die letzte Gegend der Insel, welche wir im Vorbeifahren zu beobachten Gelegenheit hatten, schien unter allen am meisten bevölkert zu sein. Die ganze Küste machte hier gleichsam nur Eine große Stadt aus. Da wir in dieser Gegend ein Boot zum Sonden ausgeschickt

hatten, so stießen viele bewaffnete Indier in Rähnen ab, um dasselbe anzugreifen, und drückten, sobald sie sich bis auf einen Bogenschuß genähert hatten, ihre Pfeile darauf ab. Man erwiderte diesen Angriff vom Boote aus mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr; einer der Indier wurde dadurch getödtet, und ein anderer verwundet. Zu gleicher Zeit wurde vom Schiffe aus ein Traubenschuß aus einer Kanone dahin gethan, und dieser brachte sie augenblicklich zum Weichen. Derjenige Kahn, welcher den ersten Angriff gemacht hatte, fiel mit den darin befindlichen Verwundeten den Unsrigen in die Hände, und sie brachten ihn ans Schiff.

Ich ließ den verwundeten Indier an Bord nehmen und seine Wunden durch den Schiffsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß der andere ihm den Arm zerschmettert hatte. Er erklärte die erste Wunde für tödtlich. Ich ließ hierauf den Unglücklichen wieder in seinen Kahn setzen, worauf er, so elend er auch war, wieder nach dem Lande zurückruderte.

Dieser Indier war ein junger Mann von schöner Gesichtsbildung, der übrigens einem Afrikanischen Schwarzen gleich. Sein Haar war nämlich wollicht, seine Haut schwarz; aber an seinem Kinne keimte ein wenig Barthaar hervor. Er war dabei von gewöhnlicher Leibesgröße, und ging, wie seine Landsleute alle, so viel wir deren gesehn hatten, durchaus nackt. Uebrigens sind diese Leute ungemein hurtig, stark und geschäftig; und es schien, als wenn sie eben so gut im Wasser, als auf dem Lande leben könnten. Denn sie sprangen alle Augenblicke, bald aus den Rähnen in die See, bald aus dieser wieder in die Rähne. In dem eroberten Kahne fanden wir zwei Bogen und einige Bündel Pfeile. Mit

diesen wissen sie in einer ungläublichen Entfernung zu treffen, und die Gewalt, womit die Pfeile abgeschneilt werden, kann man daraus abnehmen, daß einer derselben durch ein Brett flog, und desungeachtet noch Kraft genug hatte, einen Unteroffizier gefährlich in den Schenkel zu verwunden. Diese Pfeile waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Wir verließen nunmehr dieses für uns so unglückliche Land, welches einen gar großen Reichthum an Schweinen, Federvieh und Früchten zu haben schien, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Das widrige Schicksal, welches uns bisher verfolgt hatte, begleitete uns noch immer. Einer unserer Leute, und zwar gerade einer von den Wenigen, die noch gesund und stark genug waren, ihren Dienst zu verrichten, hatte das Unglück, vom Schiffe hinab in die See zu fallen. Man warf ihm zwar augenblicklich den von den Wilden erbeuteten Kahn nach, legte bei, und setzte, um ihn zu retten, so geschwind als möglich eins der Böte aus, aber umsonst! Der arme Kerl ging plötzlich zu Grunde, und wurde nicht wieder gesehn. Vielleicht, daß ein Haiſisch ihn verschlungen hatte.

Wir entdeckten verschiedene Inseln hinter einander; allein wir waren nicht so glücklich, bei einer einzigen derselben vor Anker gehn, oder irgend eine Erquickung davon erlangen zu können. Endlich erreichten wir Neubritannien, ein Land, welches ich auf der beigelegten Karte nachzusehen bitte, und kamen daselbst den 28sten August vor Anker.

4.

Aufenthalt bei Neu-Britannien. Entdeckung einer Straße, welche dieses Land in zwei Inseln theilt, Fahrt von da bis nach Mindanao.

Die ausgesandten Böte kehrten zu unserer großen Freude mit 150 Kokosnüssen und mit der Nachricht zurück, daß sie einen für unsere Absichten bequemeren Hafen gefunden hätten. Um nun dahin zu segeln, wollten wir den ausgeworfenen Anker wieder einnehmen; aber die vereinigten Kräfte des gesammten Schiffsvolks reichten dazu nicht mehr hin. Mit Bekümmerniß über diesen auffallenden Beweis unserer Schwäche, nahmen wir unsere Zuflucht zu einem mechanischen Hülfsmittel; allein ungeachtet ein Jeder, der sich nur noch rühren konnte, mit Hand anlegte und aus allen Kräften arbeitete, so konnten wir doch den Anker nicht aus der Stelle bringen. Das Kabeltau*) zu kappen wäre das letzte Mittel gewesen; aber Anker und Tau waren ein zu unersehlicher Verlust für uns. Ich konnte mich daher unmöglich dazu entschließen. Wir hörten also, obgleich sehr ungeru, für dismahl auf zu arbeiten, um erst neue Kräfte zu sammeln. Am folgenden Morgen erreichten wir endlich unsere Absicht; aber da der Anker zum Vorschein kam, fand es sich, daß der eine Zahn desselben abgebrochen, und er also nicht weiter zu gebrauchen war.

Sobald wir den neuen Ankerplatz erreicht hatten, fingen wir sogleich an, Holz und Wasser einzunehmen. Es gab hier Schildkröten, und die See wimmelte von

*) Dickses Unterseil.

Fischen; aber wir hatten den Verdruß, keine davon fangen zu können. Ob die Schuld an unserer Ungeschicklichkeit, oder vielmehr daran lag, daß das Wasser hier außerordentlich klar und der Grund felsig war, lasse ich unentschieden. Es ging uns daher, wie dem Tantalus in der Fabel; wir sahen die Gegenstände, nach welchen wir schmachteten, beständig vor Augen, aber wir konnten sie nicht erreichen.

Auf dem Lande wurde mehr ausgerichtet. Man holte von daher Kokosnüsse und den Gipfel dieser Baumart, welcher Kokoskohl genannt wird. Dieser Kohl ist ein weißes, krauses und saftiges Wesen, welches roh genossen, fast wie Kastanien schmeckt, wenn es aber gekocht wird, einen noch viel lieblichem Geschmack erhält. Wir schnitten es klein, vermischten es mit der Brühe, die wir aus tragbarer Suppe machten, und verdickten solche alsdann mit etwas Habermehl. Dis gab ein eben so wohlschmeckendes, als nahrhaftes Gericht. So oft wir indeß dergleichen Kohl zu haben wünschten, sahen wir uns genöthiget, den Baum, worauf er war, umzuhauen. Dis that uns unendlich leid; allein die Noth hat kein Gesetz, und die unsrige war in der That sehr hoch gestiegen.

Der Genuß dieses Krauts, und besonders der in der Kokosnuß befindlichen Milch, that unsern Kranken unbeschreiblich wohl. Sie gelangten dadurch bald wieder zu Gesundheit und Kräften. Eben so sehr kam uns auch die gesunde und wohlschmeckende Frucht eines andern Baums zu Statten, der eine Art von Pflaumen trug. Schade, daß es deren nur sehr wenige gab.

Das Land ist hoch und bergig, und mit mancherlei Arten von Bäumen bedeckt. Unter diesen fanden wir

auch den Muskatbaum, and zwar in großer Menge. Dagegen waren ganz und gar keine Kräuter zu finden, die genießbar gewesen wären. In den Wäldern gibt es eine Menge von Tauben, Dohlen, Papageien, einen großen schwarzgefiederten Vogel, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes gleicht, und noch viele andere Arten, die ich weder nennen noch beschreiben kann. Von vierfüßigen Thieren sah man nur zwei, die unsere Leute für Hunde hielten. Sie sagten, daß diese Thiere ungemein scheu gewesen, und in dem Augenblicke, da man sie wahrgenommen habe, davongelaufen seien. Wir sahen auch allerhand giftiges Geziefer und Schlangen; aber keine Menschen. Zwar stießen wir auf einige verlassene Hütten, woneben Schalen von Muschelfischen lagen, aber die Bewohner derselben bekamen wir nicht zu sehn. Wenn man indeß von der elenden Beschaffenheit ihrer Wohnungen auf sie selbst schließen darf, so müssen sie zu der niedrigsten und armseligsten Klasse von Wilden gehören, denn es waren die erbärmlichsten Hütten, die wir je gesehen hatten.

Ich ließ unser Schiff jezt auf die Seite legen, um dem Lecke beizukommen, und der Zimmermann verstopfte denselben so gut er konnte. Der ganze Schiffsboden war sehr übel zugerichtet, und von Würmern ganz zerfressen. Man kalkaterte denselben, so weit man ihm beikommen konnte.

Gern wäre ich hier so lange geblieben, bis meine Leute durch Ruhe und Erfrischung wieder gänzlich wären hergestellt gewesen; allein je länger ich mich hier aufgehalten hätte, desto mißlicher und gefährlicher würde es mit unserer Rückreise ausgesehen haben. Unser Aller Leben hing leider! davon ab, ob wir in der Zeit,

daß der Passatwind*) noch von Osten herwehete, nach Batavia kommen würden, oder nicht. Ich mußte daher eilen, so sehr ich immer konnte, mir diesen Wind zu Nuzze zu machen. Nachdem ich also im Namen Sr. Großbritannischen Majestät von diesem Lande Besitz genommen hatte, so lichtete ich den 9ten des Herbstmonats die Anker, um unsere mühselige Reise fortzusetzen.

Ich machte bei unserer Abreise die Entdeckung, daß Neubritannien durch einen Kanal in zwei Inseln getheilt wird, deren eine gegen Norden, die andere gegen Süden liegt. Wir schifften durch diesen Kanal hin, und ich nannte die nördliche Insel, zur Unterscheidung von der südlichen, Neu-Irland (Nova Hibernia).

Des Nachts hörten wir ein unaufhörliches Getöse am Lande, welches dem Lärm vieler Trommeln gleich, und am andern Morgen sahen wir von der Küste von Neu-Irland ungefähr zehn Kähne abstoßen und nach uns herrudern. Sie hatten etwa 150 Mann an Bord, und kamen uns so nahe, daß wir einige Kleinigkeiten mit einander tauschen konnten; aber zu uns in das Schiff wollte Keiner von ihnen kommen.

Ihre Kähne waren sehr lang und schmal, und dabei ziemlich zierlich gebaut. Einer konnte nicht weniger als 90 Fuß lang sein, denn er war nicht viel kürzer, als unser Schiff; desungeachtet schien er nur aus einem Baume gemacht zu sein. Diese Leute sind, gleich den Afrikanern, schwarz, ihr Haar ist auch eben so wollicht, aber die platte Nase und die dicken Lippen haben sie

*) In gewissen Gegenden wehet zu gewissen Jahrszeiten der Wind allemahl aus einer und ebenderselben Himmelsgegend, und solche regelmässige Winde nennt man Passatwinde.

nicht. Sie gingen übrigens durchaus nackt, nur daß sie einige aus Muscheln verfertigte Zierrathen um die Arme und um die Beine trugen.

Eins fanden wir an ihrem Puze sehr merkwürdig, dieses nämlich, daß sie nicht bloß ihr schwarzes wollichtes Haar, sondern auch zugleich den Bart weiß gepudert hatten. Außerdem hatten sie den Kopf mit einer Feder, die den Schwanzfedern eines Hühnerhahns gleich, geziert, indem sie dieselbe gerade über dem einen Ohre befestigt hatten. Ihre Waffen schienen bloß in langen Speießen zu bestehn. Nachdem sie sich eine Zeit lang bei uns aufgehalten hatten, erhob sich ein Wind, worauf sie nach dem Lande zurückkehrten.

Nachdem wir die Meerenge, welche ich den Georgenkanal nannte, zurückgelegt hatten, stießen wir nach und nach auf verschiedene Inseln, deren Bewohner außerordentlich streitsüchtig sein müssen, weil sie, ohne die mindeste Veranlassung, Händel mit uns suchten, ob wir gleich in einer beträchtlichen Entfernung bei ihnen ruhig vorbeisegelten. Etliche hundert von ihnen kamen in Rähnen herbeigerudert, und weil sie uns allerhand Zeichen machten, so ahmten wir dieselben sorgfältig nach, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir eben so gegen sie gesinnt seien, wie sie gegen uns. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und ich schmeichelte mir schon, daß sie an Bord kommen würden. Aber sobald sie uns nahe genug gekommen waren, warfen sie ihre Wurfspieße mit großer Gewalt gerade nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo wir am dicksten standen.

Um des Menschenbluts nicht mehr zu vergießen, als zu unserer Bertheidigung nöthig war, ließ ich nur aus kleinem Gewehr unter sie feuern; und als sie sahen, daß Einige von ihnen dadurch getödtet oder verwundet wur-

den, so zogen sie sich zurück. Ich ließ hierauf, um ihnen noch mehr Ehrfurcht einzulösen und sie von einem zweiten Angriffe abzuschrecken, eine sechs pfündige Kugel bergestalt über sie hinschießen, daß sie über ihre Rähne fliegen und jenseits derselben ins Wasser schlagen mußte. Dies hatte die gehoffte Wirkung.

Es dauerte indeß nicht lange, so kam eine andere Anzahl von Rähnen aus einer noch entlegenern Gegend sehr schnell gegen uns herangerudert. Da sie in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe Halt machten, so gaben wir uns alle ersinnliche Mühe, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzulösen, indem wir ihnen allerlei zeigten, was, unserer Meinung nach, ihnen angenehm sein konnte, dabei die Arme gegen sie ausbreiteten, und sie einluden, bei uns an Bord zu kommen. Aber alle unsere Bemühungen waren umsonst! Denn sobald sie sich dem Schiffe bis auf einer Steinwurf genähert hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfspeießen auf uns regnen, welche jedoch glücklicher Weise keinen Schaden anrichteten. Wir feuerten hierauf mit Musketen unter sie, wodurch wir Einen von ihnen tödteten. Die Uebrigen, welche mit Diesem in einem Rähne waren, sprangen hierauf vor Bestürzung ins Wasser, und schwammen nach den Andern hin. Alle ruderten sodann mit größter Eilfertigkeit wieder dahin zurück, wo sie hergekommen waren; wir aber bemächtigten uns des zurückgelassenen Rähns.

Dieser war über 50 Fuß lang, ungeachtet er einer der kleinsten unter denen war, die wir gesehn hatten. Er bestand aus einem einzigen ausgehöhlten Baume. In demselben fanden wir sechs schöne Fische und eine Schild-

Fröte, einige Yamwurzeln*), eine Kokosnuß und einen Beutel voll von einer Art von Pflaumen, welche süßlich von Geschmack, aber nicht groß, und sehr mehlig waren. Noch fanden wir in demselben zwei irdene Töpfe, worin sie, an einem in dem Rahne gemachten Feuer, ihre Speisen gesotten hatten. Dieser Umstand schien uns sehr merkwürdig, weil die Wilden sonst gar keinen Begriff vom Kochen zu haben pflegen. Als wir unsere Neugierde mit Besichtigung des Rahns hinlänglich befriedigt hatten, hieben wir ihn zu Brennholz in Stücken.

Diese Indier waren übrigens von der Art, als die auf Neu-Irland. Auch waren sie, gleich Jenen, gepudert, und sie hatten sich überdies das Gesicht mit weißen-Streifen bemahlt; so viel ich aber sehen konnte, hatten sie keine Bärte. Ihre Lanzen waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Indem wir hierauf unsern Lauf fortsetzten, stießen wir auf eine Anzahl zusammenliegender Inseln, deren wir zwischen 20 und 30 zählten. Sie sind von beträchtlicher Größe, besonders eine darunter, die für sich allein ein Königreich ausmachen könnte; denn die südliche Seite derselben, an der wir hinsegelten, fanden wir 18 Seemeilen lang. Wie weit sie sich gegen Norden erstreckt, kann ich nicht bestimmen. Ich nannte diese Inseln alle mit einander die *Admiralitäts-Inseln*.

Sie gewährten einen sehr reizenden Anblick, und ich würde sie nur gar zu gern näher in Augenschein genommen haben, wenn die elende Beschaffenheit des Schiffs

*) Ein Indisches Wurzelgewächs, welches geröstet die Stelle des Brotes vertritt.

und der gräuliche Mangel an allen denjenigen Dingen, womit man sich die Freundschaft der Indier erwerben kann, mich nicht daran gehindert hätten. Das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet, die Wälder sind hoch und groß; zwischendurch sah man Stellen, wo das Holz ausgerentet und das Erdreich angebaut war. Die Zahl der Eingebornen scheint sehr groß zu sein, und ihre Wohnungen liegen in anmuthigen Wäldern von Kokosbäumen.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln schäßbare Handlungswaaren, besonders Gewürze, hervorbringen. Denn sie liegen in eben der Breite und unter eben dem Himmelsstriche, worin die Molukkeschen Inseln liegen; und da ich den Muskatennußbaum schon auf der Küste von Neu-Irland fand, so vermuthe ich, daß er hier noch viel besser gedeihen müsse.

Ich übergehe einige unbeträchtliche Entdeckungen, und will nur einer davon erwähnen, bei der wir zum ersten Mal das Glück hatten, von den Eingebornen auf einen freundschaftlichen Fuß besucht zu werden. Es war nämlich am 25ten des Herbstmonats, als wir kurz vor Abend drei kleine und niedrige Inseln bemerkten. Es währte nicht lange, so ruderten verschiedene Kähne, mit Indiern stark bemannt, gegen uns heran. Sie machten Zeichen, daß sie nichts Böses im Sinne hätten, und kamen hierauf alsobald, ohne Furcht und Mißtrauen, bei uns an Bord.

Alles, was sie bei sich hatten, bestand in einigen Kokosnüssen, die sie uns gegen ein Stückchen von einem alten eisernen Reifen mit tausend Freuden überließen. Man konnte wol sehen, daß ihnen dieses Metall nicht unbekannt war; sie nannten es Parram, und gaben durch Zeichen zu verstehn, daß ein Schiff, wie das un-

frige, je zuweilen zu ihnen komme, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich schenkte Einem von ihnen drei Stückchen eines alten eisernen Reißs, deren jedes ungefähr vier Zoll lang war; darüber gerieth er in eine Entzückung, die ihn fast närrisch machte. Ich konnte mich nicht enthalten, an dieser Freude Theil zu nehmen; und es war ein wahres Vergnügen, zu sehn, wie sonderbar seine Gesichtszüge sich dabei veränderten, und durch was für seltsame Geberden er seine Wonne auszudrücken suchte. Ich bin überzeugt, daß diese Leute uns für Eisen, wenn wir damit versehen gewesen wären, Alles gegeben haben würden, was ihre Insel hervorbringt; so außerordentlich hoch schienen sie ein Metall zu schätzen, welches allerdings an Nutzbarkeit jedes andere übertrifft.

Diese Leute waren von der unter jenem Himmelsstriche gewöhnlichen Kupferfarbe. Sie hatten dabei schönes langes Haar, aber nur wenig von einem Barte, vermuthlich deswegen, weil sie, wie wir bemerkten, das Haar von dem Kinne von Zeit zu Zeit mit sammt der Wurzel ausrissen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, ihre Zähne ungemein weiß und eben. An Hurtigkeit und Geschwindigkeit hatten wir kaum ihres Gleichen gesehen. Sie ranneten z. B. viel geschwinder, als unsere eigenen Leute, bis zum Mastkorbe hinauf. Ihre Gemüthsart war offenherzig und ohne Mißtrauen; sie aßen und tranken Alles, was man ihnen gab, gingen ohne Bedenken überall in dem Schiffe umher, und thaten mit dem Schiffsvolke so aufgeräumt und vertraut, als wenn sie alte Bekannte gewesen wären. Sie gingen zwar nackt, doch hatten sie den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten bedeckt.

Ihre Kähne sind gut und zugleich sehr artig gebaut;

der Boden besteht aus einem ausgehöhlten Baume, und die Seitenwände sind ordentlich aus Brettern verfertiget. Sie führen auch Segel von feinen Matten, und sowol ihre Stricke, als auch ihre Fischneze, waren gut gearbeitet.

Diese guten Leute baten uns sehr, daß wir mit ihnen ans Land gehen möchten; und sie erboten sich, versteht sich durch Zeichen, daß sie eine gleiche Anzahl von ihren Leuten, als Geißeln, an Bord des Schiffes lassen wollten. Gern hätte ich diese Einladung angenommen, aber es stand nicht in meiner Macht; denn der Seestrom, welcher in dieser Gegend sehr stark nach Westen lief, trieb mich in kurzer Zeit weit von ihrer Insel weg.

Da sie endlich Abschied von uns nahmen, bestand Einer von ihnen auf der Bitte, daß wir ihn mitnehmen möchten. Alle Gegenvorstellungen, die wir ihm deswegen machten, blieben fruchtlos. Da ich es nun eben nicht für unwahrscheinlich hielt, daß dieser Indier uns zu anderweitigen Entdeckungen nützlich werden könnte, so gab ich endlich meine Einwilligung dazu. Wir erfuhren nach und nach von ihm, daß es nach Norden hin noch andere Inseln gebe, deren Bewohner Eisen hätten, und seine Landsleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser ehrliche Kerl so viel Bereitwilligkeit, mit uns zu gehen, geäußert hatt, so nannte ich ihn Joseph Freewill (Freiwillig). Ich hatte aber bald Ursache, es zu bereuen, daß ich ihn mitgenommen hatte. Der arme Schelm wurde nämlich bald krank und immer kränker, je weiter wir fuhren. Endlich starb er, zu unserer Aller herzlichem Leidwesen.

Da uns die Sonne jetzt senkrecht über dem Kopfe stand, so steuerte ich, um der brennenden Sonnenhize etwas auszuweichen, nordwärts. Wir entdeckten auf

dieser Fahrt noch ein Paar andere Inseln, bei welchen wir uns aber nicht aufhalten durften. Am 27sten des Weinmonats bekamen wir endlich die schon längst bekannte Insel Mindanao zu Gesicht, ein Land, welches gegen 200 Deutsche Meilen in Umfang hat, und auf welcher die Spanier verschiedene Niederlassungen angelegt haben.

5.

Aufenthalt bei Mindanao. Abreise von da nach der Insel Celebes.

Da ich jetzt abermahls eine Menge Kranke an Bord hatte, die sich nach Erfrischungen sehnten, so segelte ich an der Küste dieses Landes hin, und ließ den Lieutenant mit dem Boote vorauslaufen, um einen Hafen zu suchen. Dieses wollte uns lange nicht gelingen. Endlich erblickte der Offizier eine kleine Bucht, an deren innerstem Gestade eine Stadt mit einer kleinen Befeste lag. Kaum war man auch seiner daselbst ansichtig geworden, so feuerte man eine Kanone ab, und setzte drei stark besetzte Böte in See. Da nun der Lieutenant zur Gegenwehr zu schwach war, so lief er alsobald nach dem Schiffe zurück, und die Böte verfolgten ihn, bis sie das Schiff zu Gesicht bekamen. Bei diesem Anblicke verging ihnen die Lust, ihre Jagd fortzusetzen; sie wandten sich, und ruderten wieder nach der Stadt zurück.

Um mich nicht unnöthiger Weise in Feindseligkeiten einzulassen, fuhr ich fort, an der Küste hinzusegeln, um einen andern Platz zum Ankern zu suchen, den mir Niemand streitig machte. Nach einigen Tagen war ich so glücklich, einen solchen zu finden, und zwar in einer Gegend, wo sich ein Fluß ins Meer ergoß. Die Böte

wurden ausgeschildt, und sie brachten uns zwei Ladungen Wassers mit der Nachricht zurück, daß sie von Menschen in dieser Gegend keine Spur gesehen hätten. Unterdeß erschien doch in einiger Entfernung ein Kahn, welcher abgeschickt zu sein schien, um Erkundigung einzuziehen, wer wir wären? Ich ließ sogleich die Englische Flagge aufstecken, und hoffte, daß er hierauf zu uns an Bord kommen würde. Allein nachdem er uns hinlänglich beobachtet hatte, ruderte er, ohne sich uns weiter zu nähern, wieder davon. Darüber brach die Nacht ein.

Gegen neun Uhr wurden wir plötzlich durch einen entsetzlichen Lärm erschreckt, welcher sich, dem Schiffe gegenüber, auf dem Lande erhob. Es war eine große Anzahl von Menschenstimmen, und der Lärm, den sie machten, glich dem Kriegsgeschrei, welches die Amerikanischen Wilden in dem Augenblicke des Angriffs machen, und wovon Alle, die es gehört haben, gestehn, daß es etwas ungemein Fürchterliches und Entsetzliches sei.

Bei einem so kriegerischen Anscheine mußten wir auf unserer Hut sein. Ich ließ daher das Schiff zum Schlagen einrichten; und ungeachtet wir am folgenden Morgen nichts von den Leuten sahen, welche in der vergangenen Nacht uns durch ihr Gebrülle erschreckt hatten, so gebrauchte ich doch, indem ich die Böte abermahls ans Land schickte, um Wasser zu holen, alle mögliche Vorsicht. Der Erfolg zeigte, daß ich nicht unrecht daran gethan hatte. Denn kaum waren unsere Leute ans Land gestiegen, als man aus dem nahen Walde eine Menge bewaffneter Leute hervorrennen sah, unter welchen Einer etwas Weißes emporhielt, welches wir für ein Friedenszeichen ansahen.

Hier hatte ich abermahls Ursache, mich über die klägliche Ausrüstung meines Schiffs zu beklagen. Ich

hatte nämlich keine weiße Flagge an Bord. Um mir indeß zu helfen, so gut ich konnte, ließ ich eins von meinen Tischtüchern, statt einer Flagge, wehen und schickte dieselbe ans Land. Sobald der Offizier mit diesem Friedenszeichen ausgestiegen war, kam der Indische Fahnenträger, von einem Andern begleitet, unbewaffnet an den Strand, und man begrüßte sich gegenseitig mit Freundschaftsbezeugungen. Der Indier redete die Unfrigen auf Holländisch an; da aber Keiner unter ihnen diese Sprache verstand, so brachte er einige Wörter in Spanischer Sprache hervor, worin Einer von unsern Leuten ziemlich weit gekommen war. Allein der Indier redete es so schlecht, daß es ihm schwer fiel, sich verständlich zu machen, und daß er die Zeichensprache zu Hülfe nehmen mußte. Vielleicht war seine Geschicklichkeit im Holländischen nicht viel größer. So viel brachte man indeß heraus, daß er den Namen des Skipper's, womit er den Befehlshaber meinte, zu wissen verlangte, und sich erkundigte: ob wir Holländer seien? ob unser Schiff ein Kauffahrtei- oder Kriegsschiff sei? wie viele Kanonen es führe, und ob es nach Batavia gehe?

Als man ihm diese Fragen beantwortet hatte, gab er zu verstehn, daß wir nach der Stadt segeln sollten; daselbst wolle er uns dem Raja, d. i. dem König oder Statthalter, vorstellen. Der Lieutenant antwortete hierauf: man sei dazu bereit; aber da er nothwendig erst etwas Wasser einnehmen müsse, so bitte er, daß die mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Indier sich so lange zurückziehn möchten. Der Indische Fahnenträger, der ein Mann von Ansehen zu sein schien, erfüllte dieses Verlangen; doch schien er eine Vergeltung dafür zu erwarten, indem er das seidene Schnupftuch, welches

der Lieutenant um den Hals trug, mit aufmerksamen Blicken beobachtete. Dieser verstand ihn sogleich, knüpfte es los und machte ihm ein Geschenk damit; wogegen Jener ihn ersuchte, ein anderes Tuch von ihm anzunehmen, welches aus grobem baumwollenen Zeuge bestand. Unsere Leute nahmen hierauf ungehindert Wasser ein, und kehrten damit nach dem Schiffe zurück.

Wir hofften jetzt, daß es zu einem friedlichen Umgange zwischen uns und den Einwohnern dieses Landes kommen würde, und freueten uns schon zum voraus auf die Lebensmittel und Erfrischungen, die wir von ihnen zu erhalten wünschten. Allein nach einigen Stunden veränderte sich der Austritt. Wir sahen nämlich mit eben so großer Verwunderung, als Betrübniß, daß zwischen den Bäumen, dem Schiffe gegen über, viele hundert bewaffnete Leute zusammenliefen und sich in Ordnung stellten. Sie waren mit Musketen, mit Pfeilen und Bogen, zum Theil auch mit langen Spießen und einer Art von Hirschfängern bewaffnet und mit Schilden versehen.

Dieser Anblick ließ schon nichts Gutes vermuthen; es folgten bald auch andere Anzeigen, welche gleichfalls auf feindselige Absichten deuteten. Diese Leute brachten nämlich den ganzen Tag damit zu, daß sie bald aus dem Walde heraus-, bald wieder in denselben zurückrannten, als ob sie sich übten, Ausfälle auf einen Feind zu thun. Bald schossen sie ihre Pfeile ab, und warfen ihre Wurfspieße in die See gegen das Schiff hin, bald hoben sie wieder ihre Schilde in die Höhe, und schwenkten ihre Schwerter in drohenden Geberden gegen uns.

Wir waren unterdeß an Bord des Schiffes auch nicht müßig, sondern suchten Alles zu einem vielleicht unvermeidlichen Gefechte in Bereitschaft zu setzen. Wir

holten zu diesem Behufe die Kanonen herauf, besserten das Tauwerk unserer Masten aus, und brachten noch vor Abend Alles in Ordnung.

Hierauf wollte ich einen Versuch machen, zu erfahren, was doch wol die Gesinnung dieser Leute so plötzlich verändert haben könne? In dieser Absicht ließ ich die Böte wohl bewaffnen und bemannen, und schickte den Lieutenant mit der Friedensflagge, d. i. mit dem wehenden Tischtuche, an einer Stelle ans Land, die von Holz und Gebüschen frei war, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, daß weder er, noch einer seiner Leute das Boot verlassen solle.

Als die Indier sahen, daß die Böte sich an den Strand legten, ohne daß Jemand aus denselben herauskommen wollte, trat Einer von ihnen mit einem Bogen und Pfeilen in der Hand aus dem Walde hervor und winkte, daß man hinkommen solle, wo er stand. Allein der Offizier schlug diese Einladung aus, weil er allda nicht einen Bogenschuß weit von dem Hinterhalte gewesen wäre. Er wartete hierauf noch eine Zeit lang; aber da die Indier weiter keinen Schritt thaten, und er ganz und gar kein Mittel fand, in eine freundschaftliche Unterhandlung mit ihnen zu treten, so kehrte er endlich nach dem Schiffe zurück.

Ich beschloß hierauf, nach der obenerwähnten Stadt zurückzufegeln, und zu versuchen, ob ich nicht aus dieser einige Erfrischungen erhalten könnte; aber indem ich mich derselben näherte, wurde die Bitterung so rauh und ungestüm, daß ich mich genöthiget sah, die offene See zu suchen. Da ich nun überdas keine Zeit zu verlieren hatte, so richtete ich meinen Lauf nach Westen, damit ich Batavia noch vor Ablauf der guten Jahreszeit erreichen möchte.

Wir erreichten hierauf die Straße zwischen Borneo und Celebes. Hier verursachten heftige Seeströme und Stürme, welche uns unaufhörlich zu kreuzen nöthigten, unserm schon an sich langsam segelnden Schiffe so viel Aufenthalt, daß wir in 14 Tagen nicht mehr als 28 Seemeilen zurücklegten. Unsere Schwäche nahm dabei mit jedem Tage zu, indem von den Wenigen, die noch gesund waren, sich täglich Mehre legten, und von den vielen Kranken auch Mancher dahinstarb. Wir bestrebten uns daher täglich, uns irgendwo dem Lande zu nähern und dann vor Anker zu gehen; aber vergeblich! Wind und Seeströme waren uns immer so zuwider, daß wir weder bei Borneo noch bei Celebes irgend einen Erfrischungsort erreichen konnten.

Der Scharbock hatte um diese Zeit dergestalt um sich gegriffen, daß auch nicht ein Einziger unter uns davon verschont geblieben war. Die Seele litt mit dem Leibe, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit blickte nunmehr aus Aller Augen hervor. Ich zweifle, ob jemahls Seefahrer sich in einer kläglichern, gefährlichern Lage gefunden haben, als wir. Schwächlich, krank und sterbend sahen wir das Land täglich vor uns liegen, und konnten es nicht erreichen. Wir hatten mit reisenden Strömen und Stürmen zu kämpfen, welchen wir nicht widerstehen konnten, und doch, so viel uns immer möglich war, zu widerstehen uns bestreben mußten. Wir litten Mangel, und lechzten nach Erquickungen, die wir vor Augen sahen und nicht erreichen konnten. Das Unglück schien Alles, was von Widerwärtigkeiten sich erdenken läßt, an uns erschöpft zu haben, und doch sollten unsere Trübsale noch immer höher steigen.

Es war noch Ein Unglück übrig, welches wir bis jetzt noch nicht erfahren hatten, dieses, von Seeräubern

angefallen zu werden. Auch dieses mußte uns hier be-
gegnet; und damit diese unerwartete Begebenheit des-
to fürchterlicher sein möchte, so mußte sie sich gerade
um Mitternacht in der dicksten Finsterniß ereignen. Der
Feind überraschte uns so schnell und unerwartet, daß er
uns bereits zu *entern**) suchte, ehe wir noch wuß-
ten, daß wir angegriffen würden. Aber gerade das Un-
erwartete und die Größe dieser neuen Gefahr weckten un-
sere gesunkenen Muth. Wir schlugen den Seeräuber
glücklich ab; und da es hier zum Feuern mit dem gro-
ben Geschütze kam, so wirkte das unsrige so nachdrück-
lich, daß Jener sank, und die armen Elenden, die er
an Bord hatte, sämmtlich untergingen. Der Lieute-
nant und einer meiner Leute waren verwundet, doch
glücklicher Weise nicht gefährlich. Dies und einige Ver-
letzungen an unserm Tauwerke, war der einzige Scha-
den, den wir davon trugen.

Zur Vergrößerung unsers Elends traf nunmehr der
Zeitpunkt ein, da der Passatwind, der bis dahin im-
mer aus Osten wehete, sich umsetzte und nun aus
Westen zu blasen begann. Von diesem Augenblicke an
war es entschieden unmöglich, unsere Reise nach Bata-
via fortzusetzen, weil uns der Wind nunmehr gerade
entgegenblies. Aber die See konnten wir auch nicht
länger mehr halten. Denn 13 von unsern Leuten hat-
ten wir begraben, d. i. in die See geworfen; 30 An-
dere, unter welchen sich alle meine Unteroffiziere befan-
den, lagen auf den Tod; der Lieutenant und ich waren
äußerst schwach und entkräftet, weil wir Tag und Nacht
den ganzen Dienst im Schiffe allein versehen mußten.
Unsere Natur erlag unter so vielen und langen Wider-

*) Ein Schiff an das andere befestigen.

wärtigkeiten: Das einzige Mittel, welches zur Rettung des Schiffs und unsers Lebens übrig war, bestand darin, daß wir versuchen mußten, ob wir Makassar, eine Stadt und einen Hafen der Holländer auf der Insel Celebes, erreichen könnten.

Nachdem wir vier Wochen lang beinahe mit der Verzweiflung gekämpft hatten, gelang es uns endlich, unserm Ziele näher zu kommen. Wir bekamen die Stadt Makassar zu Gesicht, und da wir uns derselben bis auf einige Meilen genähert hatten, ließen wir die Anker fallen. Dies geschah kurz vor Einbruch der Nacht.

Gegen Mitternacht kam ein Holländer an Bord, den der Statthalter abgeschickt hatte, um sich zu erkundigen, wer wir wären? Da er hörte, daß das Schiff ein Englisches Kriegsschiff sei, schien er darüber bestürzt zu werden, weil ein solches noch niemahls hierher gekommen war. Auch konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir in meine Kajüte zu gehn; doch schieden wir, dem Ansehen nach, als gute Freunde von einander.

Mit Anbruch des Tages schickte ich den Lieutenant nach der Stadt, und ersuchte den Statthalter in einem Briefe um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen, und uns gegen baare Bezahlung mit Erfrischungen versorgen zu dürfen. Bei seiner Ankunft verlangte derselbe vor den Statthalter geführt zu werden, um ihm den Brief eigenhändig zuzustellen; allein man wollte ihn durchaus nicht ans Land treten lassen; er sah sich daher genöthiget, den Brief hinzuschicken, und in Erwartung einer Antwort, 5 lange Stunden in der schrecklichsten Sonnenhitze, ohne alle Erquickung, in dem Boote zuzubringen. Endlich kam er mit zwei Herren vom Lande zurück, welche mir einen in Holländischer Sprache geschriebenen Brief von ihrem Statthalter überreichten und mir

auf Französisch daraus verdolmetschten: »daß ich mich unverzüglich aus dem Hafen entfernen, auch an keiner andern Stelle der Küste ankern, noch Jemand von meinen Leuten erlauben solle, an irgend einem Orte, der unter seiner Botmäßigkeit stehe, ans Land zu gehn.«

Ehe ich hierauf antwortete, zeigte ich den beiden Herren die Menge meiner Kranken, welche in einer gänzlichen Entkräftung und aus Mangel an irgend einer Erquickung dahinstarben, und der Anblick schien sie zu rühren. Dann berief ich mich auf das allgemeine Recht der Natur, und auf die besondern Verbindungen, welche zwischen der Englischen und Holländischen Völkerschaft damahls Statt hatten; allein ihre Antwort war: daß ihre Herren ihnen nun einmahl unbedingt verboten hätten, irgend ein Schiff, es sei welches es wolle, in diesem Hafen aufzunehmen, und es gezieme ihnen, diesen Befehlen blindlings und ohne Ausnahme zu gehorchen.

Ich versetzte hierauf, daß Leute in unsern Umständen nichts Schlimmeres zu besorgen hätten, als was sie bereits litten, und daß ich daher mit dem ersten günstigen Winde, trotz allen Drohungen und ihrer ganzen Macht, hart an die Stadt hinlaufen und mich daselbst vor Anker legen würde; und sollte ich alsdann nicht im Stande sein, sie zu zwingen, meinem gerechten und von der Noth erpreßten Gesuche Gehör zu geben, so würde ich mit dem Schiffe an ihren Wällen auf den Strand rennen, mein und meiner Leute Leben so theuer als möglich verkaufen, und den entehrenden Vorwurf auf sie bringen, daß sie einen Freund und Bundesgenossen in solche Verzweiflung gestürzt hätten.

Hierüber schienen sie zu erschrecken; denn unsere ganze Lage überzeugte sie, daß ich in Ernst redete. Sie

ersuchten mich daher inständigst, nur so lange auf dieser Stelle zu verharren, bis ich abermahls Antwort vom Statthalter bekommen würde. Hierein willigte ich, doch unter der Bedingung, daß diese Antwort zu einer bestimmten Stunde des morgenden Tages erfolgt sein müsse.

Der Eine dieser Abgeordneten war ein Fähnrich von der Besatzung, Namens le Cerf, der Andere, Herr Douglass, Einer von den Oberbuchhaltern der Holländischen Ostindischen Gesellschaft.

Wir brachten nun den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in einer mit Unwillen vermischten ängstlichen Erwartung hin. Am folgenden Morgen hatten wir den Verdruß, zu sehn, daß ein paar bewaffnete Schiffe von der Stadt her kamen, und sich in einer kleinen Entfernung von uns rechts und links vor Anker legten. Ich schickte sogleich ein Boot dahin ab, um mit ihnen zu sprechen; allein man wolte auf unsere Fragen keine Antwort geben.

Die festgesetzte Stunde erschien, ohne daß ich vom Statthalter weiter etwas vernommen hatte; ich ging also, meiner Erklärung gemäß, unter Segel, um meine gestrige Drohung wahr zu machen. Die beiden bewaffneten Schiffe lichteten ebenfalls die Anker; doch begnügten sie sich damit, nur unsere Bewegungen zu beobachten und uns zu begleiten.

Nicht lange, so sahen wir ein niedliches Schiff, mit einem Trupp Tonspieler und verschiedenen Herren an Bord, auf uns zueilten. Sie näherten sich, wollten aber nicht eher zu uns kommen, bis wir die Anker wieder gesenkt hätten. Wir senkten sie also, und nun kamen sie an Bord.

Sie bezeigten mir ihr Erstaunen, daß ich unter Segel gegangen wäre, und fragten mich: was ich denn hätte thun wollen? Weder mehr noch weniger, war meine Antwort, als was ich gestern erklärt hätte, weil ich entschlossen wäre, lieber mit allen meinen Leuten in einem rechtmäßigen Gefecht, als durch Schiffbruch, Krankheit und Hunger umzukommen. Sie entschuldigeten sich hierauf, daß sie mit der Antwort nicht eher hätten zurückkommen können, und überlieferten mir, nebst einem Schreiben vom Statthalter, einige Lebensmittel, die sie mitgebracht hatten.

In dem Briefe fand ich nun abermahls, zu meinem großen Verdrusse, einen Befehl, den Hafen zu verlassen. Zur Rechtfertigung dieser Unmenschlichkeit berief man sich auf einen Vertrag, den die Ostindische Gesellschaft mit den Königen und Beherrschern des Landes getroffen, und vermöge dessen sie sich anheischig gemacht habe, kein fremdes Schiff in diesem Hafen, oder an irgend einem andern Orte der Insel zu dulden. Die Abgeordneten thaten mir hierauf verschiedene Vorschläge, die ich alle verwarf, weil sie alle meine Abreise zur Bedingung machten. Ich zeigte ihnen zugleich den Leichnam eines meiner Leute, der aus Mangel an Erfrischungen so eben gestorben war, und wiederholte meine Drohung.

Hierauf zogen sie etwas gelindere Saiten auf, und sagten, daß es zwar den ausdrücklichen Befehlen ihrer Obern zuwiderlaufe, uns hier zu dulden, daß sie uns aber gleichwol vergönnen wollten, in eine nicht weit von hier gelegene Bucht einzulaufen, wo wir für unser Schiff hinlänglichen Schutz und für uns selbst Lebensmittel und Erfrischungen finden würden. Hierein willigte ich denn sehr gern, und es wurde verabredet, daß man mich am folgenden Tage dahin führen sollte.

Da ich mein Mißvergnügen ausdrückte, daß ich den Herren nichts, als ein Glas Wein, vorsetzen könne, ließen sie eine sehr niedliche Mahlzeit, die auf ihren Fahrzeugen zubereitet war, an Bord bringen, und wir speiseten hierauf mit einander auf eine sehr vergnügte und freundschaftliche Weise.

Am folgenden Tage erhielt ich die versprochene schriftliche Bestätigung vom Statthalter durch den Herrn le Cerf, der nebst einem Geheimschreiber des Staatsraths und einem Lootsen uns nach Bonthain — so hieß der Ort, wohin wir uns begeben sollten — begleitete.

6.

Aufenthalt zu Bonthain auf der Insel Celebes. Sonderbarer Vorfall daselbst. Abreise nach Batavia, und von da nach England.

Bei meiner Ankunft zu Bonthain besuchte ich zuvörderst den Residenten, Herrn Swellingrabel, welcher gebrochen Englisch redete. Von ihm wurde mir ein Haus für meine Kranken angewiesen, welches nahe am Strande, neben einer mit Schanzpfählen umgebenen kleinen Feste von acht Kanonen lag. Sobald unsere Leute Besitz davon genommen hatten, wurde ihnen eine Wache von 36 Mann, nebst vier Unteroffizieren, alle unter dem Befehle des Fähnrichs le Cerf, gegeben. Keiner von den Unsrigen durfte sich über 90 Fuß weit von diesem Krankenhause entfernen; auch durfte Niemand von den Einwohnern des Landes so nahe zu ihnen kommen, daß er ihnen Etwas hätte verkaufen können. Alles also, was unsere Leute haben wollten, mußte durch die Hände der Holländischen Soldaten gehn, welche diese Anordnungen auf eine schändliche Weise mißbrauchten.

So oft nämlich Einer der Eingebornen Etwas zum Verkaufe brachte, so nahmen sie es ihm weg, und fragten dann erst nach dem Preise. Gemeinlich erhielt der arme Eigenthümer nur den vierten Theil des Gefoderten. Machte er Einwendungen dagegen, so

schwankten Jene ihm den Säbel drohend über den Kopf, und mehr bedurfte es gemeiniglich nicht, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachher verkaufte der Soldat Das, was er auf diese Weise an sich gerissen hatte, an die Unsrigen, und zwar mit einem Gewinnste, der oft mehr als 1000 vom Hundert, betrug. Ich beschwerte mich über dieses, für die Eingebornen so grausame und für uns so nachtheilige Verfahren; man gab hierauf den Soldaten zwar einen Verweis, aber mit so geringem Nachdrucke und Erfolge, daß man sich der Vermuthung nicht enthalten konnte, daß der Fährich selbst an dem unmäßigen Gewinne unter der Hand Antheil nehme.

Nachdem wir ungefähr zwei Monate hier gelegen hatten, wurde der Fährich le Cerf, und bald darauf ein Theil der Holländischen Soldaten nach Makassar zurückberufen. Nicht lange danach ließ der Statthalter sich erkundigen, wann ich nach Batavia absegeln würde? Dies Alles, besonders die Anfrage des Statthalters, befremdete mich sehr; denn dieser wußte ja wol, daß ich eher nicht unter Segel gehen konnte, bis der östliche Passatwind sich wieder eingestellt haben würde. Dies geschieht aber erst im Monat Mai, und wir waren jetzt in den ersten Tagen des Märzmonats.

Einige Tage nachher ereignete sich ein anderer Vorfall, der uns noch bedenklicher vorkam. Unsere Leute bemerkten nämlich, daß zur Nachtzeit ein Kahn sich zu verschiedenen Mahlen unserm Schiffe näherte, und gleich wieder verschwand, sobald die darin befindliche Mannschaft merkte, daß von den Unsrigen sich Jemand rühre. Der Argwohn, der hiedurch bei mir entstand, wurde durch einen an mich gerichteten Brief, den ein Schwarzer von einem Ungenaunten brachte, ungemein vergrößert. Damit man aber den Inhalt dieses Briefes verstehen möge, so ist zu wissen, daß die Insel Celebes in verschiedene Kreise getheilt ist, welche verschiedenen inländischen unabhängigen Fürsten oder Königen unterworfen sind. Die Stadt Makassar liegt in einem Kreise gleiches Namens, und der König desselben steht mit den Holländern in Bündniß. Ein anderer Kreis wird von einem Volke bewohnt, welches den Namen

der Bugguesen führt. Des Briefes Inhalt war folgender:

„Die Holländer und der König von Makassar hätten den Anschlag gefaßt, uns aus dem Wege zu räumen; doch würden die Erstern dabei nicht öffentlich thätig sein. Man habe die Ausführung der Menechlei dem Sohne des Königs aufgetragen, der, außer einem Geschenke, auch die Beute, die er im Schiffe machen würde, dafür zur Belohnung bekommen solle. Dieser Prinz befinde sich deshalb mit 800 Mann bereits wirklich zu Bonthain. Ein Argwohn, daß wir vielleicht mit den Bugguesen eine Verbindung treffen und die Holländer über kurz oder lang von Celebes verdrängen möchten, sei der Beweggrund zu diesem Anschläge gewesen.“

In wie fern dieser Brief Wahrheit oder Unwahrheit enthielt, konnten wir nicht beurtheilen. Ich glaubte indes so handeln zu müssen, als wenn ich von der Wahrheit der mir gegebenen Nachricht vollkommen überzeugt gewesen wäre. Ich traf daher sogleich alle mir nöthig scheinende Vertheidigungsanstalten.

Zu den vorbelegten Umständen, welche meinen Argwohn rechtfertigten, kam auch noch dieser, daß der Resident, Herr Swellingrabel, sich gerade um diese Zeit auf 20 Meilen weit entfernt hatte. Ich schickte daher nach der Feste, und verlangte, daß man ihm einen Boten mit der Nachricht senden solle, daß ich über Dinge von der äußersten Wichtigkeit mit ihm zu reden habe. Drei Tage nachher schrieb ich ihm selbst und wiederholte die Bitte um seine schleunige Zurückkunft auf die dringendste Weise; worauf er den folgenden Tag bei uns an Bord kam.

Ich hatte kaum einige Minuten lang mit ihm gesprochen, so wurde ich überzeugt, daß ihm von der ganzen Sache nichts bekannt sein müsse. Er versprach mir indes, eine genaue Untersuchung anzustellen; ich aber fuhr fort, uns auf jeden Fall in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen.

Nach einigen Tagen berichtete mir Herr Swellingrabel, er habe in Erfahrung gebracht, daß Einer der Prinzen des Königes von Makassar in verstellter

Kleidung wirklich dagewesen sei; aber von den 800 Mann, welche zugleich mit ihm gekommen sein sollten, könne er keine Spur entdecken. Bald hernach erhielt ich ein Schreiben von dem Statthalter, dessen Inhalt, unter vielen feierlichen Verwahrungen gegen die Beschuldigungen des Ungenannten, darauf hinauslief, daß ich den Brief ausliefern möge, damit man den Urheber danach erkennen und zur Verantwortung ziehen könne. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich dazu nicht werde verstanden haben.

Wir blieben indes unangefochten, und gingen endlich, da der östliche Passatwind wieder eingetreten war, den 22sten Mai abermahls unter Segel. Wir hatten uns nun mit Lebensmitteln hinreichend versehen; denn man kann hier Rindfleisch, besonders aber Reis, Geflügel und Früchte, in Ueberfluß bekommen. Auch giebt es eine Menge wilder Schweine in den Wäldern, die man wohlfeil kaufen kann, weil die Eingebornen, welche Muhamedaner sind, dergleichen nicht essen dürfen. Man versah uns hier auch von Zeit zu Zeit mit Schildkröten, die, eben so wie das Schweinefleisch, ein Leckerbissen sind, den sie selbst nie anrühren. Die hiesigen Ochsen sind von derjenigen Art, welche einen Höcker auf dem Rücken hat. Außerdem zieht man hier auch Pferde, Büffel, Ziegen und Schafe.

Unsere Fahrt von hier nach Java ging glücklich von Statten. Wir vollendeten dieselbe in zehn Tagen, und warfen am elften auf der Rhede von Batavia die Anker aus. Es war indes hohe Zeit, daß wir hier ankamen; denn während dieser Fahrt ließ das Schiff so viel Wasser ein, daß wir mit zwei Pumpen, woran unaufhörlich gearbeitet wurde, es mit genauer Noth vom Sinken retten konnten.

Des Nachmittags machte ich dem Statthalter meine Aufwartung. Ich beschrieb ihm den Zustand meines Schiffes, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, es hier gehörig ausbessern zu lassen. Seine Antwort war: daß ich mich deshalb mit einer Bittschrift an den Staatsrath wenden müsse. Ich that dies, und bediente mich darin des Ausdrucks: daß ich hoffe, sie würden mir den Gebrauch der hiesigen nöthigen Werkten und Vor-

rathshäuser erlauben. An diesen Ausdruck hatten die Herren sich gestoßen, weil er ihnen nicht ehrerbietig genug zu sein schien.

Ich erhielt hierauf eine Bottschaft zurück, wodurch ich zunächst ersucht wurde, den mir zu Bonthain geschriebenen namenlosen Brief auszuliefern, damit der Urheber desselben zur Strafe gezogen würde. Ich lehnte dieses ab, und als ich mich hierauf nach der Antwort des Staatsraths auf mein Ansuchen erkundigte, erfuhr ich, daß man meinen Ausdruck „ich hoffe“ übel bemerkt habe, weil dergleichen Schreiben in Form einer Bittschrift abgefaßt werden müsse. Ich entschuldigte mich deshalb, mit der Versicherung, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, Jemand zu beleidigen.

Einige Tage darauf erhielt ich abermahl's eine Gesandtschaft, von der ich aufgefordert wurde, eine schriftliche Versicherung von mir zu stellen, daß ich die zu Bonthain mir gegebene Nachricht für falsch und verleumderisch hielte. Allein ich hatte meine guten Gründe, auch diese Zumuthung abzulehnen. Es verstrichen hierauf abermahl's einige Tage, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort erhielt; dann wurde mir angezeigt, daß der Staatsrath wider mein Verfahren zu Makassar und wider meine Weigerung, die verlangte Erklärung von mir zu stellen, als gegen eine ihnen zugefügte Beschimpfung und als gegen eine ihrer Völkerschaft angethane Ungerechtigkeit, eine Verwahrung niedergelegt habe. Ich erwiederte hierauf, daß ich mir nicht bewußt sei, irgend Etwas gethan zu haben, welches für die Holländer beleidigend, oder dem Amte, mit welchem ich die Ehre hätte bekleidet zu sein, zuwider wäre, ungeachtet ich nicht glaubte, von dem Statthalter zu Makassar als der Unterthan eines Freundes und Bundesgenossen behandelt zu sein. Ich fügte hinzu, daß, wenn man eine Klage gegen mich habe, man dieselbe vor den König, meinen Herrn, bringen möge, außer dem ich Niemand in der Welt für meinen Richter erkenne.

Da ich auch am folgenden Tage noch immer keine Antwort auf meinen Brief erhielt, so schrieb ich abermahl's an den Staatsrath, stellte die großen und dringenden Bedürfnisse meines Schiffes vor, und wiederholte

meine Bitte, worauf ich denn endlich die Erlaubniß erhielt, die nöthigen Ausbesserungen an einem mir dazu angewiesenen Orte vornehmen zu lassen.

Der Statthalter zu Batavia steht zwar im Dienste seines Freistaats, allein er macht in gewissen Stücken mehr Figur, als irgend ein unumschränkter Beherrscher in Europa. So oft er ausfährt, begleitet ihn eine Leibwache zu Pferde, und vor seiner Kutsche gehn zwei Schwarze als Läufer her. Jeder derselben trägt ein langes Spanisches Rohr in der Hand, womit sie nicht nur Platz machen, sondern auch Jeden nachdrücklich züchtigen, der dem Statthalter nicht diejenige Ehrfurcht beweiset, welche von Einheimischen und Fremden, ohne Unterschied des Standes, durchgängig gefodert wird. Wenn ihm z. B. Jemand in einem Wagen begegnet, es sei in der Stadt, oder auf der Landstraße, so ist er nicht nur gehalten, auszuweichen, sondern er muß auch stillhalten, aussteigen und gegen die vorbeifahrende Kutsche des Statthalters eine tiefe Verbeugung machen. Kommt ihm Jemand nachgefahren, so darf er nicht voreilen, sondern muß hinten bleiben, und wären seine Geschäfte auch noch so dringend. Auch die Glieder des Staatsraths, edle Herren genannt, verlangen ähnliche, nur nicht so demüthigende Ehrenbezeugungen. Wer ihnen im Wagen begegnet, der darf zwar nicht aussteigen, aber er ist doch gezwungen, anzuhalten, aufzustehen und eine Verbeugung zu machen. Auch darf man eben so wenig bei ihnen vorbeifahren. Uebrigens läuft vor diesen edlen Herren nur Ein Schwarzer her.

Einige Tage nach meiner Ankunft berichtete mir der Wirth: er habe Befehl, mir anzudeuten, daß mein Wagen eben so gut, als alle andere, anhalten müsse, wenn der Statthalter oder Jemand vom Rathe bei mir vorbeifahre. Ich ersuchte ihn, in meinem Namen zu antworten, daß ich mich zu solchen Förmlichkeiten nie bequemen würde; und da er hierauf etwas von den Stäben der Schwarzen murmelte, so versicherte ich ihm, daß ich wissen würde, wie ich mich in solchem Falle zu verhalten hätte, wobei ich auf meine Pistolen wies, welche eben auf dem Tische lagen. Er ging darauf weg. Nach einigen Stunden kam er wieder und sagte: der

Statthalter lasse mir melden, daß ich es mit den Ehrenbezeugungen halten könne, wie es mir beliebt.

Ich verblieb hier über drei Monate lang. Während dieser Zeit hatte ich nur zweimahl die Ehre, den Statthalter zu sprechen: das erste Mahl, gleich bei meiner Ankunft, auf einem seiner Landhäuser, das andere Mahl in der Stadt, da er eben vor seinem Palaste lustwandelte. Das erste Mahl erwies er mir nicht die Höflichkeit, mir die geringste Erfrischung anzubieten, und das letzte Mahl nöthigte er mich nicht einmahl, in seinen Palast zu treten.

Indeß erzeigte er mir doch einst die Ehre, mich zu einem Gastmahle einladen zu lassen. Ich hatte aber gehört, daß einmahl ein Englischer Befehlshaber bei einer ähnlichen Gelegenheit erfuhr, er müsse die Mitglieder des Staatsraths über sich sitzen lassen, worauf er also bald den Saal verließ und von den sämtlichen Offizieren seines Geschwaders begleitet wurde. Um nun nicht in den nämlichen Fall zu gerathen, ließ ich mich, bevor ich die Einladung annahm, erst nach dem Plaze erkundigen, der mir angewiesen werden würde; und da es sich fand, daß man mir den Rang vor den Mitgliedern des Staatsraths nicht verwilligen könne, so lehnte ich die ganze Sache ab. Ich bitte die Leser, hiebei zu bedenken, daß es mir nicht um meine eigne Ehre, sondern um die Ehre eines Englischen Befehlshabers zu thun war.

Am 15ten des Herbstmonats 1768, da unser altes Schiff so gut als möglich wieder ausgebessert war, gingen wir von neuen unter Segel, und langten den 28ten des Reismonats bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo wir bis zum 6ten Jänner 1769 liegen blieben. Von da setzten wir unsern Lauf nach Europa fort, und hatten darauf, ohne anderweitige merkwürdige Vorfälle zu erleben, am 20sten März die Freude, uns wieder in unserm Vaterlande, und zwar zu Spithead, vor Anker zu sehen, nachdem wir beinahe drei Jahre abwesend gewesen waren.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesamtausgabe der letzten Hand.

Zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Vierter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

I. Carvers Reisen durch das Innere von Nordamerika.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

I. Carvers Reisen durch das Innere von Nordamerika.

V o r r e d e .

Ich habe bei der Erscheinung dieses vierten Theils meiner kleinen Reisen nur kürzlich anzuzeigen, daß der Inhalt der

Reisen des Herrn Carver durch die innern Gegenden von Nordamerika, aus dem ersten Theile der Ebelingischen Sammlung von Reisebeschreibungen, Hamburg 1780, dergestalt entlehnt ist, daß ich ihn meinem Zwecke gemäß bearbeitete, und ihn, bald durch Auslassungen, bald durch Zusätze und durch sittliche Anwendungen, demjenigen Alter anzupassen und nützlich zu machen suchte, für welches ich hier schreibe. Statt einiger abergläubischen Aeußerungen, welche dem guten Herrn Carver entwischt waren, habe ich kein Bedenken getragen, ihm gerade das Gegentheil davon in den Mund zu legen; in der Ge-

schichte selbst hingegen habe ich, wie billig, nichts verändert, sondern dieselbe da, wo es nöthig schien, nur durch Auslassungen und eine andere Einkleidung zweckmäßig zu machen gesucht. Die Zusätze sind theils aus der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, theils aus Raynals Histoire des Établissements et du Commerce des Européens dans les deux Indes genommen, und jedesmahl gehörig ausgezeichnet worden.

Der Verfasser.

Das
Anziehendste und Merkwürdigste
aus
Johann Carvers Reisen
durch die
innern Gegenden von Nordamerika.

Einleitung.

Herr Carver, ein Engländer, diente in dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, siebenjährigen Kriege als Englischer Offizier in Nordamerika. Dieser merkwürdige Krieg wurde 1763 geendiget, und den Engländern wurden gar große Strecken Landes in jenem Welttheile, welche die Franzosen bisher in Besiz gehabt hatten, bei dem zu Fontainebleau in Frankreich geschlossenen Frieden, abgetreten.

Allein diese weitläufigen Länder waren ihren neuen Herren noch ziemlich unbekannt, weil die Franzosen aus Staatsgründen dafür gesorgt hatten, daß keine vollständige und richtige Beschreibungen und Karten davon veranstaltet wurden. Noch unbekannter waren die von wilden Völkern oder Horden bewohnten weiten Länder in dem Innern dieses Welttheils geblieben, weil beobachtende Europäer nur selten bis dahin gekommen waren.

Da entschloß sich nun Herr Carver, um seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, zugleich auch um unsere Kenntniß von jenen Ländern und ihren Bewohnern zu erweitern, sich den Mühseligkeiten einer so langen und gefährlichen Reise, mitten durch das nördliche Amerika bis nach der Südsee hin, auszusetzen, sich und sein Leben den wilden Völkern anzuvertrauen, welche jene ungeheuern Landstrecken bewohnen, und we-

der Mühe noch Gefahr zu scheuen, um, wo möglich, den nützlichen Zweck seiner Reise zu erreichen. Dazu gehörte nun ein fester Körper und ungemeine Herzhaftigkeit. Beide besaß Herr Carver in erforderlichem Grade; aber glauben meine jungen Leser, daß ihm Beide zu Theil geworden wären, wenn er in seiner Jugend die entnervenden Bequemlichkeiten eines weichlichen Lebens genossen, und nicht im Gegentheil durch einfache Nahrungsmittel, durch willige Ertragung eines jeden kleinen Ungemachs, durch Arbeitsamkeit und eine natürliche Lebensart, seinen Geist und Körper auf gleiche Weise abzuhärten gesucht hätte? Gewiß nicht!

Um den Erdstrich, den er durchwanderte, während der Erzählung immer im Gedächtniß zu haben, bitte ich meine Leser, vorher erst die erste beste Karte von Nordamerika anzusehn. Es wird ihnen leicht sein, die bekannte Stadt Boston auf der Küste von Neu-England aufzusuchen, die auf jeder Karte angegeben ist. Von hier aus reisete unser Mann landeinwärts gerade gegen Westen.

Nach dieser Richtung hin erblicken meine jungen Leser einige erstaunlich große Landseen, welche sie erst recht ansehen und ihrer Lage nach merken müssen. Der erste, aus welchem der gewaltige Laurentzstrom abfließt, heißt Ontario, und der zweite, welcher unmittelbar damit zusammenhängt, der See Erie. Dieser letzte hängt wieder mit einem dritten zusammen, der den Namen Huron führt, und mit diesem steht der obere See (Lacus superior) weiter gegen Norden, und der See Michigan weiter gegen Süden, in unmittelbarem Zusammenhange.

Verfolgen wir nun auf der Karte den nämlichen Strich weiter gen Westen hin, so kommen wir zu dem

großen Mississippistrome, welcher einer der längsten und größten auf unserm Erdball ist. An diesem reifete unser Carver bis zu einer gewissen Höhe hinauf, und machte nachher nur einen mäßigen Abstecher noch weiter gegen Westen, weil er durch Ursachen, die wir in der Folge hören werden, verhindert wurde, den ganzen Plan seiner Reise auszuführen.

Jetzt wollen wir ihn selbst reden lassen.

1.

Reise von Boston nach Mischillimackinak, und von da bis an den sogenannten Trageplatz.

Ich reifete im Junius 1766 von Boston ab, und das nächste Ziel meiner Wanderschaft war Mischillimackinak, ein damahls noch den Engländern, jetzt dem Amerikanischen Freistaate gehöriges Festungswerk an der äußersten westlichen Grenze. Es liegt auf der letzten Landspitze zwischen den beiden Seen Huron und Mischigan, nämlich gerade da, wo dieselben zusammenhängen. Die Entfernung von Boston bis dahin macht etwa 1300 Englische, also ungefähr 260 Deutsche Meilen aus. Von hier aus wollte ich meine eigentliche Unternehmung anfangen. Ich übergehe daher meine Reise bis zu diesem Orte, welche durch lauter schon bekannte Gegenden ging, mit Stillschweigen.

Mischillimackinak — die jungen Leser werden sich in der Folge mehr dergleichen lange und schwer auszusprechende Namen gefallen lassen müssen, und sie werden wohl thun, das Lesen und Aussprechen derselben zu einer besondern Uebung zu machen — Mischillimackinak also ist ein kleiner, nur mit einem Stack-

werk *) befestigter Ort von nicht mehr als 30 Häusern. Der schwerfällige Name desselben bedeutet eine Schildkröte, und er hat denselben von einer nicht weit davon belegenen Insel erhalten, welche ungefähr die Gestalt des genannten Thieres hat. Außer einer Besatzung von 100 Mann wohnten einige Kaufleute da, weil die Lage des Orts zum Handel mit den benachbarten Völkerschaften vorzüglich bequem ist.

Um meinen Lesern gleich anfangs die irrige Meinung zu benehmen, als ob die wilden Nordamerikanischen Völker, von welchen in der Folge die Rede sein wird, in jedem Sinne wild, roh und unverständlich wären, theile ich folgenden Geschichtsumstand von der listigen Art und Weise mit, wie ein Trupp von ihnen im Jahre 1763 den Engländern dieses Festungswerk, ehe sie sich dessen versahen, abzunehmen wußte.

Sie näherten sich nämlich der kleinen Feste unter beständigem Ballschlagen, welches ein ihnen sehr gewöhnlicher Zeitvertreib ist. In der Hitze des Spiels, wobei einige Englische Offiziere innerhalb der Feste ohne allen Verdacht zusahen, schlugen sie einige Mahle den Ball, wie von ungefähr, über die Schanzpfähle hin. Sie trieben dies so lange, bis sie merkten, daß sie der Schildwache am nächsten Thore allen Verdacht benommen hatten. Auf einmahl sprang ein Theil von ihnen hinein, die Uebrigen folgten nach, und die Besatzung mußte sich ergeben. Da es indeß im folgenden Jahre zwischen diesen Völkerschaften und den Engländern zum Frieden kam, so wurde den Letztern auch diese Feste wieder ausgeliefert.

Nachdem ich die nöthigen Anstalten zu meiner Reise

*) d. i. mit einer Reihe von Schanzpfählen.

gemacht hatte, so trat ich dieselbe in Gesellschaft einiger Kaufleute an, die am Mississippistrome Handel treiben wollten. Der Befehlshaber des Festungswerks hatte mich nicht nur bei diesen Kaufleuten betraut oder mir Kredit gemacht, wie man sagt, sondern mir auch einen Vorrath solcher Waaren, als ich zu Geschenken für die Indischen Oberhäupter gebrauchen würde, nachzuschicken versprochen; eine Gefälligkeit, die mir für den Zweck meiner Reise außerordentlich schätzbar und wichtig war.

Wir schifften uns also auf kleinen Indischen Nachen ein, und fuhren quer über den See Mischigan nach einer auf der westlichen Seite desselben befindlichen Bucht, bei welcher man auf der Homannischen Karte das Wort Renards geschrieben findet. Man nennt sie die grüne Bucht, und zwar deswegen, weil zur Frühlingszeit, wenn zu Mischillimackinae die Bäume kaum erst anfangen Knospen zu treiben, hier schon Alles im schönsten Grün zu stehn und zu blühen pflegt. Da, wo diese Bucht aus dem See Mischigan tritt, liegt eine Kette von Inseln, deren einige bloße Felsen von erstaunlicher Höhe sind, die das Ansehn haben, als wenn sie von Künstlerhänden behauen wären. Auf der größten und besten von diesen Inseln steht ein Wohnort der Ottowaer, eines Stamms der Indier, welcher die Ufer des Sees bewohnt.

Ich traf hier einen von den vornehmsten Oberhäuptern dieser Horde an, der mich mit allen bei ihnen gebräuchlichen Ehrenzeichen aufnahm, die aber, da ich die Bedeutung derselben noch nicht verstand, beinahe zu einem unangenehmen Mißverständnisse Anlaß gegeben hätten. Als wir uns nämlich dem Ufer näherten, sangen die daselbst versammelten Indier an, ein Freudenfeuer zu machen, wobei sie ihre Gewehre mit Kugeln

geladen hatten, die einige Ellen hoch über uns hinfliegen. Sie liefen dabei jauchzend und schreiend hin und her, so daß der ganze Austritt einem feindlichen Angriffe vollkommen ähnlich sah. Ich, der ich ihn dafür hielt, befahl schon meinen Leuten, gleichfalls Feuer auf sie zu geben; aber die Kaufleute belehrten mich geschwind eines Bessern, indem sie mir sagten, daß dies die Art sei, wie man hier die Häupter anderer Völkerschaften, die man ehren wolle, zu empfangen pflege. Ich ließ mir daher diese sonderbare Ehrenbezeigung gefallen.

Wir stiegen aus, wurden freundschaftlich aufgenommen, und verweilten daselbst eine Nacht. Ich hatte den Oberhäuptern unter andern auch ein Geschenk von geistigen Getränken gemacht. Dies stimmte sie so sehr zur Freude, daß sie fast die ganze Nacht mit Tänzen feierten. Am andern Morgen begleitete mich der Vornehmste unter ihnen bis ans Ufer, und fing, sobald wir uns eingeschifft hatten, mit großer Feierlichkeit ein langes Gebet für mich an. Er bat den großen Geist — dies ist der Name, unter welchem sie das höchste Wesen ehren — mir eine glückliche Reise, einen heitern Himmel und ruhiges Wasser zu verleihen; daß ich des Nachts auf einer Decke von Biberfellen ruhen, eines ununterbrochenen Schlafs und fröhlicher Träume genießen, und endlich überall Schutz unter der großen Pfeife des Friedens finden möchte. So fuhr er fort zu beten, bis ich ihn nicht weiter hören konnte.

Was es mit der Pfeife des Friedens für eine Bewandniß habe, werden wir in der Folge hören.

Man bewirthete mich hier mit einer Art von Brot, welches die Indier auf folgende Weise bereiten. Sie nehmen die Körner des Getreides, wenn es, wie sie es nennen, noch in seiner Milch steht, das heißt, wenn es

eben reif werden will, zerstampfen und kneten sie in einen Teig, wozu sie keine andere Flüssigkeit, als den darin enthaltenen Saft gebrauchen, machen hierauf Kuchen daraus, die sie, in gewisse Baumblätter gewickelt, in glühende Asche legen. Hier werden sie in kurzer Zeit gebacken. Ich muß gestehen, daß ich nie wohl- schmeckenderes Brot gegessen habe; die Indier selbst hingegen machen sich wenig daraus.

Man sieht schon aus der gastfreien und höflichen Aufnahme, die ich unter diesen Leuten fand, daß die schrecklichen Begriffe, die man in Europa sich von ihrer rohen, grausamen und unmenschlichen Gemüthsart macht, gar sehr übertrieben sind. Ich muß zur Steuer der Wahrheit rühmen, daß ich bei jedem Stamme von ihnen in den innern Theilen des Landes, wo sie durch das Beispiel und die starken Getränke Europäischer Nachbarn noch nicht verdorben sind, überall eine gastfreie und menschenfreundliche Begegnung fand. Gegen ihre Feinde sind sie freilich in hohem Grade unversöhnlich und grausam, aber auch nur gegen diese, und das ist ein ihnen angeerbter und durch eine undenkliche Gewohnheit schon so tief eingewurzelter Fehler, daß es ihnen gar nicht einfällt, etwas Unrechtes darin zu ahnen.

Der See Michigan ist ungefähr 280 Englische Meilen lang und etwa 40 breit. Sein Umfang mag gegen 600 Meilen betragen. Das Wasser, sowol in diesem, als auch in den übrigen großen Seen, ist rein und gesund, und ihre Tiefe ist für die größten Schiffe hinreichend. Die Gegend umher ist, in Ansehung der Fruchtbarkeit, nur von mittelmäßiger Güte, ausgenommen da, wo sie von Bächen oder Flüssen durchschnitten wird, an deren Ufern das Erdreich ungemein fruchtbar ist. Außer einer Art von Kirschen, Sandkirschen ge-

nannt, welche in einem sandigen Boden auf kurzem Ge-
sträuche wachsen, und besonders zum Einmachen ganz
vortrefflich sind, fand ich hier auch Stachelbeeren, schwarze
Johannisbeeren, und viele Wacholderbeersträuche, welche
eine Menge Beeren von der besten Art tragen.

Außerdem wächst in diesen Gegenden eine Art Seide,
welche die Franzosen bois rouge, Rothholz, nennen,
weil ihre Rinde, wenn sie ein Jahr alt ist, die Schar-
lachfarbe annimmt, nachher aber rothgrau wird. Diese
Rinde schaben die Indier ab, trocknen und zerreiben
sie, und vermischen sie hierauf mit ihrem Rauchtabak.
Einen gleichen Gebrauch machen sie von den Blättern
einiger andern Pflanzen, und so kann es ihnen denn
nicht leicht an Vorrath für ihre Pfeifen fehlen, unge-
achtet sie sehr starke Raucher sind.

Aus der grünen Bucht liefen wir in einen sich in
dieselbe ergießenden Fluß ein, welcher der Fuchsfluß
genannt wird. Auf der Homannischen Karte von Ame-
rika ist derselbe durch eine kleine Linie angedeutet wor-
den. Wir schifften denselben hinauf, bis wir an eine
Ortschaft der Winnebager — eines andern Stammes
der Nordamerikanischen Wilden — kamen, die auf einer
kleinen Insel bei der Einfahrt in einen See liegt, den
der besagte Fluß in dieser Gegend macht. Auch dieser
See ist auf der genannten Karte angegeben worden.

Hier empfing mich die Königin, die statt eines
männlichen Oberhaupt's diesen Stamm beherrschte, un-
gemein gütig, und bewies mir, während der vier Tage,
die ich mich hier verweilte, sehr viel Achtung. Auf
meine Bitte wurden die Häupter des Stamm's zu einer
Rath'sversammlung zusammenberufen. Ich eröffnete in
derselben mein Verlangen, in einer wichtigen Angele-
genheit durch ihr Land gehen zu dürfen, und bat mir

die Erlaubniß dazu von ihnen aus. Dies wurde, als eine Achtungsbezeugung, welche ich ihnen machte, mit Vergnügen angehört und sofort bewilligt.

Die Königin hatte hiebei zwar den Vorsitz, aber sie that nur einige wenige Fragen, und machte einige unbedeutende Verfügungen in Regierungsgeschäften; denn die Weiber dürfen bei ihnen nur alsdann, wenn sie mit dem höchsten Ansehn bekleidet sind, im Rathe erscheinen; aber auch alsdann ist es ihnen nicht vergönnt, förmliche Reden zu halten, wie die Häupter thun. Sie war übrigens eine schon sehr betagte Frau, und klein von Wuchs. In ihrer Kleidung unterschied sie sich wenig von einigen jungen Frauenpersonen, die ihr Gefolge ausmachten. Diese bezeigten jedesmahl ihr Vergnügen, so oft ich ihrer alten Königin irgend ein Merkmal von Hochachtung gab, besonders wenn ich sie küßte, welches ich oft that, um mir ihre Gunst zu erwerben. Das gute Mütterchen schien über dieses Zeichen meiner Achtung nicht weniger vergnügt zu sein.

Die Winnebager können ungefähr 200 Krieger stellen. Ihre Ortschaft besteht etwa aus 50 Häusern, die mit Schanzpfählen befestiget sind. Die Gegend um den See herum ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge wildwachsender Trauben, Pflaumen und anderer Früchte hervor. Auch hat man hier viel Indisches Korn, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak.

Bei meiner Abreise machte ich der Königin einige ihr angenehme Geschenke, und erhielt dafür ihren Segen. Unsere Reise ging nun immer weiter den Fuchsfuß hinauf, bis wir diejenige Stelle erreichten, wo man ihn verlassen muß, um zu Lande bis an den Fluß Wisconsin zu gehn, auf welchem man bis zum Mississippi stromen schiffen kann. Die Strecke Landes, welche jene

beiden Flüsse von einander trennt, wird der Trageplatz genannt, weil man nämlich das Gepäck von dem einen zu dem andern tragen muß.

Nie habe ich größere Schwärme von wilden Vögeln gesehen, als in dieser Gegend. Die Sonne wurde oft wirklich davon verdunkelt, so sehr war die Luft damit angefüllt. Auch Bären und Wild, besonders aber Biber, giebt es an den Ufern des Fuchsesflusses in großer Menge.

Diejenigen Stämme, welche auf die Winnebager folgen, sind die Sakier und Ottagamier. Auch diese hatten vor einiger Zeit, der sonstigen Gewohnheit dieser Völker zuwider, ein weibliches Oberhaupt gehabt. Die Veranlassung dazu war, wie mir ein Indier erzählte, folgende gewesen.

Weil die Französischen Glaubensverbreiter (Missionarien) und Handelsleute oft allerlei Beleidigungen von diesem Volke erfahren hatten, so wollte man sich deswegen an ihnen rächen. Es wurde hiezu ein Französischer Hauptmann mit einer Partei Franzosen und Indier abgeschickt, und da dieser sie ganz unvermuthet überfiel, so wurde es ihm leicht, sie zu überwinden und einen großen Theil von ihnen gefangen zu nehmen. Auf dem Rückmarsche stand einer der Indischen Bundesgenossen der Franzosen, der eine Menge von Gefangenen unter seiner Aufsicht hatte, still, um aus einem Bache zu trinken. Plötzlich überfiel ihn eine der gefangenen Frauen und erwürgte ihn, ehe er um Hülfe schreien konnte. Sie schnitt sodann allen ihren Mitgefangenen, welche im Hinterzuge waren, die Bande los, und entkam mit ihnen glücklich. Aus Dankbarkeit für diese Heldenthat wurde sie hierauf von ihrem Volke zur Anführerin erwählt, und zwar mit dem sonst ungewöhn-

lichen Vorrechte, diese Ehre als eine Erbschaft ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Der Trageplatz zwischen dem Fuchsflusse und dem Wisconsin ist nicht zwei volle Englische Meilen breit. Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden Flüsse, die sich in ihren Nebenarmen beinahe berühren, gleichwol einen ganz entgegengesetzten Lauf nehmen, und in einer so ungeheuern Entfernung von einander ins Meer fallen. Denn der Fuchsfluß, der sich nach Nordwesten wendet, geht durch verschiedene große Seen, und fällt endlich, nach einem Laufe von mehr als 2000 Englischen Meilen, in den Meerbusen von St. Laurentz; der Wisconsin hingegen, dessen Lauf nach Südwesten gerichtet ist, vereinigt sich mit dem Mississippi, und ergießt sich, nach einem beinahe eben so weiten Laufe, in den Meerbusen von Mexiko. Man wird auf dem großen festen Lande von Amerika kaum ein ähnliches Beispiel von zwei andern, so nahe bei einander entspringenden Flüssen finden, die einen eben so entgegengesetzten Lauf nehmen.

In einer sumpfigen Gegend zwischen diesen beiden Flüssen trafen wir eine Menge Klapperschlangen an. Einer meiner Reisegefährten, Hr. Pinnisance, ein Französischer Kaufmann, erzählte mir bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte von der Gelehrigkeit dieser Thiere, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen sein wollte.

Ein Indier hatte eine solche Schlange gefangen, und sie zahm zu machen gewußt. Er verehrte sie wie seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer Schachtel überall mit sich umher. Dies hatte er nun schon einige Sommer hindurch gethan, als Hr. Pinnisance ihn zufälliger Weise an dieser Stelle traf, da Jener gerade auf die Winterjagd gehen wollte.

Da ihm nun die Schlange hierbei hinderlich gewesen sein würde, so setzte er die Schachtel nieder, machte den Deckel auf, und gab seinem Gotte die Freiheit, zu gehn, wohin er wolle. Er befahl dabei dem Thiere, gegen den Maimonat, da er zurückkommen werde, sich hier wieder einzufinden. Es war damahls erst im Weinmonate. Herr Pinnisance lachte daher der Einfalt des Indiers, und sagte scherzend zu ihm, daß er künftigen Mai auf die Wiederkehr seines großen Vaters lange werde warten müssen. Allein der Indier hegte eine so gute Meinung von der Folgsamkeit des Thiers, daß er sich über die bestimmte Wiederkehr desselben zu einer Wette von 8 Quart Rum erbot. Die Wette wurde angenommen, und die zweite Woche im nächstkommen- den Maimonat zur Entscheidung festgesetzt. Beide kamen zur bestimmten Zeit hier wieder zusammen; der Indier setzte seine Schachtel aus, und rief seinem großen Vater, zu kommen. Allein der große Vater blieb aus, und da die Zeit der Wette vorbei war, gestand er zwar ein, daß er sie verloren habe, erbot sich aber auch zugleich, sie doppelt zu bezahlen, wenn die Schlange nicht noch jezt innerhalb zweier Tage zurückkomme. Auch dieses wurde genehmiget. Und siehe da! den zweiten Tag um 1 Uhr kam die Schlange unvermuthet zurück, und kroch von selbst in die Schachtel. Ich würde diese unglaublich klingende Geschichte kaum des Erzählens werth gefunden haben, wenn ich nicht von der außerordentlichen Gelehrigkeit dieser Thiere viele andere, beinahe eben so unglaubliche Beispiele vernommen hätte. Daß die Schlange nicht auf das Wort des Indiers zurückgekehrt sei, ist wol für sich selbst klar. Aber vermuthlich hatte sie sich nicht weit von der Stelle, wo sie ausgesetzt worden war, entfernt; und da sie nun entweder

die gewohnte Schachtel wieder witterte, oder zufälliger Weise im Umherkriechen darauf stieß, so kroch sie, ihrer langen Gewohnheit nach, auch wiederum hinein. Ganz natürlich!

2.

Reise vom Trageplatze bis an den Mississippistrom, und diesen hinauf, bis zu dem Wasserfalle St. Anton.

Wir brachten unsere Rachen über den beschriebenen Trageplatz auf den Fluß Uiskonsin, schifften uns von neuen ein, und flossen stromabwärts. Auch dieser Fluß ist auf der Homannischen Karte von Amerika durch ein Strichelchen ausgedruckt worden.

Schon am folgenden Morgen erreichten wir eine ansehnliche Ortschaft der Sakier, welche an dem Ufer des Flusses liegt. Einen größern und schönern Indischen Ort, als diesen, habe ich nie gesehen. Er enthält neunzig Häuser, alle geräumig genug, um mehr als einer Familie zum Aufenthalt zu dienen. Sie bestehen aus zugehauenen und sehr geschickt an einander gefügten Brettern, und sind so dicht mit Rinde belegt, daß kein Regen durchdringen kann. Jedes derselben hat vor der Thür ein Obdach, worunter die Einwohner, so oft Zeit und Witterung es erlauben, sich setzen und ihr Pfeifchen rauchen. Die Straßen sind regelmäßig und breit, so daß dieser Ort überhaupt mehr das Ansehn eines Aufenthalts gesitteter Menschen, als eines Wohnplatzes roher Wilden hat.

Das Land umher ist sehr gut und wohlangebaut. Die Aecker oder Gärten, die bei den Häusern liegen, sind ganz artig angelegt. Man bauet darin eine Menge Indisches Korn, Bohnen, Melonen und andere Früchte.

Reisende können sich daher hier leicht mit allerhand frischen Lebensmitteln versehen.

Die Sakier können ungefähr dreihundert Krieger stellen. Diese thun gewöhnlich alle Sommer Einfälle in das Gebiet der Illinesen und Panier, zweier Horden, mit welchen sie in beständiger Feindschaft stehn. Von solchen Streifereien kehren sie oft mit einer großen Anzahl von Sklaven zurück. Allein ihre Feinde gebrauchen nicht selten das Recht der Wiedervergeltung, und da muß denn auch mancher Sakier mit seinem Leben oder mit seiner Freiheit büßen. Dies ist vermuthlich die Ursache, warum ihre Volksmenge so geringe bleibt.

Ich besuchte von hieraus die Gebirge, die etwa 15 Englische Meilen gegen Süden liegen. Diese enthalten einen Ueberfluß an Bleierz. Ich bestieg einen der höchsten Berge, und hatte daselbst eine weite Aussicht. Viele Meilen weit erblickt man nichts, als kleine kahle Berge, welche, von fern gesehn, einer Sammlung von Heuschobern gleichen. Nur in einigen Thälern giebt es Wälder von Wallnußbäumen und alten Eichen. Von dem Reichthume dieser Gegend an Blei dient unter andern auch dies zum Beweise, daß ich in dem Orte der Sakier eine große Menge dieses Metalls, wie Steine, auf den Straßen liegen sah.

Wir fuhren fort, den Fluß hinabzuschiffen, und erreichten am folgenden Tage einen Wohnort der Ottagamier, der ungefähr fünfzig Häuser enthält. Allein die meisten Wohnungen standen leer, weil die Wuth einer ansteckenden Krankheit über die Hälfte der Einwohner dahingerafft, und viele Andere bewogen hatte, den Ort zu verlassen, und in die Wälder zu fliehen.

Jetzt näherten wir uns dem großen Mississippistrome. Als wir noch ungefähr 5 Englische Meilen weit davon

entfernt waren, bemerkte ich die Trümmer eines großen Orts, der eine vortreffliche Lage gehabt hatte. Ich forschte bei den benachbarten Indiern nach, warum man denselben verlassen habe, und erhielt folgende Antwort: »Vor etwa dreißig Jahren hatte der große Geist sich auf der Spitze eines in der Nähe stehenden Felsens gezeigt, und den Einwohnern befohlen, ihre Wohnungen zu verlassen, weil das Land, worauf sie gebaut seien, ihm gehöre, und jetzt von ihm gebraucht werden müsse. Damit sie aber wüßten, daß er, der große Geist, es selber sei, der ihnen dies gebiete, so sollten sie auf diesem Felsen, den sie als völlig unfruchtbar kannten, nächstens Gras wachsen sehen.« Die Indier fanden nicht lange nachher die Wahrsagung erfüllt, und gehorchten. Sie zeigten mir die Stelle, und ich fand an dem Graswachsen hier gar nichts Uebernatürlichen. Vermuthlich war das ganze Vossenspiel eine List der Spanier und Franzosen, die, aus einer mir unbekanntem Ursache, die Indier von hier zu vertreiben wünschten. Wie leicht konnten diese etwas Erdreich auf den Felsen schaffen, und Grassamen darein streuen — und das Wunder war vollendet! Man sehe hier wiederum ein Beispiel, wie unaufgeklärte und abergläubige Leute allemahl in der Hand eines jeden listigen Betrügers sind, der sie, aus irgend einer eigennütigen Absicht, zu täuschen sucht! Daß dies unter Wilden geschieht, kann uns nicht befremden; aber, daß es mitten in Europa, mitten in Deutschland, sogar unter Leuten, die eine feine Erziehung gehabt haben, noch in unsern Tagen der abergläubigen Thoren so viele giebt, die sich von verschlagenen Betrügern — von angeblichen Geistersehern, Goldmachern, Magnetisirern u. s. w. — durch allerlei Gaukeleien das Geld aus dem Beutel und den gesunden Menschen-

verstand aus dem Kopfe locken lassen; das, das ist auffallend! das macht unserm gesitteten Europa, uns und unserm aufgeklärten Zeitalter Schande! Möchte doch wenigstens unsere jüngere Welt sich vor dieser verderblichen Thorheit warnen lassen, damit wenigstens sie vor den Fallstricken solcher Betrüger gesichert bliebe!

Die von hier vertriebenen Indier bauten sich einen neuen Ort, unweit der Mündung des Uiskonsin, auf einer Stelle, welche die Franzosen la prairie des chiens, die Hundswiese, nannten. Dieser Ort ist jetzt groß, und enthält dreihundert Familien. Auch er ist nach Indischer Art sehr gut gebaut, und liegt auf einem fruchtbaren Boden, der alle Arten von Lebensmitteln in Ueberfluß hervorbringt. Man hat hier auch Pferde, und zwar von großem und guten Wuchse. Hier versammeln sich alljährlich gegen das Ende des Maimonats, alle benachbarte Stämme der Indier, selbst diejenigen, welche an den entferntesten Armen des Mississippi wohnen, um ihr Pelzwerk an die Handelsleute zu verkaufen, die zu eben der Zeit sich hier gleichfalls einzufinden pflegen. So oft aber ein Kauf geschlossen werden soll, halten die Oberhäupter erst jedesmahl einen Rath darüber, um zu bestimmen, ob das Gebot anzunehmen sei, oder nicht. Im letzten Falle gehen sie mit ihrer Waare weiter, entweder nach Mischillimackinak oder nach einem andern Grenzorte der Europäer, um sie daselbst vortheilhafter abzusetzen. Im ersten Falle kehren sie wieder zu ihren Wohnplätzen zurück.

Als wir den Mississippistrom erreicht hatten, schlugen meine bisherigen Begleiter, die Handelsleute, ihre Winterwohnung auf, um bis zum nächsten Frühlingsmarkte hier zu bleiben. Ich aber kaufte mir einen Nachen, und ging mit zwei Bedienten, einem Französi-

schen Kanadier und einem Mohaak *), den Strom hinauf. Und nunmehr wurde meine Reise etwas mißlicher, als sie bisher gewesen war, weil ich mich mit vier Menschen unter die entferntesten wilden Völkerschaften wagte, und es darauf ankommen lassen mußte, wie sie uns empfangen und behandeln würden.

So oft es dunkel ward, legten wir mit unserm Nachen an, und schlugen am Ufer ein Gezelt auf, um darin zu übernachten. Einst — ungefähr 10 Tage, nachdem ich die Kaufleute verlassen hatte — stieg ich, dieser Gewohnheit gemäß, gegen Abend ans Land, und befahl meinen Leuten, sich niederzulegen und zu schlafen. Ich selbst setzte mich unterdeß bei meinem Lichte hin, um die Bemerkungen aufzuschreiben, die ich den Tag über gemacht hatte. Als ich damit fertig war, ging ich aus dem Gezelte, um zu sehen, wie das Wetter beschaffen sei. Als ich meine Augen nach dem Strome hinrichtete, bemerkte ich beim hellen Sternenscheine Etwas, welches einer Viehherde glich. Aber plötzlich sprang Einer davon auf, und ich konnte nun deutlich sehen, daß es Menschen waren.

Einen Augenblick darauf waren sie Alle auf den Füßen, und ungefähr zehn oder zwölf derselben liefen auf mich zu. Ich sprang bei diesem Anblicke in mein Zelt zurück, weckte meine Leute, befahl ihnen, ihr Gewehr zu nehmen und mir zu folgen, aber nicht eher zu feuern, bis ich ihnen zurufen würde. Da ich hauptsäch-

*) Die Mohaaks sind ein Theil der Irokesen, und diese ein aus sieben freien Stämmen wilder Nordamerikaner verbundenes Volk, welches größtentheils im nord-westlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario wohnt.

sich für meinen Nachen besorgt war, so lief ich schnell nach dem Orte, wo er lag, und fand daselbst eine Partei Indier, welche eben im Begriff waren, ihn zu plündern. Ich ging entschlossen auf sie los, bis dicht an die Spitzen ihrer Spieße, und fragte, indem ich meinen Hirschfänger schwang, mit rauher Stimme: was sie wollten? Diese meine Entschlossenheit erschreckte sie. Sie kehrten stillschweigend um, und liefen davon. Wir verfolgten sie bis an ein naheliegendes Gehölz, worin sie sich verbargen, ohne sich nachher wieder sehen zu lassen. Wir hielten indeß aus Vorsicht wechselsweise Wache, bis der Tag anbrach.

Meine Bedienten waren durch diesen Vorfall in große Furcht gesetzt, und baten mich inständig, wieder zu den Kaufleuten, die wir vor kurzen verlassen hatten, zurückzukehren. Allein ich antwortete ihnen: »daß ein Engländer, wenn er einmahl Etwas unternommen habe, sich nie zurückziehe. Ich sei daher entschlossen, meine Reise fortzusetzen, und daß sie mir folgen müßten, wenn man sie nicht für alte Weiber halten sollte.« Dieser Vorwurf, der schimpflichste, den man einem Indier machen kann, ging ihnen zu Herzen. Sie stiegen wieder in den Nachen; ich aber ging zu Fuß längs dem Ufer hin, um sie gegen Angriffe zu schützen.

Ich erfuhr in der Folge, daß das Gesindel, welches uns hatte überfallen wollen, eine Partei Indischer Landstreicher gewesen sei, die man, verschiedener Verbrechen wegen, aus ihren Stämmen vertrieben hatte. Seit der Zeit streifen sie umher und leben vom Raube, wobei sie ihre eigenen Landsleute nicht verschonen. Auch sie zeigten, indem sie auf meine bloße Anrede flohen, daß Muth und Herzhaftigkeit selten der Antheil schlechter Menschen ist. —

Der Mississippistrom hat überall an beiden Seiten eine Reihe von Gebirgen, die an einigen Stellen seine Ufer ausmachen, an andern sich etwas von ihm entfernen. In den Thälern zwischen diesen Bergen weiden ganze Herden von Wild, besonders von Elenthiieren. An vielen Stellen steigen Spitzfelsen empor, welche alten verfallenen Thürmen gleichen. Von den Bergen herab hat man die weiteste und schönste Aussicht über grüne Ebenen, fruchtbare Wiesen, Wälder von Obstbäumen, und wildgewachsene, mit Trauben schwerbeladene Weinstöcke. Den allerschönsten Anblick aber gewährt der silberne Strom, welcher sanft vorbeifließt, und erst in einer unabsehbaren Ferne dem Auge entzogen wird.

An einer Stelle des Stroms trafen wir gerade in der Mitte seines Bettes einen Berg an, der das Ansehn hat, als wenn er vom Ufer in den Strom hinabgeglitscht wäre. Er erhebt sich gleich von der Wasserfläche zu einer beträchtlichen Höhe, und wird der Berg im Flusse genannt.

Eines Tages, da ich mich von meinen Leuten etwas entfernte, um eine Gegend in Augenschein zu nehmen, kam ich auf eine hübsche und offene Ebene. Hier wurde ich in einiger Entfernung eine Anhöhe gewahr, die das Ansehn einer Verschanzung hatte. Ich ging darauf zu, und wurde in der That überzeugt, daß sie wirklich vor einigen Jahrhunderten zu diesem Endzwecke gedient haben müsse. Sie bestand nämlich aus einer vier Fuß hohen Brustwehr, die sich fast auf eine Englische Meile erstreckte, und Raum genug für 5000 Mann hatte. Ihre Figur war beinahe kreisförmig, und ihre Seiten (Flanken) erstreckten sich bis an den Fluß. Sie war zwar mit Gras bewachsen, und hatte überhaupt

durch die Länge der Zeit gelitten; aber man konnte doch noch jeden Winkel daran unterscheiden, und das ganze Werk schien durchaus regelmässig und mit vieler Kriegskenntniß aufgeworfen zu sein. Der Graben war nicht mehr sichtbar, aber man konnte, bei genauer Untersuchung, doch noch sehn, daß ehemahls einer dagewesen war. Auch die Lage des Gauzen schien zu beweisen, daß es zur Festung gedient habe. Denn seine Vorderseite war gegen die Ebene gerichtet, seine Hinterseite stieß an den Fluß, und es gab rund umher keine Anhöhe, von welcher es bestrichen werden konnte.

Wie ein Werk von dieser Art in einem Lande entstehen konnte, welches, so viel wir wissen, bisher nur der Schauplatz unregelmässiger Kriege zwischen unwissenden Indiern war, deren ganze Kriegeswissenschaft vor 200 Jahren nur im Bogenspannen bestand, und deren ganze Verschanzung noch jetzt ein dicker Busch ist, wage ich nicht zu bestimmen. Vielleicht veranlasset die Beschreibung, die ich davon gegeben habe, einmahl eine genauere Untersuchung, und vielleicht bekommen wir dadurch einmahl ganz andere Begriffe von dem ehemahligen Zustande dieser Länder, die wir bisher nur bloß für eine Wohnung der Wilden, von den ältesten Zeiten an gehalten haben.

Nach einer Reise von ungefähr zwölf Tagen kamen wir an den See Pepin, welcher eigentlich nur eine größere Ausdehnung des Mississippistroms, ungefähr sechs Englische Meilen breit und zwanzig lang ist. Der Strom selbst, oberhalb und unterhalb dieses Sees, hat in der größten Breite nur ungefähr eine Meile. Das Wasser des Sees wimmelt von Fischen, und seine Oberfläche und die Ufer desselben von Schwänen, Gänsen,

Guten und Störchen. In den Wäldern trifft man häufig Kalekutische Hühner und Rebhühner an, und auf den Ebenen sieht man die größten Büffelochsen von ganz Amerika. Oberhalb des Sees ist der Strom voller Inseln, und die Berge senken sich allmählig zu niedrigen Hügeln herab.

Nach einigen Tagereisen oberhalb des Sees Pepin, kamen wir in eine Gegend, welche von drei Stämmen der Nadowessier bewohnt wird. Diese Völkerschaft, welche sich über einen großen Strich Landes jenseits des Mississippi gegen Westen hin verbreitet hat, bestand ehemals aus zwölf Stämmen; allein einer derselben hat sich vor etlichen Jahren gegen die übrigen empört, und sich gänzlich davon getrennt. Diejenigen, welche ich hier traf, werden die Flußstämme genannt, weil sie größtentheils an den Ufern des Flusses wohnen, die übrigen acht Stämme heißen die Nadowessier von den Ebenen. Jeder Stamm hat wieder seinen besondern Namen, wie z. B. die Nehogatawona her, die Matabantowaher, die Schahswintowaher u. s. w. Ich denke, daß meine jungen Leser an diesen dreien, zur Probe von dem Wohlklange der übrigen, genug haben werden.

Kurz vorher, ehe ich bei den eigentlichen Wohnplätzen dieser drei Stämme wieder ankam, stieß ich auf eine Partei von Matabantowahern, die sich an vierzig Krieger mit ihren Familien belief. Ich hielt mich einige Tage bei ihnen auf, und hatte das Glück, durch meine Gegenwart einem Blutbade vorzubeugen, welches sonst würde Statt gefunden haben. Man sah nämlich fünf bis sechs von ihnen, die auf einer Streiferei ausgewesen waren, eiligst mit der Nachricht zurückkommen,

daß eine große Partei von Tschipiwäern *), nach ihrem Ausdrucke: »genug, um sie Alle zu verschlingen,« ihnen auf dem Fuße nacheilten, und ihr kleines Lager alsobald angreifen würden. Ihre Häupter wandten sich hierauf an mich, und verlangten, daß ich mich an ihre Spitze stellen, und sie gegen ihre Feinde anführen solle.

Diese Bitte setzte mich in keine geringe Verlegenheit. Wollte ich mich weigern, sie zu erfüllen, so würde ich ihren Unwillen gegen mich erregt haben. Stand ich ihnen aber bei, so konnte ich auf den Haß der Tschipiwäer rechnen, die nicht ermangelt haben würden, mich irgend einmahl ihre Rache fühlen zu lassen. Um beiden Unbequemlichkeiten auszuweichen, wählte ich folgenden Ausweg.

Ich stellte ihnen vor, ob es nicht besser sei, einen Versuch zur Ausöhnung zwischen ihnen und ihren Feinden zu machen; und da ich endlich, wiewol mit Mühe, ihre Einwilligung dazu erhielt, so ging ich mit der Friedensspeife, dem Zeichen meiner Absicht, in der Hand, den Tschipiwäern entgegen. Mein Franzose, der die Sprache dieser Leute reden konnte, begleitete mich; die Nadowessier aber blieben in einer gewissen Entfernung zurück.

Sobald die Gegenpartei mich zu Gesicht bekam, traten einige ihrer Anführer hervor, und ließen sich auf eine freundliche Art in eine lange Unterredung mit mir ein. Es glückte mir endlich, sie zu überreden, ihr grausames Vorhaben aufzugeben, und zurückzukehren, ungeachtet ihre Partei sehr zahlreich war, und Viele von

*) Eine große Völkerschaft von Indiern, die unterhalb des obern Sees und zwischen den Seen Huron und Michigan wohnen.

ihnen mit Flinten versehen waren. Die Nadowessier überhäuften mich dafür mit Danksagungen; ich wurde in der Folge von ihren Landsleuten auf den Ebenen mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, und als ich viele Monate nachher zu einem Orte der Tschipiwäer kam, so fand ich, daß mein Ruhm sich bis dahin schon verbreitet hatte. Die Häupter derselben empfingen mich mit vieler Treuherzigkeit, und dankten mir, daß ich so viel Unheil abgewandt hätte. Ich hörte hier, daß der Krieg zwischen ihnen und den Nadowessiern bereits über vierzig Winter fortgedauert habe. Sie hätten, sagten sie, zwar lange schon gewünscht, ihm ein Ende zu machen, allein die jungen Krieger von beiden Völkerschaften, die ihre Hize, wenn sie einander begegneten, nicht zu mäßigen wüßten, hätten es verhindert. Sie wünschten hiebei, daß ein Mann, wie ich, sich unter ihnen niederlassen möchte, um einen förmlichen Frieden, den sie sehnlich wünschten, durch sein Ansehn auf beiden Seiten zu Stande zu bringen; und ich bedauerte sehr, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen konnte.

Da ich meine Reise auf dem Mississippistrome fortsetzte, kam ich in eine Gegend, wo man eine Höhle von erstaunlichem Umfange sieht. Die Indier nennen sie *Wäkontibe*, d. i. die Wohnung des großen Geistes. Der Eingang ist ungefähr zehn Fuß weit und fünf Fuß hoch. Der Boden besteht aus einem feinen klaren Sande. Ungefähr zwanzig Fuß vom Eingange fängt ein See an, dessen Wasser völlig undurchsichtig ist, und der sich so weit erstreckt, daß man sein Ende nicht hat ausfindig machen können, weil die Dunkelheit der Höhle keine genaue Untersuchung gestattet. Ich warf aus allen Kräften einen Stein über denselben hin, der, als er endlich ins Wasser fiel, durch den von allen Seiten her

erschallenden Wiederhall ein fürchterliches Geräusch machte. Ich fand in dieser Höhle viele Indische Hieroglyphen *), die sehr alt zu sein schienen, denn die Zeit hatte sie schon so sehr mit Moos bedeckt, daß man ihnen kaum mehr nachspüren konnte. Sie waren auf eine rauhe Art an den innern Wänden eingegraben, die aus einer so weichen Steinart bestanden, daß man leicht mit einem Messer hineinstechen konnte. Man trifft diese Steinart überall am Mississippi an.

Meine Absicht war, den Strom so weit hinauf zu schiffen, bis ich den berühmten Wasserfall desselben erreichte, der unter dem Namen von St. Anton in Europa schon bekannt ist. Allein es stellte sich, da wir schon mitten im November waren, so viel Eis ein, daß ich mich entschließen mußte, meinen Rachen zu verlassen, und die Reise dahin zu Fuße zu machen.

Eben da ich diesen Entschluß ausführen wollte, traf ich einen jungen Prinzen von dem Volke der Winnebager an, der als Gesandter zu den Nadowessischen Völkerschaften ging. Da dieser hörte, daß ich den Wasserfall besuchen wolle, so erbot er sich, mich dahin zu begleiten, weil seine eigene Neugierde durch Das, was er davon gehört hatte, rege geworden war. Er ließ daher seine Familie — denn die Indier reisen nie ohne ihre ganze Haushaltung — unter der Aufsicht meines Mohaak-Indiers zurück, und wir machten uns, nur von meinem Französischen Bedienten begleitet, auf den Weg nach dem berühmten Wasserfalle.

*) Sinnbildliche Zeichen, die eine gewisse Bedeutung haben.

3.

Beschreibung des Wasserfalls von St. Anton. Fortgesetzte Reise bis zum Franciscusflusse; Rückreise von da nach dem Petersflusse. Aufenthalt bei den Radowessiern, und Rückreise nach der großen Höhle.

Schon in einer Entfernung von funfzehn Englischen Meilen konnten wir das Getöse des fallenden Wassers hören, und je näher wir diesem Wunderwerke kamen, destomehr wuchsen mein Vergnügen und Erstaunen. Als wir endlich die Spitze des Berges, von welchem der Strom sich hinabstürzt, erreicht hatten, gab der Indische Prinz, mein Begleiter, mir ein Schauspiel, welches die angenehmste Nührung bei mir hervorbrachte.

Er fing nämlich an, mit lauter Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von den vorzüglichsten Wohnplätzen desselben sei. Er sagte ihm dabei vor, daß er einen weiten Weg gereist sei, um ihn hier zu verehren, und daß er ihm jetzt das Beste und Liebste, was er besitze, zum Opfer bringen wolle. Indem er dies sagte, warf er zuerst seine Pfeife in den Strom, dann das Futteral, worin er seinen Tabak aufbewahrte; hierauf folgten die Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, dann sein Halsband und zuletzt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte seinem Gotte Alles, was sich nur von einigem Werthe in seinen Augen fand. Während dieser Handlung schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte die Arme umher, und schien überhaupt in einer heftigen Gemüthsbewegung zu sein.

Er endigte sein Gebet damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf unserer Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und heiteres

Wetter bat. Er ging hierauf nicht von der Stelle weg, bis wir dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatten.

Ich bewunderte die ungekünstelte und erhabene Andacht des jungen Mannes, indeß mein Bedienter, der sich selbst für klüger hielt, heimlich darüber spottete. Der Einfältige! Gleichsam, als wenn der allgemeine Vater der Menschen auf den Namen, den wir ihm beilegen, oder auf die Feiergebräuche, unter welchen wir zu ihm beten, und nicht auf das Herz und die Gesinnungen Derer achtete, welche ihn anrufen! Und wie hätte der fromme Indische Jüngling einen aufrichtigeren und zugleich rührendern Beweis seiner Verehrung gegen das höchste Wesen geben können, als dadurch, daß er, aus Liebe und Ehrfurcht gegen Dasselbe sich, alles Dessen beraubte, was ihm selbst das Liebste war? Wie viel sind der Christen, welche ihm das nachthun möchten?

Was aber meine Achtung gegen diesen jungen Indier in eine wirkliche Liebe und Bewunderung verwandelte, das war die Bemerkung, daß er seine Religion nicht, wie so viele Christen zu thun pflegen, in Worte und eitle Gebräuche setzte, sondern vielmehr sie durch sein ganzes Betragen thätig zu beweisen suchte. Menschenliebe, Gerechtigkeit und uneigennützigte Dienstfertigkeit leuchteten aus allen seinen Handlungen hervor. So lange wir bei einander waren, sorgte er nie für sich, sondern immer für mich, ohne dabei auch nur im mindesten irgend eine eigennützigte Absicht blicken zu lassen; und er gab mir in dieser kurzen Zeit so viele Beweise einer edlen und großmüthigen Freundschaft, daß es mir nachher sauer wurde, mich von ihm zu trennen. —

Der erste Europäer, welcher diese Gegend besuchte, und dem Wasserfalle von St. Anton den Namen gab,

war ein Französischer Glaubenswerber oder Missionär, Pater Hennepin. Seine Reise hieher fällt in das Jahr 1680.

Der Strom ist an der Stelle des Wasserfalls über 750 Fuß breit, und der senkrechte Sturz des Wassers beträgt über 30 Fuß. Der Anblick, den er gewährt, hat etwas ungemein Prächtiges und Erhabenes. Uebrigens ist dieser Wasserfall von allen andern, die ich kenne, dadurch unterschieden, daß man, ohne das geringste Hinderniß von Hügeln, Felsen oder Klüften anzutreffen, dicht an ihn hinankommen kann.

Die Gegend rings umher ist über alle Beschreibung schön. Sie besteht nicht aus einer ununterbrochenen Ebene, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, sondern aus vielen sanften Anhöhen, die mit dem schönsten Grün bedeckt sind. Kleine zerstreute Wälder wechseln damit ab, und der prächtige Wasserfall giebt dem Ganzen so viel Leben und so viel Anziehendes, daß man Mühe hat, die Augen wieder davon abzulenken.

In einer kleinen Entfernung, unterhalb des Wasserfalls, liegt mitten in dem wirbelnden Strome eine kleine, mit Eichbäumen bewachsene Insel, welche eine ungeheurere Menge von Adlern ganz in Besitz genommen hat. Jeder Zweig, der nur stark genug ist, das Gewicht zu tragen, ist mit Nestern besetzt. Sehr klüglich haben die Vögel ihren Wohnsitz allda aufgeschlagen, weil sie durch die vielen Wirbel, durch welche sich kein Indier wagt, hier gegen alle Angriffe der Menschen und Thiere vollkommen geschützt werden. Auch finden sie hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfall zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, ihre hinreichende Nahrung.

Nachdem wir unsere Augen an dem Wasserfalle und

und an den Schönheiten der Gegend genug geweidet hatten, so gingen wir noch 60 Englische Meilen weit den Strom hinan, bis wir den Fluß St. Franciscus erreichten, der in dieser Entfernung vom Wasserfalle in den Mississippifällt. Bis hierher war der oben erwähnte Vater Hennepin gekommen; bis hierher konnte auch ich den Lauf des Mississippistromes nur verfolgen, weil der eingetretene Winter es mir unmöglich machte, weiter vorzudringen. Wir kehrten also von hieraus wieder zu meinem Rachen zurück, und hier war es, wo ich mich von meinem jungen Indischen Freunde trennen mußte, welches von beiden Seiten mit den Empfindungen einer herzlichen Ergebenheit geschah.

An dem Orte, wo diese Trennung vor sich ging, fällt ein von Südwesten kommender ansehnlicher Fluß, der Petersstrom genannt, in den Mississippistrom. Da ich diesen, seines südlichen Laufes wegen, vom Eise frei fand, so beschloß ich, in demselben hinaufzuschiffen.

Dieses Vorhaben wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet. Ich schiffte den Fluß ungefähr 200 Englische Meilen hinauf, und erreichte auf diese Weise das Land der Nadowessier von der Ebene. Bei diesen fand ich abermahls eine gastfreie und liebreiche Aufnahme.

Als ich zuerst den Ort erreichte, wo ein Theil dieser Völkerschaft sein Lager hatte, bemerkte ich zwei bis drei Rachen, die den Fluß herunterkamen. Allein kaum hatten die darin befindlichen Indier uns zu Gesicht bekommen, so sah man sie eiligst nach dem Ufer rudern und in großer Bestürzung ans Land springen. Ihre Fahrzeuge überließen sie dem Strome.

Ich glaubte hierauf, etwas behutsam zu Werke gehen zu müssen, und hielt mich deshalb dicht am Ufer

auf der entgegengesetzten Seite des Flusses. Meine Fahrt setzte ich indessen ununterbrochen fort, weil ich hoffte, daß die vorn an meinem Rachen befestigte Friedenspfeife und die Englische Flagge, welche auf dem Hintertheile wehete, mich gegen feindliche Anfälle schützen würden.

Als ich noch etwas weiter fortgerudert war, und um eine Landspitze herumkam, so erblickte ich plötzlich eine große Menge von Zelten und über hundert Indier, die in einer kleinen Entfernung vom Ufer standen. Ich befahl meinen Leuten, gerade auf sie zu rudern, um durch diesen zuversichtlichen Schritt zu zeigen, daß ich nichts Böses im Schilde führe und daß ich Vertrauen in sie setze.

So wie ich ans Land stieg, reichten zwei von ihren Häuptern mir die Hände, und führten mich mitten durch die angaffende Menge, von der die Meisten nie einen weißen Menschen gesehen hatten, nach einem Gezelte. Hier fingen wir an, nach dem allgemeinen Gebrauche aller Nordamerikanischen Indier, die Friedenspfeife mit einander zu rauchen. Allein das Gedränge des Volks war so groß, daß wir unter dem Zelte erdrückt zu werden besorgen mußten. Wir gingen daher hinaus, um den Leuten Gelegenheit zu verschaffen, ihre Neugierde mit größerer Bequemlichkeit zu befriedigen. Man staunte mich hierauf noch eine Zeit lang an, machte sich nach und nach mit mir bekannt, und begegnete mir nachher immer mit vieler Achtung.

Von den Oberhäuptern wurde ich auf die freundlichste und gastfreieste Art empfangen. Dies bewog mich, den ganzen Winter bei ihnen zuzubringen. Um aber diesen langen Aufenthalt so nützlich, als möglich, für mich zu machen, fing ich damit an, ihre Sprache zu

lernen. Da ich ohnehin schon einige Kenntniß von den Indischen Mundarten besaß, so kam ich bald so weit darin, daß ich mich vollkommen verständlich ausdrücken konnte.

Ich brachte hierauf meine Zeit sehr angenehm bei ihnen zu. Bald ging ich mit ihnen auf die Jagd, bald gab ich einen Zuschauer bei ihren Belustigungen und Spielen ab, die ich weiter unten beschreiben werde. Oft saß ich unter den Oberhäuptern, und rauchte eine freundschaftliche Pfeife mit ihnen. Dann wurde geplaudert, bald von Diesem, bald von Jenem. Sie erzählten mir von ihren Kriegszügen, von ihren Sitten und Gebräuchen; ich aber beschrieb ihnen, zur Vergeltung, verschiedene Begebenheiten meines Lebens, und besonders die Schlachten, die zwischen den Engländern und den Franzosen in Amerika vorgefallen waren, und an welchen ich meistentheils Antheil genommen hatte. Sie merkten hiebei auf jeden kleinen Umstand, und thaten oft sehr geschickte Fragen über die Europäische Art, Krieg zu führen.

Es war mir besonders wichtig, Nachrichten von den weiter gegen Westen hin gelegenen Ländern von ihnen zu erhalten, und meine Nachforschungen darüber blieben keinesweges fruchtlos. Sie entwarfen mir ordentliche Landkarten davon, indem sie mit einer Kohle auf die innere Rinde einer Birke zeichneten, die so glatt ist, als Papier. Dergleichen Zeichnungen fielen zwar nur grob aus, allein sie waren doch hinlänglich, mir einen ziemlich genauen Begriff von der Lage und Beschaffenheit dieser Länder zu geben.

Ich verließ die Wohnungen dieser gastfreien Wilden gegen das Ende des Wandelmonats oder Aprils 1767. Beinahe dreihundert von ihnen, unter welchen viele von

ihren Oberhäuptern waren, begleiteten mich nach dem Ausflusse des Petersflusses. Dies war nämlich die Zeit, um welche die Nadowessier alljährlich nach der vorhin beschriebenen großen Höhle zu gehen pflegen, um daselbst mit den übrigen Stämmen einen großen Rath zu halten, worin sie ihre Unternehmungen für das folgende Jahr beschließen. Sie nehmen zugleich ihre in Büffelhäute genäheten Todten mit dahin, um sie daselbst zu begraben. Außer Denen, welche mich begleiteten, waren Einige schon vorausgegangen, und die Uebrigen sollten nachfolgen.

Nie bin ich in einer aufgeräumtern und lustigern Gesellschaft gereiset. Aber eines Tages wurde ihre Fröhlichkeit durch einen fürchterlichen Naturaustritt unterbrochen, der sie in das größte Schrecken versetzte. Es war Abend, und wir stiegen eben aus, um unsere Zelte zum Nachtlager aufzuschlagen, als ein schwarzes Gewölk den ganzen Himmel überzog, und in ein so fürchterliches Donnerwetter ausbrach, als ich noch nie erlebt hatte. Die erschrockenen Indier suchten überall Schutz, wo sie ihn nur finden konnten; ich hingegen that gerade das Gegentheil. Ich entfernte mich nämlich von jedem Gegenstande, welcher die Blizmaterie an sich ziehen konnte, weil ich mich lieber der Wut des herabstürzenden Regens, als einem tödtlichen Strahle aussetzen wollte. Dieses mein Betragen, welches sie bloß meiner Unerschrockenheit zuschrieben, vermehrte die hohe Meinung, die sie schon vorher von meinem Muthe hegten. Ich muß indeß gestehen, daß ich ganz und gar nicht gleichgültig dabei war, weil der Austritt in der That so schrecklich war, als man ihn sich nur immer denken kann. Der Donner brüllte fürchterlich, die Erde bebte, der Regen stürzte wie ein Strom herab, und

der Blitz fuhr über den Boden wie ein glühender Schwefelstrom hin. Selbst die Oberhäupter der Indier, die in ihren Kriegen gemeiniglich einen unerschütterlichen Muth beweisen, konnten ihre Bangigkeit nicht verbergen. Als endlich das Wetter vorüber war, versammelten sich die Indier um mich her, und meldeten mir, daß das eine Wirkung des Zorns der bösen Geister gewesen sei, die sie wahrscheinlicher Weise durch irgend etwas sehr beleidiget haben müßten.

Der St. Petersfluß, der durch das Gebiet der Nadowessier läuft, fließt durch sehr reizende Gegenden, die an Allem, was die Natur freiwillig hervorbringt, einen Ueberfluß haben. Wilder Reiß wächst hier in großer Menge, und überall sieht man Bäume, welche sich unter einer schönen Last von Früchten beugen, worunter Pfäumen, Trauben und Aepfel die vornehmsten sind. Auf den Wiesen findet man häufig Hopfen und andere nützliche Kräuter, und das Erdreich ist mit allerhand eßbaren Wurzeln, besonders mit Erdnüssen, angefüllt, die hier so groß, wie ein Hühnerrei, sind. In einer mäßigen Entfernung von den Ufern des Flusses giebt es Anhöhen, von welchen man die schönsten Ansichten hat, und zwischen diesen Hügeln trifft man anmuthige Wälder an, in welchen eine solche Menge von Zuckerahornbäumen wächst, daß sie die Bewohner dieses Landes weit und breit mit Zucker versehen könnten.

Unweit der Mündung dieses Flusses, wo er sich in den Mississippi ergießt, erhebt sich an der Nordseite desselben ein Hügel, welcher ganz aus einer Steinart besteht, die so weich ist, als diejenige, die ich oben beschrieben habe. Das Merkwürdigste dabei ist die schneeweisse Farbe dieses Steins. Vielleicht könnte derselbe durch eine

gehörige Behandlung abgehärtet werden, und dann zu einer großen Zierde in der Baukunst gereichen.

Als wir bei der großen Höhle angekommen waren, begruben die Indier zuvörderst ihre Todten. Ich wünschte, dabei zugegen zu sein, um die Gebräuche anzusehn, welche sie zu beobachten pflegen; allein, da ich zu bemerken glaubte, daß meine Gegenwart sie ein wenig verlegen machte, so hielt ich es der Bescheidenheit gemäß, mich zu entfernen. Ich kann also auch nicht sagen, was für Begräbnißfeierlichkeiten sie eigentlich vornahmen.

Nach vollendeter Beerdigung nahm sogleich die große Rathsverammlung ihren Anfang. Bei dieser wurde ich nicht bloß zugelassen, sondern man erzeugte mir sogar die Ehre, mich zum Anführer ihrer Stämme zu ernennen. Ich hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede an die Versammlung, die ich hier mittheile, um meinen Lesern eine Probe zu geben, wie man sich nach den Begriffen und Vorstellungsarten der Indier auszudrücken suchen muß.

» Meine Brüder, Häupter der zahlreichen und mächtigen Nadowessier! Ich freue mich, daß mein langer Aufenthalt bei euch mich in den Stand gesetzt hat, mit euch, wiewol auf eine unvollkommene Art, in eurer eignen Sprache, wie eins von euren eigenen Kindern zu reden. Ich freue mich ferner, daß ich Gelegenheit gehabt habe, euch die Macht und den Ruhm des großen Königs, der über die Engländer und andere Völker herrscht, bekannt zu machen; eines Königes, der von einem uralten Geschlechte von Regenten abstammt, so alt als die Erde und die Gewässer sind; dessen Füße auf zwei Inseln stehn, die größer sind, als ihr sie je gesehen habt und mitten in dem größten Wasser in der Welt liegen; dessen Haupt bis an die Sonne reicht,

und dessen Arme die ganze Erde umfassen; dessen Krieger so zahlreich sind, wie die Bäume in den Thälern, die Reißstengel in jenen Morästen, oder die Grashalme auf euren großen Ebenen; der Hunderte von eigenen Schiffen hat, von solcher erstaunlichen Größe, daß alles Wasser in eurem Lande nicht hinreichend sein würde, nur ein einziges davon zu tragen; von welchen jedes Feuerröhre hat, die nicht so klein sind, als das, welches ich jetzt vor mir habe, sondern von einer solchen Größe, daß hundert von euren stärksten jungen Männern kaum im Stande sein würden, nur Eins davon zu heben. Und wunderbar ist es, die Wirkungen zu sehn, die sie gegen des großen Königs Feinde in der Schlacht thun! Der Schrecken, den sie verbreiten, kann in eurer Sprache durch keine Worte ausgedrückt werden. Ihr erinnert euch der schwarzen Wolken, des Sturms, des Feuers, des fürchterlichen Geräusches, des schrecklichen Krachens und des Erdbehens, welches euch erschreckte, als wir uns bei dem Wadapamenesoter gelagert hatten, und die euch vermuthen ließen, daß eure Götter über euch erzürnt wären: diesen sind die Kriegswerkzeuge der Engländer ähnlich, wenn sie die Schlachten ihres großen Königs liefern.“

„Verschiedene von euren Oberhäuptern haben mir vor Zeiten, als ich in euren Zelten wohnte, oft gesagt, daß sie wünschten, mit zu den Kindern und Bundesgenossen des großen Königs, meines Herrn, gerechnet zu werden. Auch habt ihr mich oft gebeten, wenn ich nach meinem eigenen Lande zurückkehrte, dem großen Könige eure Neigung für ihn und seine Unterthanen, und zugleich den Wunsch bekannt zu machen, daß Englische Handelsleute zu euch kommen möchten. Da ich nun jetzt im Begriff bin, euch zu verlassen und nach

meinem eigenen Lande zurückzukehren, das weit gegen die aufgehende Sonne entfernt liegt, so frage ich euch noch einmahl, ob ihr noch eben so denkt, als vorigen Winter, da ich mit euch im Rathe sprach; und da jetzt verschiedene von euren Häuptern hier versammelt sind, die von den großen Ebenen gegen die untergehende Sonne herkamen, mit welchen ich vorher nie im Rathe gesprochen habe, so bitte ich euch, mich wissen zu lassen, ob ihr Alle willig seid, euch für Kinder meines großen Herrn, des Königs der Engländer und anderer Völker, zu erkennen; da ich denn die erste Gelegenheit wahrnehmen werde, ihn von eurem Verlangen und von euren guten Gesinnungen zu benachrichtigen. «

»Hütet euch übrigens, bösen Nachrichten zu glauben; denn ich weiß, es giebt böshafte Vögel, die unter den benachbarten Völkern umherfliegen, und welche böse Sachen gegen die Engländer euch in die Ohren raunen können. Diesen müßt ihr nicht glauben, denn ich habe euch die Wahrheit gesagt. «

»Was endlich die Häupter betrifft, die nach Mischilimackinac gehen wollen, so werde ich Sorge tragen, für sie und ihr Gefolge einen geraden Weg, ruhiges Wasser und einen hellen Himmel zu machen, damit sie dort hingehen können, die Friedenspfeife zu rauchen, und sicher auf einer Biberdecke in dem Schatten des großen Baums des Friedens zu liegen. Lebt wohl! «

Auf diese Rede erhielt ich folgende Antwort aus dem Munde ihres vornehmsten Oberhauptes.

»Guter Bruder! Ich bin jetzt im Begriff, im Namen dieser meiner Brüder, der Oberhäupter der acht Stämme des mächtigen Volkes der Nadowessier, mit dir zu reden. Wir glauben und sind überzeugt von der Wahrheit alles Dessen, was du uns von deinem großen

Volke und dem großen Könige, unserm größten Vater, gesagt hast, für den wir diese Biberdecke hinlegen, damit sein väterlicher Schutz immer sicher und sanft unter uns, seinen Kindern, ruhen möge. Deine Fahnen und deine Waffen kommen mit den Beschreibungen überein, die du uns von deinem großen Volke gemacht hast. Wir wünschen, daß du bei deiner Rückkehr dem großen Könige sagen wollest, wie sehr wir uns sehnen, unter seine guten Kinder gerechnet zu werden. Du kannst glauben, daß wir unsere Ohren Keinem öffnen werden, der es wagen würde, übel von unserm großen Vater, dem Könige der Engländer und anderer Völker, zu sprechen.“

„Wir danken dir für Das, was du gethan hast, Frieden zwischen den Nadowessiern und Tschipiwäern zu stiften, und hoffen, daß du, wenn du zu uns zurückkommst, dies gute Werk vollenden und ganz die Wolken vertreiben werdest, die noch über uns schweben, um den blauen Himmel des Friedens zu öffnen, und die blutige Art tief unter die Wurzeln des großen Baums des Friedens zu begraben.“

„Wir wünschen, daß du dich erinnern mögest, unserm großen Vater vorzustellen, wie sehr wir verlangen, daß Handelsleute gesandt werden mögen, sich unter uns aufzuhalten mit solchen Sachen, als wir gebrauchen, damit die Herzen unserer jungen Männer, unserer Weiber und unserer Kinder fröhlich gemacht werden. Und möge der Friede dauern zwischen uns so lange, als die Sonne, der Mond, die Erde und die Gewässer währen. Lebe wohl!“

Meine Warnung, daß sie sich hüten möchten, bösen Nachreden Gehör zu geben, rührte daher, weil ich an verschiedenen Orten erfuhr, daß die Franzosen noch jetzt

Abgesandte unterhielten, welche die mit den Engländern verbundenen Völkerschaften gegen sie aufheben sollten. Diese theilten unter die Indier kleine Geschenke aus, und in den Reden, welche sie dabei hielten, sagten sie ihnen: »daß die Engländer, ein armseliges Volk, dies Land ihrem großen Vater, dem Könige von Frankreich, gestohlen hätten, als er schlief; allein daß er bald erwachen und sie wieder unter seinen Schutz nehmen würde.« Diese Nachrichten suchte ich durch meine Warnung unkräftig zu machen.

4.

Rückreise nach der Hundewiese. Bedenkliche Lage zwischen einem Trupp von Indiern. Reise von der Hundewiese nach dem obern See.

Ich hatte mit dem Befehlshaber von Mischillimackinac verabredet, daß er mir allerhand Waaren nach dem Mississippistrome nachschicken solle, um etwas zu haben, wodurch ich mir bei den entferntesten Indiern bis nach der Südsee hin, eine gute Aufnahme verschaffen könne. Jetzt hätten diese Waaren, der genommenen Abrede gemäß, da sein müssen; allein alle meine Erkundigungen danach waren umsonst. Dies zwang mich, wider meinen Willen, die Fortsetzung meiner Reise nach Nordwesten, vor der Hand wenigstens, aufzugeben, und erst nach der Hundewiese zurückzukehren, um von den Handelsleuten, die ich daselbst zurückgelassen hatte, so viele Waaren einzukaufen, als sie würden entbehren können.

Verschiedene Oberhäupter der Nadowessier, nebst 25 andern aus dem Volke, hatten auf meinen Rath beschlossen, gleichfalls nach der Hundewiese und von da nach Mischillimackinac zu reisen, um einen Handel mit den dortigen Engländern zu eröffnen; allein da sie be-

sorgen mußten, von ihren immerwährenden Feinden, den Tschipiwäern, überfallen zu werden, so hielten sie es für rathsamer, bei Nacht, als mit mir bei Tage zu reisen. Ich nahm daher von diesen Leuten, die mir unzählige Höflichkeiten erzeigt hatten, den freundschaftlichsten Abschied, und setzte meine Reise fort.

Ich erreichte noch an eben dem Tage, und zwar gegen Abend, die Ostseite des Sees Pepin, wo ich, wie gewöhnlich, ans Land ging und mein Zelt zum Nachtlager aufschlug. Als ich am folgenden Morgen einige Meilen weiter gegangen war, sah ich in einiger Entfernung Rauch aufsteigen, ein Zeichen, daß Indier da waren. Nun konnte ich nicht wissen, ob das nicht vielleicht eben die Rotte von umherstreifenden Räubern sein möchte, die ich bei meiner ersten Reise durch diese Gegend angetroffen hatte, und es entstand daher die Frage: was ich thun solle? Meine Leute waren sehr der Meinung, daß wir hart an dem entgegengesetzten Ufer des Stroms hinrudern und so vorbeizukommen suchen müßten; mich hingegen hatte meine bisherige Erfahrung gelehrt, daß man sich am leichtesten dadurch eine gute Aufnahme bei den Indiern verschaffen kann, wenn man ihnen zuversichtlich und ohne alle Furcht entgegengeht. Ich beschloß daher, dieser Erfahrung auch diesmal gemäß zu handeln, blieb also mitten auf dem Ströme, und ging, da ich die Stelle erreicht hatte, wo sie waren, und wo der größte Theil von ihnen am Ufer stand, mitten unter ihnen ans Land.

Es waren Tschipiwäer. Sie empfingen mich freundlich und drückten mir, zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hand. Nicht weit von ihnen erblickte ich einen ihrer Anführer, einen sehr großen und wohlgebildeten, aber dabei so finster aussehenden Mann, daß selbst der

herzhafteste Mensch ihn nicht ohne Furcht ansehen konnte. Er schien übrigens einen hohen Rang unter ihnen zu haben, weil er auf eine ganz eigene Weise bepunktet und bemahlt war.

Ich ging auf eine höfliche Art zu ihm hin, und erwartete, auf eine ähnliche Weise von ihm empfangen zu werden. Aber darin hatte ich mich geirrt. Er warf vielmehr, indem ich ihm die Hand bot, einen finstern Blick auf mich, zog seine eigene Hand zurück und sagte: »Cain nischischin saganosch, die Engländer taugen nichts!« Ich erstaunte, und erwartete, da er eben seine Streitart in der Hand hatte, daß er diese kurze Begrüßung mit einem Schlage begleiten würde. Ich zog daher, um dies zu verhindern, eine Pistole aus meinem Gürtel, und ging mit ruhiger Miene dicht bei ihm vorüber. Meine Unererschrockenheit mochte einigen Eindruck auf ihn machen.

Ich erfuhr von den übrigen Indiern, daß es ein mir schon bekannter Anführer wäre, den die Franzosen le grand Sauteur — den großen Springer — nannten, so wie sie die Völkerschaft der Tschipiwäer überhaupt les Sauteurs zu nennen pflegen. Sie versicherten mir, daß er noch immer ein standhafter Freund der Franzosen sei, und geschworen habe, als sie Mischillimackinac und den Rest von Kanada an die Engländer übergeben mußten, daß er ein ewiger Feind dieser neuen Besitzer bleiben werde.

Ich beschloß hierauf, zwar auf meiner Hut zu sein, aber auch zugleich, um ihm zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchtete, mein Nachtlager an dieser nämlichen Stelle aufzuschlagen. Ich wählte hiezu einen Ort, der von den Indischen Hütten ein wenig ablag, und begab mich, als Alles fertig war, zur Ruhe.

Allein kaum war ich eingeschlafen, als ich von meinem Französischen Bedienten wieder geweckt wurde. Dieser war durch das Getöse einer Indischen Musik in Furcht gesetzt, und als er aus dem Zelte ging, um zu sehen, was es gebe, erblickte er einen Trupp junger Wilden, deren jeder eine Fackel auf einer langen Stange trug, und welche auf eine sonderbare Weise auf uns zutanzten. Ich selbst gerieth durch diese Nachricht in eine nicht geringe Unruhe, sprang von meinem Lager auf, und trat vor das Zelt.

Hier erblickte ich ungefähr 20 nackte junge Indier, wovon die meisten so schön gewachsen waren, als ich sie je gesehen hatte, und welche nach der Musik der Trommel auf mich zutanzten. Alle 10 oder 12 Schritte blieben sie stehn und machten ein fürchterliches Geseul. Ich gestehe, daß mir nicht wohl dabei zu Muth ward.

Sie erreichten jetzt mein Gezelt, und ich ersuchte sie, hineinzutreten, welches sie auch thaten, aber ohne mich einer Antwort zu würdigen. Ich bemerkte, daß sie sich roth und schwarz bemahlt hatten, welches sie ordentlicher Weise nur alsdann zu thun pflegen, wenn sie ihren Feinden entgegengehn. Dies, nebst einigen Theilen ihres gewöhnlichen Kriegestanzes, die sie mit untermischten, überzeugte mich noch mehr, daß der große Springer, der meinen Gruß so rauh erwiedert hatte, sie abgeschickt habe, um mir das Garaus zu machen. Ich nahm mir indeß vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, ergriff daher meine Flinte und Pistolen, setzte mich auf meinen Koffer nieder, und befahl meinen Leuten, auf ihrer Hut zu sein.

Nunmehr setzten die Indier ihren Tanz innerhalb des Gezelttes abwechselnd fort, und besangen dabei ihre eigenen Heldenthaten und die Vorzüge ihres Stamms.

Bei jedem Absatze schlugen sie, um ihren schon an sich starken und rauhen Ausdrücken noch mehr Gewicht zu geben, gegen die Pfähle meines Zelts mit solcher Heftigkeit, daß ich jedesmahl vermuthete, es würde über uns zusammenfallen. So oft sie in der Runde bei mir vorbeitanzten, hielten sie jedesmahl ihre rechte Hand über die Augen, und sahen mir starr ins Gesicht, welches ich gleichfalls eben für kein Freundschaftszeichen halten konnte. Meine Leute schätzten sich für verloren, und ich selbst muß gestehen, daß ich nie eine lebhaftere Anwendung von Furcht empfunden habe.

Als ihr Tanz zu Ende war, bot ich ihnen die Friedensspeise an; allein sie wurde verschmäht. Ich nahm hierauf meine letzte Zuflucht zu Geschenken, und suchte etliche Bänder und andere Kleinigkeiten hervor, die ich ihnen anbot. Dies schien sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen und ihren Zorn zu besänftigen. Sie berathschlagten sich einen Augenblick, und setzten sich hierauf, jedoch ohne die Geschenke anzunehmen, auf die Erde nieder.

Ich schöpfte Hoffnung, reichte ihnen noch einmahl die Friedensspeise, und hatte diesmahl das Vergnügen, sie angenommen zu sehen. Sie zündeten sie an, gaben sie mir dann zuerst, und rauchten nachher selbst daraus. Nunmehr nahmen sie auch die Geschenke an, die ihnen sehr angenehm zu sein schienen, ungeachtet sie dieselben vorher nicht einmahl anzusehn gewürdiget hatten. Nach einer Weile verließen sie mich als die besten Freunde.

Ich muß gestehen, daß ich nie froher war, als jetzt, da ich diese furchtbaren Gäste vom Halse hatte. Die eigentliche Absicht ihres sonderbaren Besuchs habe ich mit Gewißheit nie erfahren können. Es war zwar, auf der einen Seite, aus ihrem ganzen Benehmen mehr als

wahrscheinlich, daß sie etwas Feindseliges im Schilde führten; allein der Ausgang ließ, auf der andern Seite, wiederum vermuthen, daß sie mir vielleicht nur eine große Ehre erzeigen wollten, die den Anführern fremder Völkerschaften, wenn sie zu ihnen kommen, gewöhnlich widerfährt. War dieses, so sollte das Kriegerische und Drohende in ihrem Betragen vermuthlich nur darauf abzielen, mir eine hohe Meinung von ihrer Größe und Tapferkeit einzusößen. Vielleicht gehört dieses auch mit zu der bei ihnen gewöhnlichen Ehrenbezeigung. Ich lasse die Entscheidung hierüber dahin gestellt sein.

Ich blieb übrigens die ganze Nacht hindurch unangefochten, und setzte am folgenden Morgen meine Reise fort. Noch vor Abend hatte ich das Vergnügen, bei der Hundewiese wohlbehalten anzukommen, und nicht lange danach stellten sich auch meine Freunde, die Nadowessier, daselbst ein.

Auf diesem Plage, dem allgemeinen Markte der Indier, hören, nach einer gemeinschaftlichen Verabredung, alle Feindseligkeiten selbst zwischen Denen auf, welche in offenbarem Kriege begriffen sind. Es kommen hier daher Freunde und Feinde zusammen, und gehen, so lange sie hier sind, friedlich mit einander um. Eben-diese Verabredung gilt auch von dem sogenannten rothen Berge, einem Orte, woher die Indier diejenigen Steine holen, aus welchen sie ihre Pfeifen machen. Da dies eine Waare ist, deren Keiner unter ihnen entbehren kann, so hat man auch den Ort, woher sie genommen wird, für kriegsfrei zu erklären, sich genöthiget gesehen.

Bald nach meiner Ankunft auf der Hundewiese stellte sich auch der große Springer daselbst ein. Auch hier äußerte sich sein Haß gegen die Engländer und eine Vorliebe für die Franzosen auf eine Weise, die

ärgerlich war. Er beredete nämlich 10 Oberhäupter der Nadowessier, daß sie mich verließen, und nicht nach Mischillimackinak, sondern nach dem Französischen Louisiana gingen, um Waaren daselbst einzutauschen.

Die übrigen folgten meinem Rathe, reiseten nach Mischillimackinak, und kehrten, wie ich nachher erfuhr, vergnügt über die gute Aufnahme zurück, die man ihnen hatte widerfahren lassen. Von Denen hingegen, welche nach Louisiana gingen, waren über die Hälfte, wegen der großen Verschiedenheit des ihnen fremden südlichen Erdstriches, an Krankheiten gestorben. Erst nach meiner Zurückkunft in England erfuhr ich, daß der große Spinger sich bei den Engländern durch seine eingewurzelte Feindschaft immer verhaßter gemacht habe, und endlich in seinem Zelte bei Mischillimackinak von einem Kaufmanne, dem ich die obige Geschichte erzählt hatte, ermordet worden sei.

Die Handelsleute auf der Hundewiese versahen mich zwar mit einigen Waaren, allein da diese nicht hinreichend waren, um mich in den Stand zu setzen, mein erstes Vorhaben zu verfolgen, so entschloß ich mich, durch das Land der Tschipiwäer nach dem Obern See zu reisen. Hier hoffte ich diejenigen Kaufleute zu finden, die alle Jahr von Mischillimackinak nordwestwärts gehn, und von welchen ich gar nicht zweifelte, so viele Waaren erhalten zu können, als ich zu meinem Endzwecke gebrauchte. Dann wollte ich von dort aus die nördlichen Gegenden bis an die Meerenge von Anian durchreisen, die, wie meinen Lesern bekannt sein wird, die nördlichen Theile von Asien und Amerika von einander scheidet.

Als ich mit Einkäufen fertig war, ging ich abermals auf dem Mississippi bis an den See Pepin hin-

auf, allwo unterhalb des Sees der Fluß Tschipiwär mündet, welcher von Norden herabfließt. Hier miethete ich mir einen Indischen Steuermann, und befahl ihm, mich diesen Fluß bis hinauf zu dem Ursprunge desselben zu führen. Das war ungefähr der halbe Weg von hier bis nach dem Obern See.

Die Gegend, welche der genannte Fluß durchströmt, ist bis auf 60 Englische Meilen weit sehr eben. Längs den Ufern desselben hin liegen schöne Wiesen, auf welchen ich größere Herden von Büffeln und Glendthieren weiden sah, als ich sonst irgendwo auf meinen Reisen angetroffen hatte.

Beinahe in der Mitte seines Laufs hat dieser Fluß drei Wasserfälle, und hier wird die Gegend rauh und uneben. Sie ist daselbst fast durchgängig mit Fichten, Büchen, Ahornbäumen und Birken bewachsen. Hier stellte sich mir ein merkwürdiges und wunderbares Schauspiel dar. In einem Walde nämlich, der ungefähr 3 Englische Meilen lang war, bemerkte ich, daß alle Bäume, so weit mein Auge reichen konnte, Stamm bei Stamm mit den Wurzeln ausgerissen waren und auf dem Boden lagen; vermuthlich das Werk einer heftigen Windsbraut, die vor einigen Tagen hier gewüthet haben mußte. Aus der Wirkung, die dieselbe hatte, kann man sich einen Begriff von ihrer allgewaltigen Stärke machen.

Nahе bei der Quelle des Flusses fand ich eine Ortschaft der Tschipiwärer, wovon er seinen Namen hat. Sie besteht aus ungefähr 40 Häusern oder Hütten, nach Indischer Bauart, und kann etwa 100 Krieger aufbringen. Diese Leute schienen mir das schmutzigste Volk zu sein, welches ich je gesehen hatte. Ich bemerkte, daß die Weiber und Kinder sich eine Gewohnheit

erlauben, die zwar gewissermaßen bei allen Indischen Völkern herrscht, aber nach unsern Begriffen äußerst ekelhaft und widrig ist, nämlich die, sich einander die Haare zu durchsuchen und das darin erhaschte Wildbret — zu verzehren.

Von hier aus mußte ich meinen Rachen von Zeit zu Zeit von einem kleinen Landsee bis zum andern tragen lassen, bis ich wieder einen Fluß erreichte, auf dem wir weiter schiffen konnten. Ich entdeckte in diesen Gegenden verschiedene Adern von gediegenem Kupfer, welches so rein war, als man es sonst nirgends antrifft. Endlich glitt ich auf einem kleinen Flusse, der nach und nach zu einem reißenden Strome ward, bis in den westlichen Busen des Obern Sees hinab.

Die ganze Wildniß zwischen dem Mississippi und dem Obern See wird von den Indiern das Rückenland genannt; und ich denke mit Recht, denn nie sah und fühlte ich so viele von diesem Geziefer, als hier.

5.

Aufenthalt am nördlichen Ufer des Obern Sees. Künste eines Indischen Gottesgelehrten.

Ich ruderte längs dem westlichen Ufer des Obern Sees bis nach einer Stelle an der nördlichen Seite desselben hin, wo die Handelsleute, auf ihrer nordwestlichen Reise, ihre Rachen und ihr Gepäck bis zum nächsten Landsee tragen lassen, und wo ich also hoffen durfte, mit ihnen zusammenzutreffen. Ich fand daselbst einen großen Haufen von Killistinoern und Assinipoleon, zweien nordwärts wohnenden Stämmen von Indiern, die ihre beiderseitigen Könige und ihre Familien bei sich hatten.

Meine Bekanntschaft mit diesen Leuten war bald gemacht, und ich lebte nun unter ihnen, als unter alten Bekannten, mit völliger Sicherheit. Allein da die Kaufleute diesmahl ungewöhnlich lange ausblieben, und unsere Gesellschaft sich auf 300 belief, so gingen die Lebensmittel, die wir mitgebracht hatten, zu Ende, und wir erwarteten daher ihre Ankunft mit Ungeduld.

Eines Tages, da wir auf einer Anhöhe saßen, und voll Sehnsucht nach ihnen ansahen, sagte uns der Oberpriester der Killistinoer, daß er versuchen wolle, eine Unterredung mit dem großen Geiste zu haben, um von ihm zu erfahren, wann die Kaufleute ankommen würden. Mir war dies Anerbieten sehr gleichgültig, weil ich vorausah, daß der geistliche Gaukler uns mit einem Taschenspielerstückchen bewirthen werde. Allein der König dieses Stammes versicherte mir, daß es dem Manne vornehmlich darum zu thun sei, meine eigene Besorgniß zu vertreiben und mich zugleich von dem Ansehn zu überzeugen, worin er bei dem großen Geiste stehe. Es war daher der Höflichkeit gemäß, meine Gedanken darüber zu verbergen, und mich zu dem Possenspiele einzufinden.

Der nächste Abend war dazu festgesetzt. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen gemacht waren, kam der König, und führte mich in ein geräumiges Zelt, dessen Gehänge aufgezogen waren, damit die Außenstehenden Alles, was vorging, beobachten könnten. Für uns waren Felle auf dem Boden ausgebreitet, auf welche wir uns niederließen.

In der Mitte des Gezelts waren Stangen in die Erde geschlagen, doch so, daß ein Zwischenraum offen blieb, welcher groß genug war, einen menschlichen Körper zu fassen. Das Zelt wurde übrigens von einer

großen Menge Fackeln erleuchtet, die aus Splintern von Tannenholze gemacht waren und von Indiern gehalten wurden.

Nach einigen Minuten erschienen Se. Hochwürden selbst. Es wurde eine sehr große Elendshaut gerade zu meinen Füßen ausgebreitet, und auf diese legte sich der Priester nieder, nachdem er vorher alle Kleidungsstücke abgelegt hatte, nur das einzige ausgenommen, welches er um die Mitte des Leibes trug.

Er lag jetzt gestreckt auf dem Rücken und bedeckte sich mit den beiden Seiten der Haut, so daß er nur mit dem Kopfe aus derselben hervorragte. Hierauf nahmen zwei junge Leute, welche bei ihm standen, ungefähr 60 Ellen von einem starken Seile, das gleichfalls aus einer Elendshaut gemacht war, und banden es ihm fest um den Leib, so daß er in der Haut, wie ein Kind in seinen Windeln, lag. So wurde er von den beiden jungen Leuten, indem der Eine ihn beim Kopfe, der Andere bei den Füßen ergriff, über die Stangen in den innern Raum gehoben und daselbst niedergelegt. Die Stangen hinderten mich nicht, ihn genau zu beobachten, und man kann denken, daß ich meine Augen gebrauchte, um zu sehen, wohin es mit dieser Gaukelei am Ende kommen werde.

Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige Sekunden gelegen, als er anfing, etwas herzumurmeln. Allmählig ward das Gemurmel lauter und lauter, bis es sich endlich in ordentliches Sprechen verwandelte. Allein die Sprache, die der heilige Mann redete, war ein solches Gemisch aus den verschiedenen Mundarten der Tschipiwäer, der Ottowaer und Killistinoer, daß ich nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr damit eine gute Zeit lang fort, erhob endlich, bald betend,

bald rasend, seine Stimme bis zum lautesten Geschrei, und gerieth dabei in so heftige Bewegungen, daß der Schaum ihm vor dem Munde stand.

Nachdem er dreiviertel Stunden so gelegen, geschrien und sich zerarbeitet hatte, schien er endlich ganz erschöpft zu sein, und ward völlig sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, ungeachtet es unmöglich schien, daß er, eingeschnürt wie er war, Arme und Beine bewegen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt gewesen wären. Hierauf redete er die Umstehenden mit einer gesetzten und vernehmlichen Stimme folgendermaßen an:

»Meine Brüder, der große Geist hat sich herabgelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf mein ernstliches Bitten zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wann die Kaufleute, die wir erwarten, ankommen werden, allein Morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreicht haben wird, werden wir einen Nachen ankommen sehen, und die Leute darin werden uns Nachricht geben, wann wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können.«

Als er dies gesagt hatte, trat er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung auseinandergehn.

Am folgenden Tage hatten wir hellen Sonnenschein, und schon lange vor Mittag versammelten sich die sämtlichen Indier auf der Anhöhe, von welcher man den See übersehen kann. Der alte König fragte mich, ob ich der Voraussagung des Priesters wol so viel Glauben beimesse, daß ich mit ihm zu seinen Leuten auf den Hügel gehn und auf ihre Erfüllung warten könne? Ich antwortete, daß ich zwar noch nicht wisse,

was ich davon denken sollte, allein ich würde ihn gern begleiten. Wir gingen also dahin.

Aller Augen waren bald auf mich, bald auf den See geheftet. Endlich, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, so geschah, was der Priester vorhergesagt hatte. Es kam nämlich wirklich ein Nachen um eine Landspitze herum, die ungefähr eine Seemeile von uns lag. Die Indier erhoben bei diesem Anblick ein allgemeines lautes Freudengeschrei, und schienen auf das Ansehn, worin ihr Priester bei dem großen Geiste stand, nicht wenig stolz zu sein.

Der Nachen kam endlich heran, und man ging hin, um die darin befindlichen Leute zu begrüßen. Noch that indeß Keiner eine Frage an sie; wir gingen vielmehr zusammen mit ihnen nach des Königes Zelte, wo wir, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, erst anfangen zu rauchen, ohne ein Wort davon zu reden, so groß auch bei Allen die Begierde war, zu hören, was sie uns von den Handelsleuten sagen würden. Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit anmerken, daß die Indier sehr gesezte Leute sind.

Nach einiger Zeit erst fragte der König: ob sie nichts von den Handelsleuten gesehn hätten? und ihre Antwort war: sie hätten dieselben vor einigen Tagen erst verlassen, und übermorgen würden sie hier sein. Dies geschah denn auch wirklich, und die Indier triumphirten nicht wenig, daß die Weissagung ihres Priesters so vollkommen in Erfüllung gegangen war.

Und nun, was wollen wir zu dieser Geschichte sagen? Sie auf Treue und Glauben annehmen, und es uns gefallen lassen, daß der erhabene Schöpfer und Regierer der Welt einem elenden geistigen Possenspieler, auf dessen Verlangen und um einiger abgeschmackten

Gaukeleien willen, die Zukunft eröffne? Aber ich traue dem jungen Leser schon zu viel Beurtheilungskraft zu, als daß er dieses nur möglich, geschweige denn gar wahrscheinlich finden könnte? Aber wie ging es denn zu? Wie machte es denn der Priester, um sich auf einmal seine Banden abzustreifen, und wie fing er es an, um voraussagen zu können, daß der Nachen zu einer bestimmten Stunde ankommen und Nachricht von den Kaufleuten bringen werde? Die Wahrheit zu sagen, das weiß ich nicht, wenigstens nicht genau und nicht mit Gewißheit. Aber kann ich denn von andern, oft noch viel wunderbareren Gaukeleien, welche die Taschenspieler vornehmen, etwa auch immer die Art und Weise angeben, wie sie bewerkstelliget werden? Nein! Und doch bin ich, und doch sind alle andere vernünftige Leute völlig überzeugt, daß es natürlich damit zugehe.

Etwas muthmaßen kann ich indes. Vielleicht, daß die Art, wie die ledernen Riemen dem geistlichen Gaukler um den Leib gewunden waren, es ihm möglich machte, sie durch die heftigen Bewegungen, die er vornahm, nach und nach so zu lösen oder zu erweitern, daß sie, da er aussprang, von selbst abfallen mußten. Vielleicht, daß die Leute in dem Nachen, deren Ankunft er voraussagte, von ihm selbst den Kaufleuten entgegen geschickt, und von ihm befehligt waren, an dem bestimmten Tage, zu der bestimmten Stunde zurückzukehren. Dies oder etwas Aehnliches vorausgesetzt, ist der wunderbar scheinende Erfolg seiner Gaukelei kein Wunder mehr, sondern sehr begreiflich.

Die Menschen sind von jeher sehr begierig gewesen, etwas Wunderbares, welches von dem Gewöhnlichen und Natürlichen abweicht, zu sehen und zu hören. Es haben sich daher auch von jeher Betrüger gefunden,

welche sich dieser Neigung zum Wunderbaren bedienten, um ihre Mitmenschen zu täuschen, sich selbst das Ansehen von Männern Gottes und Wunderthätern zu geben, und, als solche, auf Kosten der Betrogenen wohl zu leben. Der unaufgeklärte Pöbel unter Vornehmen und Geringen läuft dergleichen Betrügern nach, hängt an ihrem Munde und läßt sich von ihnen bestricken; der Weise hingegen, welcher würdigere Begriffe von Gott hat, vom bloßen Scheine sich nicht täuschen läßt, und so viel ähnliche Gaukeleien, welche die Geschichte aller Völker und aller Länder erzählt, mit der Fackel der Vernunft beleuchtet hat, läßt sich bei jeder neuen Täuscherei dieser Art, auch wenn er die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, nicht anzugeben vermag, dadurch keinesweges irre machen. Er untersucht die Beschaffenheit des Betruges, so oft er kann, um seine Mitmenschen davon zu belehren und davor zu warnen; aber wenn er dieses auch nicht kann, so ist er schon zum voraus versichert, daß Gott um elender kleiner Zwecke willen die Ordnung der Natur nicht stören, und um nichts und wieder nichts die von ihm herrührenden natürlichen Einrichtungen der Dinge keineswegs unterbrechen werde. Und so müssen wir, wenn wir verständig sein und uns vor Schaden hüten wollen, es gleichfalls machen. —

Die Kaufleute waren nunmehr angekommen; allein die Hoffnung, daß ich diejenigen Waaren, die ich zu meiner bevorstehenden großen Reise nöthig hatte, von ihnen würde erhalten können, schlug mir abermahls fehl. Mein ganzer Reiseplan wurde dadurch vereitelt; und ich sah mich nun genöthiget, wieder nach dem Orte, von wannen ich ausgegangen war, zurückzukehren. Ich nahm daher von dem Könige der Killistnoer, der ein

alter, freundlicher Mann war, Abschied, und fuhr längs der nördlichen und östlichen Küste des Sees bis nach der südöstlichen Ecke desselben hin, allwo er einen Theil seines Gewässers durch einen schmalen Sund, der einen Wasserfall hat, in den See Huron ergießt. Dieser Wasserfall wird der Fall von St. Maria genannt, und unweit desselben liegt das Fort Kandat, welches ehemahls den Franzosen, nachher den Engländern gehörte, und jetzt unter der Botmäßigkeit der Nordamerikanischen Freistaaten steht. Aber bevor ich weiter etwas von meiner Reise erzähle, muß ich erst eine kleine Beschreibung von dem großen und merkwürdigen Landsee einschicken, dessen westliche, nördliche oder östliche Küste ich bisher selbst in Augenschein genommen hatte, und den ich meinen Lesern nun schon mehrmahls unter dem Namen des Obern Sees genannt habe.

5.

Beschreibung des Obern Sees und des Sees Huron. Rückreise nach Michillimackinac.

Man kann diesen See mit Recht das Kaspiische Meer von Amerika nennen, weil er diesem Asiatischen Landsee an Größe, wo nicht ganz, doch beinahe gleichkommt, und also einer der größten Landseen auf der ganzen Erdkugel ist. Nach den Französischen Karten beträgt sein Umkreis etwa 1500 Englische Meilen; allein ich glaube, man könne ihn zuversichtlich auf 2000 und darüber, also auf mehr als 400 Deutsche Meilen rechnen.

Fast die ganze Strecke der Küste, die ich selbst besuhr, und welche ungefähr 1200 Englische Meilen betrug, bestand aus Felsen und Anhöhen. Auch der

Grund schien überall ein Felsenbette zu sein. Bei ruhigem Wetter und hellen Sonnenscheine konnte ich, in meinem Rachen sitzend, durch das klare Wasser hindurch, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern, auf dem Grunde deutlich große Pfeiler von Steinen unterscheiden, deren einige ordentlich das Ansehn hatten, als wenn sie durch Menschenhände behauen wären. Zu einer solchen Zeit war das Wasser so rein und durchsichtig, als Luft; mein Rachen schien nicht davon getragen zu werden, sondern nur darin zu schweben. Es war nicht wohl möglich, länger als einige Minuten durch diesen klaren Zwischenraum nach den Felsenpfeilern hinzublicken, ohne schwindlig, und dadurch gezwungen zu werden, seine Augen von diesem glänzenden Bilde wegzuwenden.

Eine andere Eigenschaft des Wassers in diesem See, die ich durch einen Zufall entdeckte, war folgende. Da ich diese Reise über denselben hin mitten im Sommer machte, so fand ich zwar das Wasser der Oberfläche in einem beträchtlichen Grade erwärmt, allein wenn man etwas davon bloß in der Tiefe eines Klafters schöpfte, so hatte dieses eine solche Kälte, daß es mir im Munde wie Eis vorkam.

Es giebt auf diesem See viele, zum Theil beträchtliche Inseln, wovon besonders zwei sehr groß sind, die vielleicht ungemein bequem wären, Pflanzstädte darauf anzulegen. Die eine davon, welche den Namen Königsinsel führt, muß wenigstens 100 Englische Meilen lang und an vielen Stellen 40 Meilen breit sein. Die benachbarten Indier glauben, daß der große Geist auf dieser Insel wohne, und sie tragen sich mit allerlei Mährchen von Bezauberungen und Hexereien herum, die Denen von ihnen widerfahren sein sollen, die etwa

durch Sturm und Ungewitter gezwungen wurden, auf dieser Insel Schutz zu suchen.

Von einer andern Insel, *Maurepas* genannt, die auf der Nordostseite des Sees liegt, erzählte man mir folgendes erbauliche Ammenmärchen.

Als einst einige Eschipiwäer an die Küste dieser Insel verschlagen waren, fanden sie auf derselben große Haufen von einem schweren glänzenden, gelben Sande, der, ihrer Beschreibung nach, Goldsand gewesen sein mußte. Der Glanz desselben bewog sie am folgenden Morgen, da sie wieder zurückfahren wollten, etwas davon mitzunehmen. Aber siehe! da erschien der Bewohner dieser Insel, ein Geist, der über 60 Fuß hoch war, schritt ihnen nach ins Wasser, und befahl ihnen, Alles, was sie davon mitgenommen hatten, sogleich wieder zurückzugeben. Die erschrockenen Indier gehorchten, und der Geist ließ sie hierauf ruhig davonrudern. Diese und ähnliche Märchen, welche sich von Mund zu Mund auf die Nachkommenschaft fortpflanzen, sind hinreichend, die abergläubigen Indier auf immer abzuschrecken, sich diesen Inseln zu nähern.

Wer erkennt hier nicht abermahls die Sinnesart kindischer Menschen, deren Vernunft durch aufklärenden Unterricht noch nicht erleuchtet worden ist! Meine jungen Leser werden immer mehr und mehr die Bemerkung gegründet finden, daß die Menschen in eben dem Grade geneigt zu allerlei Arten von Aberglauben und Aftanzereien sind, in welchem ihr Verstand noch kindisch, ungebildet und ununterrichtet ist; und sie werden es daher mit Recht für eine Art von Beschimpfung halten, wenn ein Betrüger oder ein Betrogener ihnen dergleichen Fragen als wahr und glaubwürdig aufdringen sollte.

Die nördliche und östliche Küste dieses großen Sees

ist ungemein gebirgig und zugleich sehr unfruchtbar, vermuthlich wegen der großen Kälte, die hier im Winter, und der geringen Wärme, welche hier im Sommer herrscht. Alle Pflanzen und Gewächse sind daher nur klein und kümmerlich. Indes wachsen auf einigen dieser Berge Heidelbeeren von außerordentlicher Größe und sehr lieblichem Geschmacke in erstaunlichem Ueberflusse. Von den hier wachsenden schwarzen Johannisbeeren und Stachelbeeren gilt das Nämliche.

Alein die vorzüglichste unter allen Früchten dieser Gegenden ist eine Beere, die an Gestalt und Farbe unsern Himbeeren gleicht, nur daß sie größer und von Geschmack noch ungleich lieblicher ist, als diese. Sie wächst auf einer Staudenpflanze, die einer Weinrebe gleicht, auch eben solche Blätter hat. Verpflanzte man dieses Gewächs in eine wärmere und mildere Gegend, so würde man vermuthlich eine der schätzbarsten und schmackhaftesten Früchte gewinnen.

Unter den vielen Flüssen, welche sich in diesen See ergießen, und deren Zahl sich beinahe auf 40 beläuft, ist einer, der, ehe er in den See fällt, von dem Gipfel eines Berges mehr als 600 Fuß hoch senkrecht herabstürzt. Da derselbe nur schmal ist, so erscheint er in der Ferne als ein weißes Band, das in der Luft schwebt.

Man hat die Frage aufgeworfen: wo doch immer die erstaunliche Menge Wassers bleiben möge, welche von so vielen Flüssen in jedem Augenblicke diesem Landsee zugeführt wird, da sein Ausfluß in den See Huron durch den Kanal St. Maria kaum den zehnten Theil davon wieder abzuführen scheint? Man geräth zunächst auf die Vermuthung, daß es irgend einen unterirdischen Abfluß haben müsse; allein da dieser auf der Oberfläche des Sees durch einen Zug des Wassers nach dem Orte

des unterirdischen Abzuggrabens spürbar sein müßte, ein solcher Zug aber nirgends bemerkt worden ist, so bleibt wol nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß neun Zehntel desjenigen Wassers, welche die Flüsse in diesen See ergießen, durch die beständige Ausdünstung desselben wieder verloren gehen *).

An den Ufern eines der Flüsse, welche sich in diesen See ergießen, findet man eine Menge von gediege-

*) Ich warf einst beim Unterrichte in der Erdbeschreibung meinen Zöglingen die nämliche Frage in Ansehung des Kaspischen Meeres auf. Einer von ihnen, damahls ein Knabe von zehn Jahren, dessen junger Geist auch in solchen Dingen, wovon er fast noch gar keine Kenntniß hatte, die Wahrheit auf den ersten oder zweiten Wurf gleichsam blindlings zu treffen pflegte, antwortete zunächst: dieses Landmeer hätte vielleicht einen auf der Karte nicht angegebenen Ausfluß in das schwarze Meer oder in den Persischen Meerbusen. Ich versicherte ihm, daß ein solcher Abfluß nirgends gefunden werde. »Ja,« erwiederte er, »es ist vielleicht ein unterirdischer, den man nicht sehen kann!« Dann, versetzte ich, müßte doch das Wasser im See einen merklichen Zug nach der Gegend hin haben, wo dieser unterirdische Kanal seinen Anfang nähme; nun ist aber auf Befehl der Russischen Regierung der ganze See umschifft worden, um hierüber zur Gewisheit zu gelangen, und man hat damahls einen solchen Zug des Wassers nirgends wahrgenommen. »Nun dann, antwortete mein Johannes — die jungen Leser kennen ihn vielleicht aus dem Robinson und aus der Entdeckung von Amerika — so weiß ich keinen andern Rath, als den, daß das viele Wasser, welches die Wolga und andere Ströme in diesen See schütten, durch die tägliche Ausdünstung desselben wieder verloren gehe!« Man merke, daß Johannes damahls noch nie gehört hatte, wie stark der Abgang sei, den ein stehendes Wasser durch die Ausdünstung zu leiden pflegt.

nem Kupfer, welches an seinen Ufern umher liegt. Auch bemerkte ich, daß viele von den kleinen Inseln, vornehmlich an der östlichen Küste, mit Kupfererz bedeckt waren. Ich vermuthe, daß dies Gelegenheit zu einem sehr vortheilhaften Handel geben könnte, weil dieses Metall sich, ohne viele Kosten und Mühe, fast ganz zu Wasser von hier nach Quebeck, oder wohin man sonst wollte, bringen ließe.

Unter den vielen Fischen, welche den Obern See beleben, zeichnen sich besonders die Forelle und der Stör aus, die man dort fast zu jeder Jahreszeit im größten Ueberflusse fangen kann. Die Forellen sind gemeinlich 12, zuweilen über 50 Pfund schwer. Zu den vielen Kleinern Fischen, die dieser See hervorbringt, gehört auch einer, der einem Häringe gleicht, und den man zum Köder gebraucht, um die Forellen damit zu fangen. Auch findet man eine kleine Art Taschenkrebse oder Seespinnen, die nicht größer, als ein Gulden sind.

Die Wellen, welche das Gewässer dieses Sees bei starken Stürmen, welchen er sehr unterworfen ist, zu werfen pflegt, steigen eben so hoch, als die auf dem Atlantischen Weltmeere. Der Kanal, welcher aus ihm abläuft, um ihn mit dem See Huron zu verbinden, ist ungefähr 40 Englische Meilen lang. Die Breite desselben ist verschieden.

Der See Huron ist, nach dem Obern See, der größte. Sein Umkreis beträgt 1000 Englische Meilen, und seine Figur ist dreieckig. Auch auf ihm findet man eine große Insel, die, wenn wir den Indiern glauben wollen, gleichfalls eine Wohnung der Geister ist. Sie nennen sie daher *Manatalin*, d. i. Geisterort, und sie ist ihnen eben so heilig und unzugänglich, als die obenerwähnten Inseln im Obern See.

Einem Busen an dem nordwestlichen Winkel dieses Sees hat man den Namen Donnerbusen (Thunderbay) gegeben, weil, so oft man in diese Gegend kommt, fast immer Donnerwetter daselbst zu herrschen pflegen. Als ich selbst über diesen Busen fuhr, wozu ich fast 24 Stunden gebrauchte, donnerte und blitzte es gleichfalls unaufhörlich. Eine sonderbare Naturerscheinung, die um desto schwerer zu erklären ist, da die Gegenden rings umher Gewittern nicht sehr unterworfen sind. Vielleicht, daß die Berge, von welchen dieser Busen eingeschlossen wird, entweder eine große Menge von Schwefel oder andern Minern enthalten, durch welche der Blitzstoff, womit die vorüberziehenden Wolken beladen sind, stark angezogen wird, so daß er sich hier anhäufen und in Gewitter ausbrechen muß. Doch diese Vermuthung war beiläufig.

Die Fische im See Huron sind fast die nämlichen, wie im Obern See; aber das Land ist fruchtbarer, als um jenen. Daß übrigens derselbe auch mit dem See Erie, so wie mit dem Obern See, zusammenhänge, ist schon oben erinnert worden.

Von dem Wasserfalle St. Maria ging ich nun gemächlich nach Mischillimackinat zurück, und kam daselbst im Anfange des Novembers 1767 wohlbehalten wieder an; nachdem ich auf meiner, von da aus angestellten Reise, die sich beinahe auf 4000 Englische Meilen erstreckte, 14 Monate zugebracht hatte. Der einfällende Winter nöthigte mich, hier bis zum nächsten Frühjahre still zu liegen.

Ich nutzte indeß diese Zeit zu Besuchen bei zwölf verschiedenen Indischen Völkerschaften, die gegen Westen und Norden von Mischillimackinat wohnen, und fand überall eine gute Aufnahme. Auch zu Mischilli-

machinat selbst hatte ich eine umgängliche Gesellschaft, und ich brachte daher diesen Winter ganz angenehm und ohne Langeweile zu.

Den meisten Zeitvertreib verschaffte mir der Forellenfang. Es wurden zu diesem Behufe Löcher ins Eis gehauen. Durch diese ließen wir 22 Ellen lange und starke Linien hinab, an welchen drei bis vier Angel mit kleinen Fischen befestiget waren. Und auf diese Weise fingen wir oft zwei Forellen zugleich, deren jede 10, 20 bis 40 Pfund wog. Ihr Geschmack ist vortrefflich. Man pflegt sie, so lange der Winter währt, in der Luft zu trocknen. Da frieren sie denn in einer einzigen Nacht so hart, daß sie sich völlig eben so gut halten, als wenn sie eingesalzen wären.

7.

Reise von Michillimackinat nach Detroit. Etwas von der Geschichte dieser Stadt. Reise über die Seen Erie und Ontario nach Boston.

Als der Winter vorüber war, schiffte ich mich wieder ein, und fuhr über den See Huron bis nach dem südlichen Winkel desselben hin, allwo er einen Strom in einen kleinen See, St. Klara genannt, ergießt. Aus diesem lekten fließt ein Fluß, welcher Detroit heißt, in den See Erie, so daß dieser dadurch mit dem See Huron zusammenhängt.

An dem Ufer des Flusses Detroit liegt eine Stadt gleiches Namens, welche damahls noch den Engländern gehörte, jetzt aber auch den Nordamerikanischen Freistaaten abgetreten worden ist. Diese war mein nächstes Ziel; und ich langte daselbst glücklich an.

Die Stadt Detroit enthält nicht viel über 100 Häu-

ser, und ihre Einwohner sind größtentheils Franzosen, weil sie, wie auch schon ihr Name andeutet, ursprünglich ein Französischer Pflanzort war. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig, und an der Südseite liegt eine Reihe von schönen und bequemen Baracken *), nebst einem geräumigen Waffenplatze. Die Befestigung des Orts besteht bloß in Schanzpfehlern und etlichen Bollwerken, auf welchen einige kleine Kanonen stehn. Die Besatzung, welche aus 200 Mann bestand, wurde von einem Stabs-offizier befehliget, welcher zugleich der Statthalter dieses Orts und der ganzen Gegend war.

Man erzählte mir hier eine merkwürdige Naturbegebenheit, die sich 11 Jahre vor meiner Ankunft an diesem Orte zugetragen haben soll. Es regnete nämlich, sowol in der Stadt als auch in der umliegenden Gegend, ein schwefliges Wasser herab, welches so schwarz und dick, wie Dinte, war. Man sammelte etwas davon ein, und als man damit zu schreiben versuchte, so fand man, daß es völlig die Dienste der Dinte leistete. Bald nachher brach der siebenjährige Krieg aus, der, wie bekannt, nicht bloß in Europa, sondern auch in andern Welttheilen, vornehmlich in Amerika, geführt wurde; und es fehlte, wie gewöhnlich, nicht an scharfsichtigen Leuten, welche zwischen diesen beiden Begebenheiten einen genauen Zusammenhang wahrzunehmen glaubten, und welche behaupteten, daß die erste eine Vorbedeutung von der andern gewesen sei **). Denn, dachten

*) Kleine Häuser an den Wällen zur Wohnung für gemeine Soldaten.

***) Der gute Hr. Carver scheint selbst nicht ganz abgeneigt gewesen zu sein, diesen heilschenden Leuten beizupflichten. Denn er setzt in der Urschrift, von welcher die gegenwärtige

diese erleuchteten Seelen, die eine ging ja vorher, und die andere folgte: also mußte jene eine Vorbedeutung von dieser sein! Ferner war der Regen schwarz, und der Pulverdampf des Krieges ist ja auch schwarz: also mußte jener eine Vorbedeutung von diesem sein! Endlich ist ja auch die schwarze Farbe, die der Regen hatte, die Farbe der Trauer, und der Krieg ist bekanntlich Schuld, daß viele Menschen trauern müssen: also mußte jene eine Vorbedeutung von diesem sein! Meine jungen Leser werden die Bündigkeit dieser Schlüsse wol ohne Fingerzeig von selbst bemerken.

Ungläubige Herzen könnten hier freilich die Frage aufwerfen: wozu dieses schwarze Wunder denn nun eigentlich habe dienen sollen? Etwa dazu, den Krieg, bevor er ausgebrochen war, abzuwenden? Aber das stand ja nicht bei den Einwohnern des kleinen Städtchens

tige Erzählung, die Einkleidung abgerechnet, ein Auszug ist, ausdrücklich hinzu: »er wolle zwar nicht behaupten, daß dieser Zufall wirklich eine Vorbedeutung gewesen sei, indes habe man doch fast aus jedem Zeitalter glaubwürdige Schriftsteller, die ähnliche Beispiele von außerordentlichen Erscheinungen vor außerordentlichen Begebenheiten anführen. Solche Schriftsteller hat man nun freilich wol; aber auch glaubwürdige? Glaubwürdige in diesem Stück? Oder findet Glaubwürdigkeit überhaupt noch Statt, sobald nicht mehr von Begebenheiten, sondern von Meinungen die Rede ist? Die Begebenheit, daß schwarzer Regen gefallen, und daß nicht lange nachher Krieg entstanden sei, kann man auf das Wort eines glaubwürdigen Mannes für wahr annehmen; aber die Meinung, daß jener eine Vorbedeutung von diesem gewesen sei, darf man, ohne der Glaubwürdigkeit des Mannes zu nahe zu treten, dreist in Zweifel ziehn.

Der Herausgeber.

Detroit, als welche nicht befragt worden, ob sie Krieg oder Frieden haben wollten. Oder etwa dazu, diese guten Leute zu benachrichtigen, daß sie sich und ihre Habseligkeiten in Sicherheit brächten? Aber sie konnten ja nicht eher wissen, daß der schwarze Regen Krieg bedeute, bis der Krieg erst wirklich ausgebrochen war; und als das Kriegsfeuer wirklich brannte, da bedurfte es keiner Vorbedeutung mehr, die ihnen kund that, daß es brennen werde. — Das scheint nun freilich ein ganz treffender Einwurf gegen den Zweck und den Nutzen dieses neuen Wunders, und also auch gegen die Echtheit desselben zu sein, weil es sich doch unmöglich denken läßt, daß der weise Geist irgend ein Wunder, es sei klein oder groß, ohne irgend eine begriffliche Absicht geschehen lasse; aber glaubwillige Seelen stoßen sich an dergleichen Schwierigkeiten nicht, weil sie ein für allemal der festen Meinung sind, daß in Dingen, welche man mit oder ohne Grund auf irgend eine Weise zur Religion rechnet, die Vernunft ganz und gar nicht mitzureden habe, und daß das Verdienst des Glaubens um so viel größer sei, je unglaublicher und vernunftwidriger die geglaubte Sache ist. Ob diese Meinung selbst vernünftig oder unvernünftig, für das Wohl der Menschheit nützlich oder schädlich sei, das überlasse ich der eigenen Beurtheilung meiner jungen Leser, und fahre in meiner Erzählung fort.

In dem Laufe des siebenjährigen Krieges suchte der unternehmende Indische Anführer Pontial, dessen ich schon oben erwähnt habe, den Engländern auch die Stadt Detroit zu entreißen. Es lagen damals ungefähr 300 Mann in der Stadt, und ein tapftrer Offizier, Major Gladwyn, war ihr Befehlshaber. Diesen mit offner Gewalt anzugreifen, hielt Pontial für

bedenklich. Er beschloß daher auch hier, wie bei der Ueberrumpelung von Mischillimackinal, sich lieber einer List zu bedienen.

Der Krieg schien damals eben sein Ende erreicht zu haben, und die Indier standen schon seit einiger Zeit mit den Engländern wieder auf einem recht guten Fuße. Pontiac konnte daher hoffen, daß sein Anschlag, weil man sich jetzt nichts Böses mehr von ihm versah, gelingen werde.

In dieser Hoffnung näherte er sich mit denjenigen Indiern, deren Anführer er war, der Stadt, schlug in einer kleinen Entfernung von derselben sein Lager auf, und ließ dem Befehlshaber sagen, daß er gekommen sei, um Handel zu treiben; und da er wünsche, daß die Kette des Friedens zwischen den Engländern und seinem Volke recht glänzend werden möge, so bitte er ihn, mit ihm und den übrigen Volkshäuptern eine Rathöverammlung anzustellen. Major Gladwyn, welcher nicht den geringsten Argwohn in die Aufrichtigkeit des Indiers setzte, nahm seinen Antrag an, und bestimmte den folgenden Morgen zur Haltung der Rathöverammlung.

Noch den nämlichen Abend brachte eine Indierin, die für den Major Gladwyn ein Paar Schuh aus einer vorzüglich guten Stendohaut gemacht hatte, sie nach seinem Hause. Er versuchte sie, sie gefielen ihm, und er befahl der Frau, ihm aus dem Reste der Haut noch ein zweites Paar zu machen. Er bezahlte ihr hierauf das erste Paar, und ließ sie gehn.

Die Frau ging bis an die Hausthür, aber da blieb sie stehen, als wenn sie noch nicht Alles ausgerichtet habe, was sie ausrichten wollte. Ein Bedienter, der sie stehen sah, fragte, warum sie noch da sei? Allein sie

ließ seine Frage unbeantwortet. Nach einer Weile fiel sie dem Major selbst in die Augen; er fragte den Bedienten, was die Frau noch wolle? und da dieser es ihm nicht sagen konnte, so ließ er sie selbst wieder vor sich kommen.

»Warum seid ihr noch nicht gegangen, gute Frau?« fragte er sie, da sie wieder vor ihm stand. »Wißt ihr nicht, daß das Thor jetzt gleich geschlossen wird, und daß ihr werdet in der Stadt bleiben müssen, wenn ihr nicht bald macht, daß ihr hinaus kommt?«

»Ich weiß,« antwortete sie mit vieler Verwirrung; »aber ich möchte das Uebrige der Haut nicht gern mitnehmen, da Sie einen so großen Werth darauf zu setzen scheinen, und da Sie immer so gütig gegen mich gewesen sind.«

Major. Und warum wollt ihr sie denn nicht gern mitnehmen?

Frau. Weil ich sie nie zurückbringen könnte.

Major. Sonderbar! Und warum denn nicht?

Frau. Ach, lieber Herr — —

Major. Nun, nur heraus damit!

Frau (immer verwirrter). Ach!

Major. Hört, Frau! ihr könnt mir Alles sagen, es sei, was es wolle; es soll euch nicht zum Schaden gereichen.

Nach einigen andern abgebrochenen Antworten, welche den Major nur immer neugieriger machten, bequemte sich endlich die Frau, ihm folgende wichtige Eröffnung zu thun.

»Pontiak und die übrigen Oberhäupter hätten beschlossen, ihn, die Besatzung und die sämtlichen Einwohner zu ermorden, und sodann die Stadt zu plündern. Alle Oberhäupter, welche Morgen im Rath er-

scheinen würden, hätten deswegen ihre Flinten kürzer gemacht, um sie unter ihren Decken verbergen zu können. Die Ueberlieferung eines Gehänges, welches der Anführer ihm auf eine besondere Weise überreichen werde, sei ein verabredetes Zeichen, wobei Jeder seine versteckte Flinte hervorziehen und auf ihn und sein Gefolge Feuer geben werde. Dann wollten sie alsobald sich in die Straßen stürzen, wo unterdeß eine große Anzahl ihrer Krieger, auf gleiche Weise bewaffnet, und unter dem Vorwande, zu handeln, zu ihrer Unterstützung sich eingefunden haben werde. Auf diese Art werde man sich dann der ganzen Stadt bemächtigen. «

Der Major erforschte hierauf noch alle Nebenumstände der Verschwörung, und entließ dann die belohnte Frau, mit dem Gebote, sich gegen Keinen etwas merken zu lassen. Er theilte hierauf demjenigen Offizier, der zunächst unter ihm befehligte, die Entdeckung mit; allein dieser war der Meinung, daß die ganze Sache wol nur eine Erdichtung sei, die das Weib deswegen ausgeheckt habe, um eine Belohnung dafür zu erhalten, und rieth ihm, nicht darauf zu achten. Der Major hingegen hielt es der Klugheit gemäß, auf allen Fall doch solche Maßregeln zu nehmen, als wenn man mit Gewißheit wüßte, daß die Sache gegründet sei.

Demzufolge machte er die Nacht über selbst die Runde in der Feste, und sah dahin, daß jede Schildwache ihre Schuldigkeit that, und daß alle Waffen in gehöriger Ordnung waren. Beim Herumgehen hörte er, daß die Indier in ihrem Lager in vollem Schmause begriffen waren; vermuthlich, weil sie ihrer Sache sehr gewiß zu sein glaubten, und sich schon zum voraus über den glücklichen Ausgang freuten. Mit Anbruch des Tages ließ er die Besatzung ins Gewehr treten, machte

einigen Offizieren die Ursache seines Verdachtes bekannt, und gab ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Er ließ zugleich allen in der Stadt wohnenden Kaufleuten sagen, daß sie ihre Waffen in Bereitschaft halten möchten, weil heute eine Menge Indier in die Stadt kommen würden, die vielleicht auf den Einfall gerathen könnten, plündern zu wollen.

Gegen 10 Uhr Vormittags kam Pontiak mit seinem Gefolge an, und wurde in das Rathszimmer geführt. Hier fand er den Befehlshaber und die übrigen Offiziere mit Pistolen in den Gürteln, die seiner warteten. Schon unterwegs hatte er mit Befremdung wahrgenommen, daß mehr Truppen, als gewöhnlich, auf dem Waffenplatze waren, und er fragte daher, sobald man sich gesetzt hatte, den Befehlshaber: warum seine jungen Leute (so nennen die Indier ihre Krieger) alle auf der Straße aufgestellt seien? Er erhielt zur Antwort: es geschehe dies bloß, um sie ihre Kriegsübungen vornehmen zu lassen.

Der große Krieger — so nennen nämlich die Indier ihren ersten Kriegsanführer — fing hierauf seine Rede an, worin die stärksten Versicherungen von Freundschaft und Zuneigung gegen die Engländer enthalten waren. Jetzt kam es zu der Ueberlieferung des Gürtels; aber in dem nämlichen Augenblicke zogen der Major und seine Offiziere ihre Degen bis zur Hälfte aus der Scheide, und die vor der Thür aufgestellten Soldaten machten ein Gerassel mit ihren Waffen. Pontiak, dieser sonst so kühne und verwegene Waghals, ward todtenblau, und fing an zu zittern; und, anstatt den Gürtel auf die verabredete Art zu übergeben, reichte er ihn dem Befehlshaber auf die gewöhnliche Weise hin. Die übrigen Häupter standen betroffen, sahen

einander voll Erstaunen an, und verhielten sich ruhig.

Major Gladwyn ergriff hierauf das Wort, und sagte dem großen Krieger ins Angesicht, daß er ein Verräther sei. Die Engländer wüßten Alles, und seien von seinen treulosen und schändlichen Absichten überzeugt. Zum Beweise riß er demjenigen Indier, der ihm der nächste war, die Decke auf, so daß man das darunter verborgene Gewehr sehen konnte. Die Verwirrung der Indier stieg hiebei aufs höchste.

Dennoch machte Pontiak einen Versuch, sein verdächtiges Betragen zu entschuldigen, und sich weiß zu brennen; allein der Befehlshaber wollte ihn weiter nicht anhören. Er deutete ihm bloß an, daß sein einmahl gegebenes Wort, die Sicherheit ihrer Personen betreffend, ihm auch jetzt noch heilig sei, so sehr sie auch, als treulose Verräther, bestraft zu werden verdienten; allein er rathe ihnen, sich so geschwind als möglich aus dem Staube zu machen, damit seine jungen Leute, wenn sie ihr schändliches Vorhaben erführen, sie nicht in Stücken hieben.

Sie verließen hierauf die Feste in größter Eile; allein, anstatt die ihnen erwiesene Großmuth mit Dank und mit Reue über ihre eigene Treulosigkeit zu erkennen, nahmen sie vielmehr jetzt die Larve ab, und fingen einen offenbaren Krieg mit den Engländern an. Sie schlossen nämlich die Stadt ein, und hielten sie über ein Jahr lang belagert.

Während dieser Belagerung fielen verschiedene Auftritte vor, wobei die Engländer einen Muth bewiesen, der jenen außerordentlichen Beispielen von großmüthiger Selbstanopferung, die in der Griechischen und Römischen Geschichte unser Erstaunen erregen, völlig gleich zu schätzen ist. Es wurde z. B. den Belagerten, von

Mischillimackinak aus ein Schooner *), mit einer Verstärkung an Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath zugesickt. Das Schiff näherte sich schon der Stadt; allein hiev umringten es die Indier in ihren Nachen, tödteten Viele von seiner Mannschaft, und sungen endlich, da auch der Kapitän gefallen war, an, das Schiff auf allen Seiten zu erklettern. Hier befahl der Lieutenant Jakobs, da er kein anderes Mittel, dem Feinde zu entkommen, weiter vor sich sah, dem Konstabel, die Pulverkammer anzustecken, und das Schiff mit Allen, die darauf waren, in die Luft zu sprengen. Dieser Befehl sollte eben vollzogen werden, als ein Indier, welcher Englisch verstand, seine Landsleute davon benachrichtigte; worauf diese, um nicht mit in die Luft zu steigen, das Schiff augenblicklich verließen, und so weit davon zu kommen suchten, als es ihnen möglich war. Der brave Lieutenant Jakobs machte sich diesen Augenblick zu Nuze, und kam glücklich an die Stadt.

Da diese Verstärkung den Indiern die Hoffnung, sich der Stadt bemächtigen zu können, benommen hatte, so machten sie endlich Frieden. Um die Freundschaft des vielvermögenden Pontiak zu gewinnen, verwilligte die Englische Regierung ihm ein ansehnliches Jahrgeld. Er schien hierauf allen Widerwillen gegen die Engländer abgelegt zu haben, allein im Grunde des Herzens war und blieb er ein abgesagter Feind derselben. Endlich stieß ihm, da er abermahls darauf ausging, einige Stämme seiner Landsleute gegen die Engländer aufzuwiegeln, ein treugesinnter Indier, der ihn begleitete, sein Messer durchs Herz, so daß er auf der Stelle todt zur

*) Ein plattgebautes Fahrzeug, welches nicht so tief im Wasser geht, als andere Seeschiffe, die unten spiz zulaufen.

Erde stürzte. Ob der Indier dies aus eigenem Antriebe, oder auf Veranlassung eines Englischen Befehlshabers that, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich kehre nun wieder zu meiner eigentlichen Reisebeschreibung zurück.

Von Detroit aus schiffte ich über den See Erie hin, welcher durch die Straße Detroit mit den obenbeschriebenen Seen zusammenhängt, und sein Gewässer aus denselben empfängt. Auch dieser Landsee hat einen beträchtlichen Umfang. Er ist nämlich ungefähr dreihundert Englische Meilen lang und vierzig breit. An seinem westlichen Ende liegen verschiedene Inseln, auf welchen eine so erstaunliche Menge von Klapperschlangen lebt, als man wol an keinem andern Orte findet. Der See rings umher wimmelt von Wasserschlangen, die auf den Seerosenblättern, womit die Oberfläche des Wassers hier ganz bedeckt ist, liegen und sich sonnen.

Die merkwürdigste Art von den Schlangen dieses Sees ist die zischende. Diese ist gefleckt und ungefähr anderthalb Fuß lang. So oft sich dieser etwas Lebendiges nähert, so macht sie sich ganz platt, und die Flecken ihrer Haut werden durch ihre Wuth sichtbar glänzender. Aus ihrem Rachen fährt zugleich mit großer Stärke ein zischender Wind, der sehr übel riechen, und, wenn ihn Jemand einathmet, unfehlbar die Auszehrung und in wenigen Monaten den Tod verursachen soll.

Aus dem See Erie läuft das Wasser durch den Fluß Niagara in den See Ontario, und in diesem Flusse befindet sich der merkwürdige Wasserfall, den man unter allen Werken der Natur dieser Art für das wundervollste hält. »Gleich einem ungeheuern Gießbache stürzt hier der Strom von einer senkrechten Höhe, die wol 140 bis 50 Fuß beträgt, und über eine Bier-

telmeile in der Breite ausmacht, schäumend in den Abgrund hinab. Der Nebel, den das herabstürzende Wasser verursacht, ist wol auf 5 Meilen weit zu sehen, und bildet, wenn die Sonne darauf scheint, den schönsten Regenbogen. Unter diesem Wasserfalle giebt es ganz entsetzliche Wirbel. Alle Schiffe müssen wenigstens 6 Meilen weit davon entfernt bleiben, wenn sie nicht in unvermeidliche Gefahr gerathen wollen « *).

Man kann das Geräusch dieses Wasserfalls in einer erstaunlichen Entfernung hören. Ich selbst hörte es an einem hellen Morgen deutlich in einer Entfernung von 20 Englischen Meilen. Man behauptet, daß es zu besondern Zeiten und bei gutem Winde gar bis auf 45 Englische, also ungefähr auf 9 Deutsche Meilen hörbar sei, welches aber vermuthlich übertrieben ist.

Der See Datario ist unter den fünf großen Landseen in Kanada der kleinste. Sein ganzer Umkreis beträgt gleichwol gegen sechshundert Englische Meilen. Er ergießt das aus den obigen Seen empfangene Gewässer in einen großen Strom, der es endlich, unter dem Namen des St. Laurentzflusses, in das Atlantische Weltmeer führt. Ich verfolgte indeß den Lauf dieses Stromes nicht, sondern reisete von dem See Datario aus gegen Osten nach Boston, allwo ich im Oktober 1768 glücklich wieder ankam, nachdem ich 2 Jahr und 5 Monate davon abwesend gewesen war, und in dieser Zeit 7000 Englische, also 1400 Deutsche Meilen durchreisete hatte.

Jetzt will ich Alles, was ich von den Eigenthümlichkeiten der Nordamerikanischen Indier, in Ansehung

*) Aus Buffons allg. Naturgeschichte. Siehe Th. 11. S. 176. Berlin 1771.

ihrer Sitten, Religion und ganzen Lebensart, zu beobachten Gelegenheit hatte, zusammenfassen und in besondern Abschnitten beschreiben.

8.

Beschreibung der Indier, nach ihrer äußern Gestalt, nach Kleidung und Puz. Auch von ihren Wohnungen und ihrem Hausrath.

Die Meisten unter ihnen sind schlank, groß und gut gewachsen. Ungeachtet sie von keinen Windeln und von keinen Schnürbrüsten wissen, so trifft man doch selten Verwachsene unter ihnen an; vielleicht gerade deswegen, weil sie keine Windeln und keine Schnürbrüste kennen.

Ihre Haut hat eine röthliche Kupferfarbe. Ihre Augen sind groß und schwarz, und ihr Haar hat dieselbe Farbe, doch ist es nur selten kraus. Sie haben gute Zähne, und ihr Athem ist so rein, als die Luft, die sie einathmen; Beides eine Folge ihrer natürlichen und einfachen Lebensart!

Bei den Frauenleuten, die nicht völlig so groß zu werden pflegen, als die Europäischen, stehen die Wangenknochen etwas stärker, als bei den Männern, hervor. Man trifft übrigens häufig gute Gesichter und einen hübschen Wuchs bei ihnen an, ungeachtet sie leichter fett werden, als das andere Geschlecht.

Viele Schriftsteller behaupten, daß die Indier bloß Haare auf dem Kopfe haben, aber keinen Bart bekommen. Allein dies ist ein Irrthum, von dessen Ungrund ich mich völlig zu überzeugen Gelegenheit hatte. Die Veranlassung zu dieser irrigen Meinung war, daß die Männer, welche den Bart für etwas Verunstaltendes halten, sich viel Mühe geben, ihn mit den Wurzeln auszureißen, um gänzlich davon befreit zu werden. Nur

die Alten, welche sich um ihren Puz eben nicht mehr zu bekümmern pflegen, lassen das Barthaar wachsen.

Die Mannspersonen gehen bei allen Indischen Völkerschaften fast auf eine und ebendieselbe Weise gekleidet. Eine Ausnahme davon machen Diejenigen, welche mit den Europäern Handel treiben, und an diese ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemden und andere Zeuge vertauschen, deren sie sich sowol zur nothwendigen Kleidung, als auch zum Puz bedienen. Diese binden ungefähr dreiviertel Ellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes, und wenn sie dabei ein Hemde tragen, so binden sie es weder um das Handgelenke noch um den Hals zu, weil ihnen dies eine unerträgliche Einschränkung sein würde. Und darin handeln sie unstreitig vernünftiger, als wir andern vernünftigen Leute in Europa, die wir den Umlauf des Geblüts gerade da, wo die meisten Blutgefäße zusammenkommen, und zum Theil am flachsten liegen, nämlich am Halsgelenke und am Halse, durch festes Zubinden oder Zuknöpfen am meisten zu erschweren pflegen. Ich kann hiebei nicht umhin, meinen jungen Lesern zu rathen, diesen bösen Gebrauch ja nicht mitzumachen, sondern dafür zu sorgen, daß ihre Halsbinde, wenn sie unnöthiger Weise eine tragen müssen, und ihr Handqueder nie fest anschließen.

Ihre Decke werfen sie los über die Schultern, und halten die obere Seite davon bei beiden Zipfeln. Dies muß etwas sehr Unbequemes sein, weil sie nun, so oft sie die Decke tragen, die eine Hand zu gar nichts Andern gebrauchen können. Dennoch tragen sie in der einen Hand gewöhnlich ein Messer, und eine Pfeife nebst einem Tabaksbeutel in der andern. So lustwandeln sie in ihren Dörfern und Lagern umher. Beim Tanzen hingegen legen sie die Decke ab.

Die Begierde, die Natur zu verschönern, bringt die Menschen unter allen Himmelsstrichen zu sonderbaren Ungereimtheiten, wie bei uns, so bei andern Völkern, so auch bei diesen Indiern. Da ihnen die Natur gutes und starkes Haupthaar gegeben hat, so halten sie es für hübscher, wenig oder gar keins zu haben. Daher reißen Diejenigen unter ihnen, welche zierlich und modisch sein wollen, sich alles Haar aus dem Kopfe, einen kleinen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der ungefähr eine Stelle, wie ein Gulden groß, bedeckt, und den sie ziemlich lang auswachsen lassen. Die albernen Thoren! Hätte die Natur ihnen den Schmuck und die natürliche Bedeckung des Hauptes, das Haar, versagt, so würden wir vielleicht sehen, daß sie sich ein künstliches Haupthaar ansetzten. Jetzt, da die Natur sie damit versehen hat, halten sie es für eine verunstaltende Bürde, und reißen es aus. Wann werden die Menschen doch einmahl aufhören, sich einzubilden, daß sie sich auf die Schönheiten, wie auf das Absichtsvolle der Körperbildung, besser, als ihr Schöpfer, verstehen!

An den jetzt erwähnten Zopf auf der kahlen Glaze hängen sie, um das Werk der Selbstverschönerung zu vollenden, Federn von verschiedener Farbe, und kleine Stäbe von Elfenbein und Silber. Durch diese Art, das Haar zu schmücken, unterscheiden sich verschiedene Stämme von einander.

Dies ist indeß bei weiten nicht die einzige Art des Putzes, worauf die Indischen Herren sich etwas zu Gute thun. Sie bemahlen sich auch das Angesicht, theils roth, theils schwarz, und sind eben so fest überzeugt, daß ihnen dies schön stehe, als unsere Damen es von ihrer dickaufgelegten Schminke sind, ungeachtet jene ein buntscheckiges, diese ein Farbengesicht dadurch

bekommen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so bemahlen sie sich auf eine ganz eigene Art, die ihnen ein gräßliches Ansehen giebt.

Auch die Ohren sind ihnen, wie unsern Damen, so wie Gott sie geschaffen hat, lange nicht gut genug. Sie lösen daher, wenn sie recht schön sein wollen, den äußern Rand des ganzen Ohrs durch einen Schnitt von dem Ohre ab, doch so, daß dieser abgelöste Knorpel oben und unten am Ohre fest bleibt. Dann umwickeln sie denselben mit Messingdraht, und hängen so viel daran, daß er sich in einen langen Bogen ausdehnt, der 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hat, und ihnen bis auf die Schultern hängt. Diese Pierde wird für ungemein hübsch und anständig gehalten.

Nun kommt die Reihe an die Nase. Auch diese hat ihnen die Natur viel zu einfach und ungeschickt gemacht, und diesem Fehler wissen sie dadurch abzuheffen daß sie dieselbe durchbohren und dann allerhand Gehänge darin tragen. Mitten im Lande bemerkte ich häufig, daß diese Gehänge aus Seemuscheln bestanden, weil diese in solchen, vom Meere weit entfernten Gegenden für eine kostbare Seltenheit gehalten werden. Woher sie dieselben hier bekommen, habe ich nicht erfahren können; vermuthlich durch den Handel mit solchen Völkern, die der Küste näher wohnen.

Das obengenannte Leibtuch hängt ihnen bis an die Mitte der Schenkel. Von da bis an die Waden sind sie ohne Bedeckung. Für die Beine hingegen machen sie eine Art von Strümpfen aus Fellen oder Tuch. Diese werden so enge genäht, daß sie sich eben an- und ausziehen lassen. An der Naht ragt ein Stück des Zuges oder Felles, woraus die Strümpfe gemacht sind, der Länge nach ungefähr eine Handbreit hervor; und

dieser Rand, der an der Außenseite des Beins sich befindet, wird bei denjenigen Indianern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, und, wenn die Strümpfe von Leder sind, mit Stickereien und buntgefärbten Stacheln vom Stachelschwein ausgeziert. Auch diejenigen Europäer, die mit den Indianern in solchen Gegenden, wo viel Schnee liegt, auf die Jagd gehen, bedienen sich dieser Strümpfe, und finden sie bequemer, als andere.

Ihre Schuhe machen sie aus Fellen von Rehen, Elendsthieren, oder Büffeln. Einige bereiten diese Häute erst auf Europäische Weise zu, Andere lassen das Haar darauf sitzen. Uebrigens sind diese Schuhe leicht und sehr bequem. Der Rand um die Knöchel ist mit Stücken von Messing oder Zinn verziert, die an ledernen Schnüren hängen, und die, wenn sie dicht an einander sitzen, beim Gehen oder Tanzen ein kleines Geräusch machen, welches man nicht ungern hört.

So viel von der Kleidung und dem Putze der Indischen Herren; jetzt will ich den Anzug ihrer Frauen beschreiben.

Diese sind mit einer Art von Bedeckung angethan, die vom Halse anfängt und bis auf die Knie hinunterreicht. Bei denjenigen Stämmen, die mit Europäern handeln, tragen sie auch eine Art von leinenen Hemden, die etwas länger, als der jetztbeschriebene Anzug sind. Diejenigen hingegen, welche noch ganz ihre Volkstracht beibehalten haben, machen sich eine Art von ledernem Hemde, das bloß den Leib, aber nicht die Arme bedeckt. Außerdem tragen sie Röcke von Leder oder Tuch, die von den Hüften bis an die Knie reichen. Ihre Füße sind mit eben solchen Strümpfen und Schuhen bekleidet, wie die der Mannspersonen. Ihr Kopfschmuck richtet sich

nach der unterscheidenden Gewohnheit ihres Stammes, welche unverändert die nämliche bleibt, die schon bei ihren Vorfahren seit undenklichen Zeiten herrschte.

Auf der Ostseite des Mississippistroms ist der Kopfsputz der Indierinnen von Stände eine Sache, die ziemlich viel Aufwand erfordert. Hier wird nämlich das Haar bis auf den Rücken hinab zwischen Platten von Silber gebunden. Diese Platten sind zwar dünn, aber ungefähr 4 Zoll breit; die eine berührt die andere, und so laufen sie, so lang das Haar ist, vom Scheitel bis auf den Rücken hinab. Da das Haar der Indierinnen gewöhnlich sehr lang ist, so wird diese Mode dadurch ungemein kostbar.

Auf der Westseite des Mississippi herrscht eine andere Mode. Dasselbst theilen die Frauensleute ihr Haar auf der Mitte des Kopfes in zwei Zöpfe, welche seitwärts über die Ohren hinabhängen. Jeder dieser Zöpfe ist wie ein Arm dick, aber nur etwa 3 Zoll lang, so daß sie nicht über die Ohrlappen reichen. Ich vermuthe nicht, daß unsere Europäischen Damen, vor der Hand wenigstens, diesen Kopfsputz nachahmungswürdig finden werden.

In Ansehung der Schminke unterscheiden sich die Indischen Frauenspersonen von den unsrigen durch die Stelle, wo sie dieselbe anbringen. Sie bemahlen nämlich einen Fleck, ungefähr von der Größe eines Thalers; aber nicht auf den Wangen, sondern unter den Ohren am Halse, zuweilen auch eine Stelle an der Stirn. Dem Haare wissen Einige auch eine andere Farbe zu geben, als diejenige, welche die Natur ihm beigelegt hat.

Ueberhaupt ist der Putz bei diesen Leuten wol eine eben so wichtige Angelegenheit, als bei uns. Sie wen-

den daher weit mehr Aufmerksamkeit und Fleiß darauf, als auf die Bequemlichkeit in ihren Hütten oder Zelten, die sie auf folgende sehr einfache und leichte Art anlegen.

Sie stecken Pfähle oder Stangen in die Erde, die sie an den Spitzen mit Bast an einander binden. Ueber diese legen sie ein Dach von zusammengenähten Reh- oder Glendshäuten. Diejenige Oeffnung, welche ihnen zur Thür dienen soll, erhält ein besonderes Fell zur Bedeckung, so daß man sie auf- und zumachen kann. Da ihre Zelte ziemlich geräumig sind, so wird hiezu eine große Menge von Fellen erfordert. Das Zelt des Hauptkriegers der Nadowessier hatte wenigstens 40 Fuß im Umkreise, und war ziemlich bequem.

Wenn sie übrigens ihr Lager aufschlagen, so geschieht es ohne die geringste Ordnung. Jeder pflanzt sein Zelt auf diejenige Stelle hin, die ihm die bequemste zu sein scheint.

Feste und bleibende Wohnplätze haben nur Wenige unter ihnen. Sie legen daher auch ihre Hütten auf eine sehr einfache und leichte Weise an, so daß es ihnen wenig Mühe macht, sie bald auf-, bald wieder abzuschlagen. Die Art, wie sie dieselben errichten, ist folgende.

Sie stecken dünne Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen und einen halbkreisförmigen Bogen machen. Dann binden sie dieselben an einander fest. Hierauf bedecken sie diese Stangen mit Matten, aus Schilf geflochten, oder mit Birkenrinde. Von beiden führen sie daher in ihren Rachen immer einen hinreichenden Vorrath mit sich.

An Schorsteine und Fenster wird bei diesen Hütten nicht gedacht. Man läßt bloß oben im Dache eine kleine Oeffnung für den Rauch. Sobald es aber regnet oder schneiet, muß diese zugestopft werden, und dann wehe

Dem, der in einer solchen Hütte aushalten muß, ohne den Rauch, wie sie, ertragen zu können!

Ihr Lager besteht aus Fellen, vornehmlich aus Bärenhäuten, welche reihenweise auf dem Boden ausgebreitet werden. Ist der Fußboden nicht geräumig genug, um die ganze Familie aufzunehmen, so wird ein 4 bis 5 Fuß hohes Gerüst errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Wie die Hütten, so der Hausrath. Auch dieser ist äußerst einfach und größtentheils schlecht gearbeitet, weil es ihnen durchaus an schicklichen Werkzeugen fehlt. Sie verfertigen daher nur Das, was ihnen unentbehrlich ist, und verschmähen alles Ueberflüssige.

So machen sie z. B. aus der obenbeschriebenen schwarzen Thon- oder Steinart Töpfe, die, wenn sie erst abgehärtet sind, dem Feuer und dem Eisen trohen. Um einen Braten zu machen, stecken sie das Fleisch oder das ganze Thier, z. B. einen Biber, an einen hölzernen Bratspieß, und legen die Enden auf gabelförmige Stangen, worauf sie sich umdrehen lassen; eine Verfahrensart, die unsere Europäischen Soldaten im Felde gleichfalls anzuwenden pflegen. Ist der Braten nur klein, so hängen sie den Spieß in einer senkrechten Richtung vor dem Feuer auf, und verändern von Zeit zu Zeit die Lage desselben, damit jeder Theil des Fleisches von der Hitze gleich viel bekomme.

Ihre Schüsseln und Schalen machen sie aus den astigen Auswüchsen des Ahornbaums und anderer Holzarten. Ihre Löffel sind noch am besten gearbeitet. Diese verfertigen sie aus einer Holzart, die in Amerika Löffelholz genannt wird, und die dem Buchsbaumholze gleicht.

Messer und Feuerstahle sind ihnen unter allen Werk-

zeugen die unentbehrlichsten; die letztern besonders deswegen, weil sie so starke Raucher sind, und daher stündlich Feuer gebrauchen. Diejenigen Indier, welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit Europäischen Handelsleuten haben, kaufen diese beiden, ihnen so nothwendigen Bedürfnisse von ihren Nachbarn; und das Geld, welches sie dafür geben, besteht gewöhnlich in — Sklaven, d. i. in gefangenen Feinden, welchen sie das Leben geschenkt haben. Hier wird also ein Mensch — das Edelste und Schätzbarste von allen Werken Gottes hienieden — oft für eine Sache hingegeben, die man bei uns um einige Groschen kauft. Das beweiset denn wol zur Genüge, daß diese Indier noch keine ausgebildete Menschen, sondern nur Barbaren sind, die von dem hohen Werthe der Menschheit noch gar keine Begriffe haben. Wohl uns, daß wir hierin weiter sind!

9.

Von den Sitten und Gemüthseigenschaften der Indier.

Hier fange ich damit an, meinen jungen Lesern einen Hauptzug in der Sinnesart dieser Leute bekannt zu machen, der ihnen zur Ehre gereicht und nachgeahmt zu werden verdient. Dies ist ihre musterhafte Vorsichtigkeit und Bedächtigkeit im Reden und im Handeln.

Sie überlegen, bevor sie den Mund aufthun, jedes Wort, das sie aussprechen wollen, und bedenken, bevor sie handeln, Das, was sie thun wollen, sehr genau und sorgfältig. Nichts, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, ist leicht vermögend, ihr Gemüth in Aufwallung zu bringen. Diese ihre einzige herrschende Lei-

denschaft ausgenommen, sind sie in jedem andern Falle kalt, ruhig und behutsam.

Ihre Gewohnheit hierin geht so weit, daß sie selbst bei solchen Vorfällen, die ihnen nichts weniger als gleichgültig sind, selten aus ihrer Fassung kommen, und selten anders, als mit anscheinender Kälte und nur mit wenigen Worten davon reden. Wenn z. B. Einer von ihnen entdeckt, daß sein Freund, der eben ausgehen will, in Gefahr ist, von Einem, den er beleidiget hat, unterwegs umgebracht zu werden, so sagt er ihm nicht etwa mit Angstlichkeit und in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn sein werde, den Weg zu nehmen, auf welchem sein Feind ihm auflauert; sondern er fragt ihn erst mit der größten Gleichgültigkeit, wohin er heute gehen werde? Hört er nun, daß die Reise wirklich dahin gehe, wo er weiß, daß die Gefahr seiner wartet, so fügt er bloß mit der nämlichen Gleichgültigkeit hinzu, daß ein Hund nahe bei dem Platze liege, der ihm schaden könne. Das ist Alles, was er ihm sagt. Aber dieser Wink ist auch schon hinreichend. Sein Freund weiß, was er bei diesen wenigen Worten zu denken habe, und vermeidet die ihm bevorstehende Gefahr eben so sorgfältig, als wenn ihm die Nachstellung seines Feindes umständlich wäre erzählt worden.

Ein anderes Beispiel. Wenn ein Indier, es sei im Kriege oder auf einem Jagdzuge, von seiner Familie und von seinen Freunden viele Monate lang abwesend gewesen ist, und Weib und Kinder ihm jetzt bei seiner Zurückkunft eine Strecke entgegenlaufen, so äußert er nicht die mindeste zärtliche Empfindung; er geht vielmehr, als achte er ihrer nicht, seinen geraden Gang ruhig und schweigend fort, bis er in seine Hütte kommt.

Hier setzt er sich hin, und raucht seine Pfeife mit

der nämlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen einzigen Tag abwesend gewesen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das Nämliche, und es vergehn vielleicht etliche Stunden, bevor er den Mund öffnet, um die Zufälle zu erzählen, die ihm begegnet sind. Selbst dann, wenn er einen Vater, einen Bruder oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlor, oder sonst einen beträchtlichen Unfall erlebte, beobachtet er anfangs das nämliche Stillschweigen darüber. Das ist nun freilich mehr, als die Natur uns erlaubt und die Vernunft von uns fodert; auch stelle ich dieses Beispiel von Gleichmüthigkeit keinesweges als ein Muster zur Nachahmung auf; ich erzähle es bloß als einen Beweis, wie sehr diese halbwilden Menschen sich besitzen, und wie viel Gewalt sie über die Ausbrüche ihrer Empfindungen und Leidenschaften haben müssen. Und das ist es, worauf ich meine jungen Leser aufmerksam machen wollte, um ihnen zu zeigen, wie weit man es in dieser Selbstbeherrschung bringen kann. Wo und wie dieselbe ausgeübt werden müsse, das müssen wir uns von unserer Vernunft sagen lassen.

Sogar bei den dringendsten Bedürfnissen des Hungers und Durstes behauptet der Indier dieselbe Herrschaft über sich selbst, und hält es für schimpflich, seine sinnliche Begierde auf irgend eine Weise zu äußern. Kommt er z. B. von der Jagd, oder von einem andern mühsamen Geschäft hungrig und durstig zurück, so nimmt er sich wohl in Acht, sein Bedürfnis, auch wenn es noch so peinigend für ihn wäre, merken zu lassen; er setzt sich vielmehr ruhig nieder, und raucht sein Pfeifchen mit so vieler Zufriedenheit, als wenn ihm weiter gar nichts fehle. Diese Gewohnheit wird bei allen Stämmen genau beobachtet, weil sie das, und zwar mit

Recht, für einen Beweis von männlicher Standhaftigkeit halten, und durch ein entgegengesetztes Verfahren den Namen eines alten Weibes zu verdienen, d. i. sich zu entehren glauben.

In diesem, wie in manchem andern Stücke, hat ihre Gemüthsart eine große Aehnlichkeit mit der der ehemahligen Sparter, die meine jungen Leser aus der Griechischen Geschichte kennen. Gleich diesen beklagen und beweinen sie den Verlust ihrer Söhne, die auf dem Schlachtfelde bleiben, oder in die Gefangenschaft gerathen, nicht mit einer einzigen Silbe, nicht mit einer einzigen Thräne. Auf die Nachricht, die man ihnen von einem solchen Unfalle giebt, antworten sie, ihrer Gewohnheit nach, nur ganz kurzsilbig und kalt: »es thut nichts!« und es verstreicht gemeiniglich erst eine gute Zeit, bevor sie sich erkundigen, wie es zugegangen sei. Wird ihnen im Gegentheil erzählt, daß ihre Söhne brav gethan, daß sie so oder so viele Feinde getödtet oder zu Gefangenen gemacht haben, so scheinen sie auch dabei, wie bei einer ganz gewöhnlichen und sich von selbst verstehenden Sache, völlig gleichgültig zu bleiben. Ihre Antwort ist alsdann gemeiniglich nur diese: »es ist gut!« und dabei lassen sie es bewenden, ohne sich nach den eigentlichen Umständen zu erkundigen.

Ich sagte: sie scheinen gleichgültig dabei zu bleiben; denn, daß es ihnen keinesweges an der Menschheit natürlichen Gefühlen bei solchen Gelegenheiten fehle, davon habe ich aus andern Gründen oft mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Sie haben im Grunde so viel Kinds- und Vaterliebe, und überhaupt so viel Anhänglichkeit an die Ihrigen, als man nur immer bei gesitteten Völkern findet, nur, daß sie die Aeußerungen solcher menschlichen Gefühle irriger Weise für un-

anständig halten, und sie daher zurückzuhalten suchen.

Ich fahre fort, einige sonderbare, unserer Aufmerksamkeit würdige Züge ihrer Gemüthsart auszuzeichnen.

Wenn ein Indier in die Hütte oder in das Zelt eines Andern tritt, so sagt er gleich, wem von der Familie er seinen Besuch eigentlich zugedacht habe. Sofort begeben alle die Uebrigen sich bescheiden und still an das andere Ende der Hütte, und nehmen sich sehr in Acht, Jenen so nahe zu kommen, daß sie in ihrem Gespräche dadurch unterbrochen werden könnten. Welche bescheidene Rücksichtigkeit bei sogenannten Wilden!

Sehr schnell können sie etwas begreifen und lernen, wozu eine genaue Aufmerksamkeit gehört und was sie für nützlich halten. Das macht, daß sie sich gewöhnt haben, bei solchen Gegenständen ihre ganze Achtsamkeit aufzubieten, und unterdeß an nichts Anders zu denken. Eine schöne und nachahmungswürdige Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug empfehlen kann. Sie erlangen dadurch den Vortheil, daß sie alle zu ihrer Lebensart gehörige Geschäfte mit einer Geschicklichkeit zu verrichten wissen, die Unseren in Erstaunen setzt. Müssen sie z. B. durch einen Wald, oder über eine Ebene von einigen hundert Englischen Meilen ohne Weg oder Wegweiser gehn, so kommen sie bei dem Punkte, den sie sich vorgesezt hatten, ohne Verirrung, ja ohne irgend einen beträchtlichen Umweg zu machen, richtig an, und es ist ihnen dabei völlig gleichgültig, ob das Wetter hell oder dunkel ist. Wer von uns getraute sich, es ihnen darin gleich zu thun?

Die beobachtende Aufmerksamkeit, die sie auf Alles wenden, was in dem Kreise ihrer Wirksamkeit liegt, setzt sie in den Stand, zu jeder Zeit ganz genau die

Stelle am Himmel zu bestimmen, wo jetzt die Sonne oder der Mond steht, auch wenn diese von Nebel und Wolken gänzlich bedeckt, und also völlig unsichtbar sind. Mit eben so großer Fertigkeit wissen sie auf Laube oder Grase die Spuren von Menschen oder Thieren ausfindig zu machen; und es ist daher nicht leicht möglich, daß ein fliehender Feind ihrer Nachforschung entgehe. Das haben sie theils ihrer Aufmerksamkeit auf alle Umstände, theils der außerordentlichen Schärfe ihrer Sinne zu verdanken, die sie durch unaufhörliche Uebung und Anstrengung sich zu erwerben wissen. Auch in diesem Betracht ist es sehr lehrreich, Beobachtungen über sie anzustellen; weil wir daraus lernen können, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit unsere sinnlichen Werkzeuge sich verbessern lassen, wenn wir in der Kindheit sie nur gehörig zu üben suchen. Unsere feinen und gesitteten Landsleute in den höhern Ständen, besonders in großen Städten, wo man, der eingeschränkten und unnatürlichen Lebensart wegen, die man da führt, fast durchgängig kurzsichtig, und stumpf an den meisten Sinnen ist, würden, mit diesen weitsehenden, scharfriechenden und feinhörenden Wilden zusammengehalten, einen beschämenden Abstich machen.

Und es ist doch wahrlich ein recht großes Glück, wohlgelübte und scharfe Sinne zu haben! Wie viele angenehme Empfindungen, wie viele Vortheile bei den meisten Geschäften des Lebens entgehen Dem, der an dieser Vollkommenheit Mangel leidet! Junger Europäischer Landsmann, hast du Lust, sie dir zu erwerben? Mache es, wie die Indier; und ich stehe dir für den Erfolg! Uebe deinen Blick in der weiten offenen Natur, indem du es zu einem angelegentlichen Geschäfte machst, ferne und immer fernere Gegenstände zu erken-

nen, zu unterscheiden und zu beurtheilen. Uebe dein Ohr, indem du mit verschlossenen Augen deine ganze Aufmerksamkeit auf die leisesten Töne richtest, um Merkmahe darin wahrzunehmen, woraus du auf ihre Ursache und auf ihre Bedeutung schließen magst. Uebe das Gefühl in deinen Fingerspizen, indem du im Finstern, oder mit zugemachten Augen, bloß durch Betastung Gegenstände zu unterscheiden suchst, die in ihrer Form und in Ansehung ihrer Oberfläche eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Uebe auf gleiche Weise deine Geruchs- und Geschmacksnerven, und sei versichert, daß du auf diesem Wege der täglichen Uebung in der Vervollkommnung deiner sinnlichen Werkzeuge in kurzer Zeit sehr weit kommen werdest. — Aber wieder zurück zu unsern Indiern!

Das Gedächtniß dieser Leute ist nicht minder durch Uebungen verbessert, als ihre Sinneskraft. Sie können jeden kleinen Umstand anführen, der einmahl in ihrem Rathe vorfiel, und sie wissen ganz genau zu bestimmen, wann ein solcher Rath gehalten wurde. Ihr sogenannter Wampumgürtel, den ich sogleich beschreiben werde, dient ihnen dazu, sich zu jeder Zeit an die wesentlichen Punkte ihrer Verträge mit den benachbarten Stämmen zu erinnern, und sie berufen sich darauf mit eben so großer Genauigkeit und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre schriftlichen Urkunden thun.

Der jetztgenannte Gürtel besteht aus Muscheln, aus welchen eirunde, ungefähr ein Viertel Zoll lange Knöpfe gemacht und an lederne Schnüre befestiget werden. Mehre solche Schnüre, mit einem feinen sehnigen Faden zusammengenäht, machen einen sogenannten Gürtel Wampum aus. Dergleichen Gürtel bestehn oft aus zehn bis zwölf und mehren Schnüren. Es kommt da:

bei auf die Wichtigkeit der Sache und auf das Ansehn der Person an, welcher er überliefert wird. Bei gewöhnlichen Vorfällen beschenken sich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie, als einen großen Schmuck, am Halse tragen. Ueberhaupt achten die Indier die Muscheln eben so hoch, als die Europäer Gold, Silber und Edelsteine.

Eine sehr rühmliche Eigenschaft dieser Leute ist die entschiedene Ehrfurcht, die sie für das Alter haben. Den Rath seines Vaters hört der junge Indier noch wol mit Gleichgültigkeit an, aber wenn sein Großvater ihm etwas befiehlt, so gehorcht er augenblicklich mit der größten Bereitwilligkeit. Die Jungen hören auf das Wort der bejahrteren Mitglieder ihrer Versammlung, als wenn es Orakelsprüche wären; und wenn sie auf der Jagd ein vorzüglich gutes Wildbret erlegen, so wird es gleich zum Geschenk für die Alten bestimmt. Das ist dankbar und edel gehandelt!

Gleichmüthigkeit und Seelenruhe sind ihnen fast unter allen Umständen eigen. Von Sorgen und Aengstlichkeit findet man keine Spur bei ihnen. Da sie von Natur träge und genügsam sind, so geben sie sich auch wenig Mühe, sich einen reichlichen Unterhalt und größere Bequemlichkeiten zu erwerben, so lange sie die Nothwendigkeiten des Lebens nur ohne große Anstrengung und in der Nähe finden können.

Sobald weder Jagd noch Krieg sie zur Thätigkeit auffodern, bringen sie ihre ganze Zeit mit Essen, Trinken, Schlafen, Tabakrauchen und Umherschlendern in ihren Dörfern oder Lagern zu. Aber kaum ruft der Krieg sie wieder ins Feld, oder die Jagd in den Wald, so sind sie unermüdet, und ertragen Hunger, Durst und jede Art von Beschwerlichkeit mit der größten See-

lenstärke. Weiter unten, wo von ihren Kriegen die Rede sein wird, werde ich auffallende Beweise davon anführen.

Ein verderbliches Laster, welches sie mit den Europäern gemein haben, ist die Spielsucht. Dieser hängen sie in den Zeiten der Ruhe auf die ausschweifendste Weise nach, und sie verspielen nicht selten alle ihre Habseligkeiten, sogar ihre Kleidung und Waffen. Aber wenn sie diesen großen Fehler mit den gesitteten Völkern gemein haben, so unterscheiden sie sich doch wieder zu ihrem Vortheil durch die vollkommene Ruhe und Gelassenheit, die sie dabei beobachten. Nie erlauben sie sich, auch bei dem empfindlichsten Verluste, eine Aeußerung von Verdrießlichkeit oder Unwillen; nie hört man sie murren oder fluchen; sondern sie ertragen ihr Unglück allemahl mit vollkommener Gleichmüthigkeit. Und das erhebt sie wieder über uns.

Das einzige Laster, welches sie als Wilde und Barbaren bezeichnet, ist die ihnen eigene Grausamkeit gegen ihre Feinde. Diese geht so weit, daß die bloße Erzählung davon bei jedem gesitteten Menschen Schauder und Entsetzen erregen muß. Aber so unmenschlich sie im Kriege gegen ihre Feinde sind, eben so freundschaftlich, gastfrei und leutselig sind sie im Frieden. Man kann daher mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde und die besten Freunde von der Welt sind.

Sie sind überhaupt sehr freigebig und dienstfertig gegen einander. Einer hilft dem Mangel des Andern von seinem Ueberflusse mit Vergnügen ab. Das Eigenthumsrecht üben sie nur in solchen Dingen aus, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die ein Jeder vermehrt, so wie seine Bedürfnisse es erfordern und seine

Umstände es ihm erlauben. Alles Uebrige haben sie gemeinschaftlich.

In Gefahren hilft Einer dem Andern willig, und ohne irgend eine Belohnung dafür zu erwarten, den Lohn der Ehre ausgenommen, welcher bei ihnen allemahl dem Verdienste ertheilt wird. Sonst weiß man bei ihnen von keinem Unterschiede des Standes, der etwa durch Geburt oder Vermögensumstände bestimmt würde. Alle sind in diesem Betracht einander gleich, und nur der tapfere und klügere Mann ist der geehrtere unter ihnen. Diese vollkommene Gleichheit an Stande, Sitten und Vorzügen beseelt sie denn auch mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, nie auf die Erreichung einer eigennützigigen Privatabsicht bedacht ist. Wie viel haben sie in diesem Betracht vor uns voraus!

Wenn ein Indier seine Kinder durch Krankheiten oder im Kriege verliert, gleich ist derjenige von seinen Nachbarn, der die meisten Sklaven hat, da, um den Abgang durch ein Geschenk an Menschen zu ersetzen. Solche geschenkte Sklaven werden dann von dem kinderlosen Vater an Kindesstatt angenommen, und als seine eigene Kinder wirklich von ihm behandelt.

Von dem Werthe des Geldes können diese Indier — Diejenigen ausgenommen, die nahe an den Europäischen Besitzungen wohnen — sich ganz und gar keinen Begriff machen; und wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker davon machen, so sehen sie es als die Quelle unzähliger Uebel an. Sie halten es für widersinnig, daß der Eine mehr davon zu besitzen strebt, als der Andere, und können es schlechterdings nicht begreifen, daß dieser größere Besitz Ehre

und Ansehn verschaffe. Erzählt man ihnen vollends, daß der Mangel dieses unnützen Metalls in Europa die Menschen ihrer Freiheit berauben, und zwischen die fürchterlichen Mauern eines engen Gefängnisses einschließen könne, so übersteigt das allen Glauben bei ihnen, und sie beschuldigen die Urheber dieser Einrichtung eines gänzlichen Mangels an menschlichem Gefühl, und belegen sie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuern.

Fast eben so gleichgültig sind sie gegen diejenigen Erzeugnisse der Kunst, die ihnen bei ihrer Lebensart und in ihrem Wirkkreise keinen Nutzen zu haben scheinen. Wenn man ihnen dergleichen zeigt, so sagen sie höchstens: »es ist hübsch, ich mag das gern ansehen!« aber sie fragen weder nach der Einrichtung desselben, noch nach der Art, wie es gemacht, und der Absicht, wozu es gemacht wird. Aber wenn man ihnen von Jemand erzählt, der sehr schnell laufen kann, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der das Ziel richtig treffen, einen starken Bogen mit Leichtigkeit spannen kann, oder ein Fahrzeug vorzüglich gut zu regieren weiß, der die Kriegskunst versteht, ungemein tapfer ist, die Lage seines Landes kennt, ohne Führer durch einen unermesslichen Wald seinen Weg finden und dabei von wenig Nahrungsmitteln leben kann: so sind sie bei dieser ihnen angenehmen Erzählung ganz Ohr, und sie bezeigen dem Gegenstande davon eben so viel Ehrerbietung, als wir Europäer Demjenigen, von welchem wir etwa hören, daß er aus einem alten Geschlechte entsprungen sei, und prächtige Häuser, Hausgeräthe, Gärten und sehr viel unnützes Gold und Silber habe. Wer ist hier der Vernünftigere, und wer der Barbar? Der Indier, der nur auf persönliches Verdienst und nützliche Fertig-

keiten, oder der Europäer, der mehr auf eingebil- dete Vorzüge des Zufalls und auf verdienstlose und überflüssige Besitzungen sieht? Der Verstand des jungen Lesers mag sich diese Frage selbst beantworten.

Da diese Menschen in allen Stücken der Natur gemäßer leben, als wir, so sind sie auch durchgängig gesunder, stärker und zufriedener, als wir. Ein großes, lehrreiches Beispiel für uns Alle!

Die Weiber unter ihnen gebären ihre Kinder fast ohne Schmerzen, ohne Beistand von einer Hebamme, und ohne krank davon zu werden. Einige Stunden nach ihrer Niederkunft sieht man sie schon wieder bei ihren gewöhnlichen Arbeiten, die meistentheils sehr schwer sind, weil die Männer, nach der ihnen eigenen häuslichen Trägheit, ihnen alle Hausarbeiten, die hart und beschwerlich sind, allein aufbürden. Sogar auf der Jagd bringen die Männer das erlegte Wild nie selbst nach Hause, sondern lassen es durch ihre Weiber holen, wenn auch der Ort, wo es liegt, eine beträchtliche Strecke entfernt ist.

Von Wiegen, Federbetten und Windelbändern wissen die Indierinnen nichts, und doch schlafen ihre Kinder so gut, als die unsrigen, und sind dabei gemeinlich gesunder und besser gewachsen, als die unsrigen. Die sogenannten neuern Erzieher haben also wol nicht Unrecht, wenn sie den Gebrauch dieser Dinge widerrathen. Die Indische Mutter legt ihr neugebornes Kind auf ein mit Moos bedecktes Brett und bedeckt es mit einem Felle oder Tuche. Damit es nicht hinunterfalle, so sind an der Seite kleine krummgebogene Stöcke angebracht. Diese Maschine wird dann mit Riemen an Baumzweigen aufgehängt, oder man bindet sie, wenn etwa keine Bäume in der Nähe sind, an einen Klotz

oder Stein. Da läßt man sie ruhig hangen, indem die Mutter ihre Geschäfte abwartet. In dieser Lage werden die Kinder einige Monate lang erhalten, und man kann denken, daß es sich oft ereignen müsse, daß sie von der Nässe und Kälte leiden. Aber das schadet ihrer Gesundheit nicht, weil ein unverderbter und noch junger menschlicher Körper sich leicht an Alles gewöhnt. Nimmt man sie endlich aus der Maschine heraus, so läßt man die Jungen nackend kriechen oder laufen, wohin sie Lust haben; die Mädchen hingegen werden vom Halse bis an die Knie mit einem Hemde und mit einem kurzen Röckchen bedeckt. — Auch hieraus stände für unsere Europäischen Mütter viel zu lernen.

»Uebrigens wissen die Indier nicht viel von Kinderzucht. Sie überlassen vielmehr die Kleinen, sobald sie kriechen können, sich selbst, und es ist ihnen erlaubt, sich hinzubegeben, wohin sie wollen, und zu thun, was ihnen beliebt. Man sieht sie daher, ohne Aufsicht und Begleitung, völlig nackt ins Holz, ins Wasser, in den Roth und in den Schnee laufen, ohne daß sich Jemand darum bekümmert.«

»Daher kommt ihnen denn auch die bewundernswürdige Kraft, Hurtigkeit und Munterkeit, welche Allen gemein ist, und jene außerordentliche Abhärtung gegen Wind und Wetter, welche einen verzärtelten Europäer in Verwunderung setzt.«

»Im Sommer sieht man sie mit Anbruch des Tages ins Wasser laufen, wie diejenigen Thiere, welchen dieses Element natürlich ist. Sie bringen einen Theil des Tages damit zu, in den Seen und Flüssen zu plätschern und zu scherzen. Man giebt ihnen zeitig Bogen und Pfeile in die Hand, und die Racheiferung welche unstreitig der beste Lehrmeister ist, macht, daß sie sich in

dem Gebrauche derselben eine erstaunliche Geschicklichkeit erwerben. «

» Gleich von den ersten Jahren an läßt man sie mit einander ringen, und ihre Neigung zu dieser Leibesübung wird so stark, daß sie sich oft tödten würden, wenn man sie nicht von einander brächte. Diejenigen, welche ihrem Gegner unterliegen, empfinden diese Schmach so tief, daß sie nicht eher ruhen, bis sie dieselbe durch einen Sieg von sich abgewälzt haben. «

» Alles, was die Aeltern zu ihrer Erziehung beitragen, ist dieses, daß sie ihnen fleißig die schönen Thaten ihrer Vorfahren erzählen, und, indem sie ihren Ehrgeiz entflammen, sie zur Nachahmung derselben zu reizen suchen. Zuweilen braucht man auch wol Bitten und Ermahnungen, um sie von ihren Fehlern zu bessern, niemahls aber Drohungen und Züchtigungen, weil man den Grundsatz hegt, daß kein Mensch das Recht habe, einen andern zu zwingen. Meine jungen Leser begreifen von selbst, daß dieser Grundsatz nur unter freien Wilden, nicht aber in ordentlich eingerichteten Staaten, richtig sei, und sie werden es daher nicht sonderbar finden, daß sie selbst nach andern Grundsätzen erzogen werden. «

» Eine Mutter, welche sieht, daß ihre Tochter eine üble Aufführung annimmt, begnügt sich bloß, darüber zu weinen. Die Tochter fragt sie dann um die Ursache ihrer Thränen, und Jene antwortet: du verunehrst mich. Dieser kurze Vorwurf pflegt tief zu Herzen zu gehn, und selten ohne Wirkung zu bleiben. Die einzige Strafe, welche die Indier zur Züchtigung ihrer Kinder anwenden, ist die, daß sie ihnen ein wenig Wasser ins Gesicht spritzen. Dies ist ihnen außerordentlich empfindlich. Man hat Beispiele, daß junge Mädchen sich darüber

erhängt haben. Wer sollte in einer jungen Wildniss so viel Ehrgeiz und Empfindlichkeit suchen *)? «

10.

Von der Zeitrechnung der Indier.

Eine genaue Zeitrechnung, ohne Sternkunde, ist unmöglich. Dennoch wissen die Indier, bei aller ihrer Unwissenheit in der Sternkunde, sich gut zu helfen. Sie zählen ihre Jahre nach Wintern, oder vielmehr, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrücken, nach Schneen. Vor drei oder vier Schneen also, heißt bei ihnen so viel, als vor drei oder vier Jahren.

Das Jahr selbst berechnen sie nach Monden, indem sie 12 Vollmonde zu einem Jahre rechnen. Weil sie aber bemerkt haben, daß sie mit dieser Rechnung nicht auskommen, indem ein ganzes Jahr mehr als 12 Vollmonde in sich fassen muß, wenn die verschiedenen Jahreszeiten immer in die nämlichen Theile des Jahrs fallen sollen, so zählen sie jedesmahl nach Verlauf von 30 Monaten noch einen dazu, den sie den verlorenen Monat nennen, gerade so wie wir jedesmahl nach Verlauf von vier Jahren in dem Hornung einen Tag mehr einschieben oder einschalten, und ein solches Jahr ein Schaltjahr nennen. Sie achten übrigens sehr genau auf jeden Neumond, und äußern ihre Freude darüber durch besondere Töne und dadurch, daß sie ihre Hände gegen ihn emporheben.

Jedem Monate haben sie einen besondern Namen gegeben, der das Eigenthümliche der Jahreszeit ausdrückt, worin er fällt. So nennen sie den März den Wurm-

*) Allgem. Reisen, 17ter Bd. Seite 39 und 40.

monat, weil um diese Zeit die Würmer aus den Löchern und Risen, worin sie den Winter über verborgen lagen, wieder hervorzukriechen pflegen; den April den Pflanzmonat, den Mai den Blumenmonat, den Junius den heißen Monat, und den Julius den Bockmonat. Der August heißt bei ihnen der Störmonat, weil sie um diese Zeit eine große Menge von dieser Fischart fangen; der September der Kornmonat, weil sie alsdann ihr Indisches Korn einsammeln. Den Oktober nennen sie den Reiseumonat und den November den Bibermonat, jenen, weil sie um die Zeit desselben ihre Dörfer verlassen und in diejenigen Gegenden reisen, wo sie den Winter über jagen wollen; diesen, weil die Biber in diesem Monate anfangen, sich in ihren Häusern, bei dem von ihnen eingesammelten Wintervorrathe aufzuhalten. Der Dezember heißt der Jagdmonat, weil sie ihn mit der Jagd zubringen; der Jenner der kalte Monat, weil in diesem Monate gewöhnlich die stärkste Kälte eintritt, und der Februar endlich der Schneemonat, weil um diese Zeit gemeinlich der meiste Schnee fällt.

Wann der Mond nicht scheint, so sagen sie: er sei todt, und die erste Wiedererscheinung desselben drucken sie so aus, daß sie sagen: er sei wieder aufgelebt.

Die Eintheilung von Wochen haben sie gar nicht, und die einzelnen Tage zählen sie nach Schlafen. So viele Schlafe, heißt bei ihnen, so viele Tage.

Ihre ganze sternkundige Gelehrsamkeit besteht darin, daß sie den Nord- oder Polarstern zeigen können. Nach diesem richten sie sich auch, wenn sie bei Nacht reisen.

Eben so eingeschränkt und dürftig ist ihre Einsicht in die Erdbeschreibung. Aber von allen Gegenden, die

sie kennen, wissen sie sehr genaue Karten auf Birkenrinde zu zeichnen; nur daß sie die Länge und Breite nicht nach wirklichen Ausmessungen, sondern nach einem ungefähren Augenmaße anzugeben vermögen.

Die Entfernung der Orter rechnen sie nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen. Eine Tagereise aber ist ihnen ungefähr eine Länge von vier Deutschen Meilen. Diese theilen sie wieder in halbe und viertel Tagereisen ein, und geben sie auf ihren Karten an. Danach können sie den Marsch der Parteien, die sie zum Kriege oder auf die Jagd ausschicken, ziemlich richtig bestimmen.

Von der Rechenkunst haben sie weiter keinen Begriff, als daß sie ziemlich hoch hinauf zählen können. Aber Zahlzeichen kennen sie eben so wenig als Buchstaben.

Als ich bei den Nadowessiern mich aufhielt, so bemerkten Einige von ihren Anführern eine Zeichnung von einer Mondfinsterniß in einem sternlehrigen Buche, welches ich in Händen hatte, und baten mich, daß ich sie ihnen zeigen möchte. Ich gab ihnen das Buch zugemacht hin, und sie zählten, um das Kupfer wieder aufzusuchen, die einzelnen Blätter, bis sie an die Stelle kamen, wo es war. Ich sagte ihnen nachher, sie hätten diese Mühe nicht nöthig gehabt; man könne, ohne die Blätter zu zählen, doch gleich sagen, wo das Bild sich befinde und wie viele Blätter vorhergehen.

Diese Behauptung kam ihnen wunderbar vor, und sie baten mich, ihnen das einmahl durch die That zu beweisen. Um ihre Neugierde zu befriedigen, sagte ich Demjenigen, der das Buch in der Hand hatte, er möge es aufschlagen, wo er wolle, und den Rand sorgfältig zuhalten, damit ich nicht im Stande sei, die Blätter zu zählen. Er that dieses mit großer Behutsamkeit;

aber es war mir dennoch eine Kleinigkeit, ihm zu sagen, wie viele Blätter vorhergingen, indem ich oben auf die Seitenzahl sah. Er zählte sie hierauf ordentlich über, und da es sich fand, daß meine Angabe richtig gewesen war, und daß ich den Versuch, so oft man wollte, immer mit gleicher Untrüglichkeit wiederholen konnte, so sahen sie eben so erstaunt aus, als wenn ich Todte auferweckt hätte. Um Ende erklärten sie sich die Sache, wie sie Alles, was sie aus Unwissenheit nicht begreifen, zu erklären pflegen, nämlich dadurch, daß das Buch ein Geist sei, der mir Alles zuraune, was ich von ihm zu wissen verlange. Und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, ihnen eine noch höhere Meinung von mir einzufößen, als sie schon vorher hatten.

Dies ist nämlich die Art aller rohen und unwissenden Menschen, daß sie Dasjenige, was sie nicht zu begreifen und zu erklären vermögen, alsobald für eine Wirkung höherer und unsichtbarer Wesen halten. Daher die vielen abgeschmackten Märchen von Einwohnungen und Wirkungen des Teufels und anderer Geister, von Gespenstern, Zauberern und Wunderthätern; Märchen, die in der Zeit der Unwissenheit und des Aberglaubens bei Tausenden entstanden, und welche noch heutiges Tages mitten in dem aufgeklärten Europa bei allen Deuten Beifall und Glauben finden, in deren düstern Kopf noch kein Strahl von dem aufgegangenen Lichte der Aufklärung Eingang gefunden hat. Ich hoffe, meine jungen Leser werden sich selbst zu sehr achten, als daß sie durch eine dumme Glaubwilligkeit dieser Art sich den unwissenden und abergläubischen Indiern in diesem Stücke beigefellen sollten. Eine fleißige Erlernung der Wissenschaften und ein sorgfältiger Anbau ihrer Vernunftsfähigkeiten, durch Lesung der Schriften aufgeklär-

ter Männer und durch eigenes Nachdenken, werden sie vor dieser Schmach bewahren.

11.

Von der Regierungsform der Indier.

In Ansehung der bürgerlichen Verfassung und der Regierungsform scheinen diese Indier viel glücklicher zu sein, als die meisten Europäischen Nationen. Denn sie wissen nichts von willkürlicher Gewalt oder Zwangsherrschaft unter sich, und sie sind daher völlig sicher vor jeder Art von Unterdrückung und tyrannischer Ungerechtigkeit. Wie viel gebildete Völker können sich dieses glücklichen Vorzuges rühmen?

Jede Indische Völkerschaft wird wieder in ihre besondern Stämme abgetheilt, und jeder Stamm macht einen eigenen kleinen Staat für sich aus. So wie nun jede Völkerschaft ein gewisses Sinnbild hat, wodurch sie sich von andern unterscheidet, so hat auch jeder Stamm wiederum sein besonderes Unterscheidungszeichen, wie z. B. einen Adler, Panther, Tiger oder Büffel. Ein Stamm der Nadowessier wird durch eine Schlange, ein zweiter durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Eichhörnchen, ein vierter durch einen Wolf und ein fünfter durch einen Büffel vorgestellt. Der Geringste von ihnen weiß, zu welchem Stamme er gehört, und hat eine beständige und große Anhänglichkeit an denselben.

Außerdem unterscheidet sich jede Völkerschaft auch durch die Art, wie sie ihre Zelte oder Hütten bauet. Diesen Unterschied kennt jeder Indier, ungeachtet er oft so fein und unmerklich ist, daß ein Europäer mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig ist, ihn nicht zu

erkennen vermag. Sie können daher ganz genau, vielleicht bloß aus der Stellung eines Pfahls, der in der Erde stecken blieb, bestimmen, welche Völkerschaft vor vielen Monaten ihr Lager auf dem Plage hatte.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches der große Anführer oder der Hauptkrieger genannt wird. Bei der Wahl desselben wird lediglich auf ungewöhliche Erfahrung im Kriege und auf bewährte Tapferkeit gesehen. Dieser ordnet ihre Kriegszüge an, und hat über Alles, was zu diesem Fache gehört, die Aufsicht. Außer ihm giebt es noch ein zweites Oberhaupt, welches seinen Vorzug einem Erbrechte zu verdanken hat, und von welchem die bürgerlichen Angelegenheiten besorgt werden. Die Einwilligung dieses Letztern wird zu allen Ausfertigungen und Verträgen erfordert, welchen er das Zeichen des Stammes oder der Völkerschaft anhängen muß, wenn sie gültig sein sollen.

Ungeachtet nun diese Beiden als die Regenten des Stammes angesehen werden, und ungeachtet der Letztere auch gewöhnlich den Titel eines Königs führt, so würde man sich doch sehr irren, wenn man sich wirkliche Befehlshaber dabei denken wollte. Die Indier kennen schlechterdings keine Unterwürfigkeit, weder in bürgerlichen, noch in Kriegssachen. Da ein Jeder eine große Meinung von seiner eigenen Wichtigkeit hat, und auf nichts eifersüchtiger ist, als auf seine Freiheit, so werden alle Anträge, die das Ansehn von einem ausdrücklichen Befehle haben, gleich mit Verachtung verworfen.

Selten läßt daher ein Anführer sich einfallen, irgend eine Unordnung als einen gebieterischen Befehl einzukleiden. Aber man muß auch gestehen, daß er gar keine Versuchung dazu hat. Denn ein bloßer Wink

von ihm, wodurch er zu erkennen giebt, er glaube, daß Dies oder Jenes geschehen müsse, ist hinreichend, den Augenblick einen Wetteifer unter den Geringern zu erregen, die seinen Willen sogleich zu vollführen suchen. Auf diese Weise empfindet Keiner das Unangenehme der Befehle, und es geschieht doch Alles, was der Anführer zum Besten des Stammes für nöthig erachtet. Eine vortreffliche Verfassung! Man müßte Abgeordnete zu diesen Leuten schicken, und sie um die Mittheilung des Geheimnisses bitten, wie sie es angefangen haben, so viel Folgsamkeit bei so viel Freiheitsinn, so viel Einfluß ihrer Oberhäupter bei so geringer Macht derselben, unter sich einzuführen? Hier in Europa würde eine solche Regierungsform schwerlich von Bestand sein, und in kurzer Zeit die größten Unordnungen nach sich ziehn. Ich möchte wissen, ob meine jungen Leser wol einige Ursachen davon entdecken können. Wie? wenn sie einmahl darüber nachdächten, und das Buch so lange auf die Seite legten? —

Was mich betrifft, so glaube ich, daß es vornehmlich an folgenden Ursachen liege, warum die jetztbeschriebene glückliche Regierungsart, zwar wol bei den Indiern, aber nicht bei uns Statt finden könne.

Erstens haben die Indier, wie wir oben gehört haben, wenig Eigenthum und wenig Bedürfnisse, aber eben deswegen auch viel Gemeingeist, viel Vaterlandsliebe und viel Anhänglichkeit an ihren Stamm. Ihr Eigennuß kommt daher den Unordnungen ihrer Anführer weniger und seltener in die Quere, und sie sind bei jeder Gelegenheit viel bereitwilliger, als wir, zu thun, was das gemeine Beste von ihnen fodert.

Zweitens sind die Verhältnisse der einzelnen Glieder dieser kleinen Staaten oder Gesellschaften lange

nicht so vielfach und so verwickelt, als die unsrigen sind. Dort können tausend Dinge angeordnet werden und geschehen, ohne daß ein Einziger dadurch beeinträchtigt wird; bei uns hingegen kann nicht die kleinste Sache vorgenommen und ausgeführt werden, ohne daß bald hier, bald dort Einer, bald an seinem Vermögen, bald an seiner Ehre, bald an seiner Bequemlichkeit dadurch gefährdet wird. Daher würde hier, wenn keine gesetzgebende Gewalt bei uns Statt fände, nie Etwas zu Stande kommen; man würde überall Widerseßlichkeit antreffen, und Unordnung und Verwirrung würden Ueberhand nehmen.

Drittens sind jene Stämme der Indier, in Vergleichung mit unsern Europäischen Staaten, nur als einzelne Familien anzusehn, weil sie nur aus einigen hundert Köpfen bestehen. Da ist es nun freilich begreiflich, daß in einer so kleinen Gesellschaft der väterliche Rath eines erfahrenen Anführers, den Jeder kennt, mit dem Jeder täglich redet, und von dessen Uneigennützigkeit Jeder tägliche Proben vor sich sieht, die Stelle eines Befehls vertreten kann, dem sich Jeder ohne Murren unterwirft, weil er weiß, daß er nur auf das gemeine Beste abzweckt. In unsern Europäischen Staaten hingegen, die zum Theil aus vielen Millionen Menschen bestehen, und wo viele ihr Oberhaupt nie von Person kennen lernen, vielleicht in ihrem Leben nicht ein einziges Mahl zu Gesicht bekommen, ist diese Familieneinrichtung unmöglich; da fallen also auch alle die wünschenswürdigen Vortheile derselben weg. Hier muß nothwendig eine befehlende Macht sein; hier muß nothwendig gehorcht werden.

Also müssen wir in Europa auf die schöne und milde Regierungsform der Indier — Verzicht thun.

Eigentlich haben diese Leute, in Ansehung ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens, gar keine Regierungsform. Der Gegenstand ihrer Regierung betrifft mehr das Aeußere, als das Innere ihres gemeinen Wesens, und zweckt mehr darauf ab, sie gegen ihre Feinde zu schützen, als die innere Ruhe und Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Sie kennen daher den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht, und Jeder scheint einer vollkommenen Unabhängigkeit zu genießen. Wenn der Anführer einen Vorschlag thut, so hat Jeder die Freiheit, zu wählen, ob er zur Ausführung desselben das Seinige beitragen will, oder nicht. Zwangsgesetze sind bei ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, so wird die Sorge, die Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlassen. Die Anführer unterstehen sich nicht, weder zu strafen, noch die Strafe zu mildern.

Jede Familie hat das Recht, Einen von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmsten Oberhauptes zu ernennen. Dieser muß dann in den Rathversammlungen für das Beste ihrer Familie sorgen, und ohne die Einwilligung desselben kann kein öffentliches Geschäft zu Stande gebracht werden. Diese Familienoberhäupter werden größtentheils nach ihren rednerischen Fähigkeiten erwählt, und sie allein sind berechtigt, in den Rathversammlungen und allgemeinen Zusammenkünften des Volks Reden zu halten.

Diese Oberhäupter, an deren Spitze der Erbanführer steht, scheinen in sofern die höchste Gewalt in Händen zu haben, daß sie Alles entscheiden, was ihre Tugenden, was Krieg und Frieden und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Auf sie folgt der Hau-

fen der Krieger, wozu Alle gehören, die im Stande sind, die Waffen zu führen. Die Abtheilung hat zuweilen den Erbanführer an ihrer Spitze, wenn er sich nämlich durch irgend eine tapfere That hervorgethan hat, sonst aber einen andern Anführer, von dessen Muth man durch hinreichende Proben sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat.

In ihren Rathsversammlungen, die von den ebenerwähnten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit verhandelt; und kein, nur einigermaßen erheblicher Vorschlag kann zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemein gebilliget wird. Sie versammeln sich gemeiniglich in einem besonders dazu gewidmeten Zelte oder in einer Hütte. Hier setzen sie sich in einem Kreise auf den Boden herum; worauf der älteste Anführer aufsteht und eine Rede hält. Wenn dieser fertig ist, so steht ein Anderer auf, und so sagen Alle nach der Reihe, wenn die Noth es erfordert, ihre Meinung.

Ihre Sprache ist bei solchen Gelegenheiten stark und nachdrücklich, und ihre Reden sind voller Bilder und Gleichnisse, wie man aus den Beispielen, welche oben davon gegeben sind, schon ersehen haben wird. Sie sprechen dabei mit großer Hestigkeit, ungeachtet sie im gemeinen Leben ihre Stimme nicht mehr, als wir, zu erheben pflegen.

Die jungen Leute dürfen zwar bei den Rathsversammlungen zugegen sein, aber keine Reden halten, bevor sie nicht ordentlich zugelassen worden sind. Sie hören indeß mit großer Aufmerksamkeit zu, und um zu zeigen, daß sie die Beschlüsse der Oberhäupter verstehn und billigen, rufen sie von Zeit zu Zeit aus: »das ist recht! das ist gut!«

Die gewöhnliche Art, bei allen Ständen, ihren Beifall auszudrücken, und die sie, wenn sie eine Rede anhören, fast bei jeder Periode wiederholen, besteht in einem starken Tone, der fast klingt wie unsere Buchstaben OAH zusammen ausgesprochen.

12.

Von den Gastmahlen der Indier.

Da sie gewöhnlich in großen Haufen zusammen essen, so können fast alle ihre Mahlzeiten als Gastereien angesehen werden. Sie essen übrigens, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, so wie ihr Hunger und die Umstände es jedesmahl erfordern.

Viele Indische Völker machen gar keinen Gebrauch von Brot, Salz oder andern Gewürzen; Einigen sind sie sogar völlig unbekannt. Diese essen wilden Reis, der häufig in verschiedenen Gegenden ihres Gebietes wächst; er wird aber, nicht etwa wie Brot gebacken, sondern gekocht und für sich allein gegessen. Das Fleisch der wilden Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, genießen sie, ohne irgend eine mehligte Substanz dazu zu nehmen. Sogar den Zucker, den sie aus dem Ahornbaume ziehn, gebrauchen sie nicht als ein Gewürz, um Etwas schmackhafter damit zu machen, sondern als eine Speise für sich, die sie allein genießen.

Die Milch halten sie bloß für Nahrungsmittel, welches für junge Thiere in ihrem zartesten Zustande paßt. Sie selbst genießen daher keine, ungeachtet sie von Büffeln und Glendthieren genug davon bekommen könnten.

Ihre Speisen sind also sehr einfach und fast immer die nämlichen. Dennoch bemerkte ich nicht, daß der

gänzliche Mangel an allen den Dingen, die bei uns für nothwendig zum Lebensunterhalte gerechnet werden — als Thee, Kaffee, Wein, Bier, Gewürze und hundert andere Leckereien — ihrer Gesundheit und Leibesstärke im geringsten nachtheilig sei. Ich nahm vielmehr gerade das Gegentheil wahr; denn im Durchschnitte sind diese Leute sehr gesund und stark. Ich sollte daher glauben, daß auch bei ihnen die Regel sich durch die Erfahrung bestätige: je einfacher und ungekünstelter die Nahrungsmittel, desto gesunder und stärker der Mensch.

Bei einigen Indischen Völkerschaften giebt es indes ein Gericht, welches ungefähr die Stelle des Brots vertritt. Es wächst nämlich viel Indisches Korn bei ihnen. Aus diesem, wenn es reif geworden ist, und aus einer Zuthat von unreifen Bohnen und Bärenfleisch, dessen Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt, kochen sie ein wohlschmeckendes Gericht, welches sie Sukkatosch nennen. Hier wird also Fleisch und etwas Mehliges zusammen genossen.

Rohes Fleisch genießen sie ganz und gar nicht; sie kochen und braten vielmehr ihre Speisen stark, und die Brühe, worin es gekocht wurde, ist ihr gewöhnliches Getränk.

Ihre Gerichte bestehen in Bären-, Elends-, Biber- und Rehfleisch. Das letzte, welches von Natur trocken ist, genießen sie gewöhnlich mit Bärenfleisch, welches ungemein fett und saftig ist, zusammen.

Im Frühjahre essen die Nadowessler die innere Rinde von einem Strayche, der irgendwo in ihrem Lande wächst. Den Namen desselben, so wie den Ort, wo er wächst, habe ich nie erfahren können. Vielleicht, daß sie ein Geheimniß daraus machen, weil ihnen die-

ies Gewächs vorzüglich schätzbar ist. Es ist sehr spröde, läßt sich leicht kauen, und schmeckt ungefähr wie Kürben. Die Indier halten es für eine ihrer nahrhaftesten Speisen.

Bei der Zubereitung der Speisen sind die geringeren Indier sehr unreinlich. Die Vornehmen hingegen halten viel auf Reinlichkeit und Nettigkeit, wie bei ihren Speisen, so in ihrer Kleidung und in ihren Zelten.

Jede ihrer gemeinschaftlichen Mahlzeiten wird mit einem Tanze entweder angefangen, oder beschloffen. Dieses vertritt bei ihnen die Stelle des Gebets, und man darf wol glauben, daß dem großen Geiste, dem sie sich für alles Gute verpflichtet halten, das Opfer ihrer Fröhlichkeit angenehmer sei, als wenn sie, nach dem bösen Mißbrauche vieler Christen, eine gedankenlose Gebetsformel mechanisch hermurmelten, woran das Herz keinen Antheil hat, und wodurch die Gesinnungen der Menschen nicht im mindesten verbessert werden.

Bei öffentlichen Gastmahlen essen Männer und Weiber nie zusammen, sondern jedes Geschlecht bleibt für sich; zu Hause hingegen, wenn keine Fremde da sind, essen Mannspersonen und Frauensleute mit einander.

Uebrigens kommen die Oberhäupter nie zusammen, um sich über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, ohne ihre jedesmahlige Versammlung mit einem Gastmahle zu beschließen. Dann überlassen sie sich einer Schmauserei und einer Fröhlichkeit, die keine Grenzen kennen.

13.

Von den Tänzen der Indier.

Keine Art von Vergnügungen ist den Indiern lieber und gewöhnlicher als der Tanz. Alle ihre Zusam-

mentkünfte werden dadurch aufgeheitert, und wenn sie nicht mit Kriegen oder Jagden beschäftigt sind, so vergnügen sich die jungen Leute von beiderlei Geschlecht regelmäßig alle Abend damit. Niemahls aber tanzen Mannspersonen und Frauenzimmer zusammen, sondern jedes Geschlecht für sich. Bei den Tänzen der Mannspersonen steht Einer nach dem Andern auf, tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, und besingt dabei die Thaten seiner Vorfahren. Die übrige Gesellschaft sitzt auf dem Boden in einem Kreise herum, und giebt das Zeitmaß durch einen Ton an, den sie Alle zugleich ausstoßen, und der ungefähr klingt, als »heh, heh, heh!« Diese Töne werden sehr rauh und mit einer solchen Heftigkeit ausgestoßen, daß man glauben sollte, die Zungen der Sänger würden es nicht lange aushalten. Gleichwol setzen sie dies Geschrei mit immer gleicher Heftigkeit so lange fort, als die Tanzbelustigung währt.

Die Frauenspersonen tanzen mit sehr vieler Unmuth und Leichtigkeit. Sie fangen den Tanz damit an, daß sie sich um einige Schritte zur Rechten, und dann wieder zur Linken bewegen, indem sie die Füße dicht an einander setzen, und dabei wechselsweise die Behen und die Hacken rühren. So glitschen sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewisse Stelle fort, und von da wieder zurück. Dies geschieht mit so genauer Beobachtung des Zeitmaßes, und in so guter Ordnung, daß die Tänzerinnen, auch wenn ihrer noch so viele sind, sich einander niemahls hinderlich werden. Sie halten sich dabei sehr gerade, und lassen die Arme dicht am Leibe hinunterhängen. Während des Tanzes vermischen sie ihre helltönenden Stimmen mit dem rauhen Geschrei der Männer, die, auf dem Boden sitzend, sie mit einem Kreise umschließen.

Es wird aber nicht immer auf eine und ebendieselbe Weise getanzt. Sie haben vielmehr verschiedene Arten von Tänzen, wie z. B. den Pfeifentanz, den Kriegstanz, den Hochzeitanz und den Opfertanz, wovon jeder einer besondern Gelegenheit gewidmet ist. Ungeachtet die Bewegungen bei allen diesen besondern Arten von Tänzen merklich verschieden sind, so ist es mir doch nicht möglich, den Unterschied mit Worten deutlich zu machen.

Auch hat jede Völkerschaft ihre besondere und unterscheidende Art zu tanzen. Die Tschipiwäer z. B. haben eine größere Mannichfaltigkeit an Stellungen, als die übrigen Indier. Bald halten sie den Kopf in die Höhe, bald bücken sie sich fast bis auf die Erde, bald neigen sie sich ganz auf die eine, bald wieder auf die andere Seite. Die Nadowessier tragen sich gerade, treten fester, und machen alle ihre Bewegungen mit weit mehr Anstand. Das starke, unangenehme Geräusch hingegen, welches ich eben beschrieben habe, machen Alle ohne Ausnahme.

Der Pfeifentanz ist für den Zuschauer unter allen der angenehmste, weil er die schönsten Figuren hat, und nicht so ausschweifend ist, als die übrigen. Man tanzt aber denselben bloß bei feierlichen Gelegenheiten, wie wenn z. B. fremde Abgesandte kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reisen, welchen sie Vergnügen machen wollen.

Der Kriegstanz hat für einen Fremden etwas Furchterliches. Sie tanzen denselben, wie schon der Name desselben andeutet, so oft sie einen Kriegszug vornehmen wollen, oder von demselben wieder zurückkommen. Auch

hiebei schließt die ganze Versammlung von Kriegeru einen Kreis. Dann tritt der Anführer zuerst auf, und fängt damit an, daß er von der Rechten zur Linken geht, und dabei seine eigenen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. So oft er eine merkwürdige Heldenthat berührt hat, schlägt er mit seiner Kriegskeule jedesmahl sehr heftig gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise in die Erde gerammt ist.

Nach und nach gesellt sich diesem ersten Tänzer ein zweiter, dann ein dritter bei, so wie die Reihe an ihn kommt, und jeder Hinzukommende besingt gleichfalls die wundervollen Thaten seiner Vorfahren, bis sie endlich Alle auf dem Plaze sind und zusammen tanzen. Hier fängt der Tanz an, für jeden Fremden wirklich fürchterlich zu werden, da sie die schrecklichsten und scheußlichsten Stellungen annehmen, die Born und Wuth nur immer veranlassen können, und dabei im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Sie halten dabei ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, so oft sie sich herumwerfen, einander zu durchstoßen. Dies würde auch sicher geschehen, wenn nicht Jeder eine außerordentliche Fertigkeit besäße, dem Stöße auszuweichen.

Durch solche Bewegungen suchen sie die Art auszudrücken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopfe ziehen, oder sie gefangen nehmen. Sie erheben dabei eben das fürchterliche Geheul und Kriegsgeschrei, welches sie in ihren wirklichen Schlachten hören lassen. Dies Alles zusammengenommen giebt ihnen etwas so Gräuliches, daß man sie für einen Haufen von Teufeln ansehen möchte.

Ich mischte mich oft mit in diesen ihren Tanz; aber die gegründete Furcht, eine gefährliche Wunde da-

vonzutragen, erlaubte mir nicht, viel Vergnügen daran zu finden.

Bei den Völkern auf der Westseite des Mississippistroms und an dem Obern See fand ich noch einen besondern Tanz in Gebrauch, den sie Pawa, oder den schwarzen Tanz nennen. Diese Feierlichkeit ist eine Frucht und zugleich eine Nahrung ihres Aberglaubens, und man erzählt tausend lächerliche Histörchen von Teufelerscheinungen, die dieser Tanz zuwege gebracht haben soll. Ich selbst sah nun freilich niemahls einen Teufel dabei erscheinen; aber ich sah die Indier selbst Dinge dabei verrichten, die der Aberglaube für Zauberei ansehen muß, weil die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, mir wenigstens völlig unerklärlich blieb.

Als ich mich bei den Nadowessiern aufhielt, wurde ein solcher Tanz, bei Gelegenheit der Aufnahme eines jungen Indiers in eine Gesellschaft, aufgeführt, welche sie Wäkon Kirschewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beiderlei Geschlecht; allein es wird Keiner darin aufgenommen, der nicht einen unbescholtenen Namen hat und von allen Mitgliedern der Gesellschaft gebilliget worden ist. Mit der Einweihung des neuen Mitgliedes ging es folgendergestalt zu.

Es war zur Zeit des Neumondes. Die Gesellschaft versammelte sich auf einem Platze mitten im Lager, der recht eigentlich dazu abgestochen war, und ungefähr zweihundert Personen fassen konnte. Ich, als ein Fremder, dem man bei jeder andern Gelegenheit schon so viele Höflichkeiten erwiesen hatte, wurde auch zu dieser Feierlichkeit eingeladen, und erhielt meine Stelle dicht an den Schranken des Verschlages.

Die Versammlung nahm gegen 12 Uhr ihren An-

fang, und zur Freude der Indier war eben heller Sonnenschein. Dies sehen sie nämlich bei jeder öffentlichen Zusammenkunft als eine gute Vorbedeutung an. Zuerst erschien eine große Anzahl von Oberhäuptern, die ihren schönsten Puz angelegt hatten. Auf diese folgte der Hauptkrieger, angethan mit einem auf die Erde hinabhängenden Rocke von kostbaren Fellen, und hinter ihm traten 15 bis 20 Personen einher, Alle schön bemahlt, und Alle prächtig gekleidet. Dann kamen die Weiber Derer, welche in diese Gesellschaft schon aufgenommen waren, und den Beschluß machte ein vermischter Haufen von geringen Leuten, die sich gleichfalls nach Vermögen gepuzt hatten, um Etwas dazu beizutragen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen.

Die Gesellschaft setzte sich, und es wurde Stillschweigen geboten. Dann stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen, aber meisterhaften Rede die Ursache ihrer Zusammenkunft bekannt. Er nahm hierauf den jungen Mann, welcher in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden wünschte, bei der Hand, und fragte die Versammlung, ob sie Etwas dagegen einzuwenden habe, daß er ein Mitglied ihres Ordens werde?

Da nun Niemand Etwas dawider hatte, so wurde der junge Mann in die Mitte gestellt. Vier Oberhäupter traten hierauf zu ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, sich als ein Indier und als ein Mann zu betragen, und unter der Feierlichkeit, der er sich jetzt unterwerfen müsse, nicht zu erliegen. Dann faßten Zwei von ihnen ihn bei den Armen, und ließen ihn niederknien; der Dritte stellte sich hinter ihn, um ihn aufzufangen, wenn er fiel, und der Vierte trat gerade vor ihm ungefähr 12 Fuß zurück.

Der Letzte redete hierauf den Einzuweihenden mit vernehmlicher Stimme an. Er redete ihm von einem Geiste vor, der in wenigen Augenblicken über ihn kommen und ihn todtschlagen, aber auch bald darauf wieder lebendig machen werde. Dies sei, fügte er hinzu, zwar schrecklich, aber auch nothwendig, um ihn zu den Vorzügen der Gesellschaft, an welchen er künftig Theil nehmen solle, vorzubereiten.

Als er dies sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu fühlen. Seine Gesichtszüge verzerrten sich, und sein ganzer Körper gerieth in Zuckungen. Jetzt warf er Etwas, das an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne glich, dem jungen Manne, wie es schien, in den Mund. Dieser fiel in dem nämlichen Augenblicke auf der Stelle leblos nieder, als wenn er von einer Kugel wäre getroffen worden. Derjenige, welcher hinter ihm stand, fing ihn in seinen Armen auf, und legte ihn, mit Hülfe der beiden Andern, als einen Todten auf die Erde nieder.

Jetzt fingen sie an, seine Glieder zu reiben, dann ihn dergestalt auf den Rücken zu schlagen, daß ein Lebendiger eher davon hätte getödtet, als ein Todter erweckt werden können. Der Redner setzte unterdeß seine Rede fort, und bat die Zuschauer, sich über Das, was jetzt vorginge, nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes nur im mindesten zu zweifeln. Sein jetziger lebloser Zustand rühre bloß von der gewaltsamen Wirkung des Geistes auf seinen Körper her, der einer solchen Begeisterung bisher noch nicht gewohnt gewesen sei.

Der leblose Zustand des Weihlings dauerte mehre Minuten; nach und nach machten die vielen und heftigen Schläge, daß er wieder einige Spuren von Leben

zeigte, die aber mit heftigen Zuckungen und einer Art von Ersticken verbunden waren. Auch dieser Zustand hörte bald wieder auf, und als er hierauf die Bohne, oder was es sonst war, wieder von sich gegeben hatte, so schien er in kurzer Zeit wieder hergestellt zu sein.

Nunmehr nahmen die vier Oberhäupter ihm seine gewöhnliche Kleidung ab, und zogen ihm dafür eine ganz neue an. Nachdem auch dieses geschehen war, faßte der Redner ihn wieder bei der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches und völlig eingeweihtes Mitglied vor. Er ermahnte sie dabei, ihm allen Beistand zu leisten, dessen er, als ein junges Mitglied, bedürftig sein könnte. Dem jungen Bruder aber gebot er, den Rath seiner ältern Brüder mit Bescheidenheit anzuhören und pünktlich zu befolgen.

(Es sei dem Herausgeber vergönnt, die Erzählung seines Gewährsmannes, des Herrn Carver, hier auf einen Augenblick zu unterbrechen, um über den Inhalt dieser sonderbaren Geschichte erst mit wenigen Worten seine unmaßgebliche Meinung zu sagen. — Daß der Auftritt, welcher jetzt erzählt worden ist, weiter nichts, als eine auf Täuschung angelegte Gaukelei gewesen sei, bei der im Grunde Alles ganz natürlich zuging, werden meine jungen Leser wol von selbst schon vermuthet haben. Wie es eigentlich damit zuging, und durch welches natürliche Mittel man den jungen Mann erst, dem Ansehn nach, todt, und dann wieder lebendig machte, das kann ich nun freilich nicht sagen. Aber erstens ist es überhaupt noch die Frage, ob der ganze Vorfall sich wirklich gerade so ereignet habe, wie er uns hier beschrieben worden ist, und ob nicht das Verlangen, etwas recht Wunderbares und Unerhörtes zu erzählen, einen und den andern Umstand ein wenig anders eingekleidet

habe, als er sich wirklich verhalten mochte? Unser Carver hat uns schon oben nicht undeutlich merken lassen, daß er es mit der Prüfung solcher wunderbar scheinenden Wirkungen so genau nun eben nicht zu nehmen pflege. Es könnte daher wol sein, daß er auch dem jetztzählten Auftritte mit einiger Vorliebe für das Wunderbare und mit einer gewissen Glaubwilligkeit beigewohnt hätte, die ihn hinderte, die Augen gehörig aufzuthun, und die Art und Weise, wie dieser angebliche Zauberauftritt eigentlich bewerkstelliget wurde, auffindig zu machen. Gesezt nun aber auch, daß Alles wirklich so geschah, wie dieser Mann es wahrzunehmen glaubte, so konnte es doch, zweitens, immer noch sehr natürlich damit zugehn, ungeachtet Unserer, der von dem Orte, wo das Possenspiel aufgeführt wurde, ein paar tausend Meilen entfernt ist, und der nun, viele Jahre nachher, bloß die Erzählung davon in einem Buche liest, unmöglich angeben kann, durch was für Taschenspielerkünste die Täuschung eigentlich bewirkt worden sei. Vielleicht, daß Das, was dem jungen Manne in den Mund geworfen ward, ein plötzlich betäubendes, Ohnmacht und Erbrechen verursachendes Mittel war, welches wir in Europa nicht kennen! Vielleicht, daß die ganze geheimnißvolle Handlung auf Verabredung beruhte, daß der junge Mann sich nur so stellen mußte, als sei er todt, und als lebe er nachher wieder auf! Vielleicht — doch wozu noch mehr Vermuthungen, da schon eine oder die andere von den eben genannten völlig hinreichend ist, uns das Natürliche in diesem ganzen Vorgange begreiflich zu machen, und da gewiß Keiner von meinen jungen Lesern so kindisch leichtgläubig mehr ist, um es wahrscheinlicher zu finden, daß es auf eine übernatürliche Weise damit zugegangen sei? Also

genug hievon, und nun wieder zurück an den eigentlichen Faden unserer Erzählung!)

Nachdem das Oberhaupt seine Rede geendigt hatte, schloß die ganze Versammlung, die innerhalb der Schranken war, um den neuen Bruder einen Kreis; das Tonspiel hob an, und der große Krieger sang ein Lied, worin, wie gewöhnlich, die kriegerischen Thaten ihrer Völkerschaft erhoben wurden.

Ich erwähnte ihres Tonspiels; dieses besteht in einer Trommel, die aus einem künstlich gearbeiteten Stücke eines hohlen Baums gemacht ist, worüber man eine Haut gespannt hat. Auf diese wird mit einem einzigen Stocke geschlagen. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist sehr übellautend, und man gebraucht ihn bloß, um das Zeitmaß damit anzugeben. Zuweilen bedienen sie sich auch einer Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Ton haben.

Nunmehr fing der Tanz an. Einige Sänger verstärkten das Tonspiel durch ihre Stimmen, und die Frauenspersonen fielen zuweilen in den Reigen mit ein, wodurch eine wilde, aber eben nicht unangenehme Zusammensetzung entstand. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß dies eins der angenehmsten Feste war, welchen ich unter den Indiern beigewohnt habe.

Ein lächerliches Stück bei diesem Tanze, welches einer Art von Zauberei gleichfalls ähnlich sehen sollte, war vorzüglich auffallend. Die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marder- oder Otterfell in der Hand, das, wenn man darauf drückte, ein pfeifendes Geräusch durch eine darin angebrachte hölzerne Röhre machte. So wie nun dieses Tonwerkzeug Jemand vors Gesicht gehalten wurde, und seinen Laut von sich gab, so fiel er augenblicklich als ein Todter nieder, vermuthlich weil

auch das ein verabredetes Stück des Possenspiels war. Auf diese Weise lagen zuweilen drei oder mehre Mannspersonen und Frauenleute zugleich auf der Erde; allein es währte nicht lange, so schienen sie sich wieder zu erholen, sprangen auf, und mischten sich von neuen in den Tanz. Diese Posse machte selbst den Vornehmen viel Vergnügen. Ich hörte nachher, daß die aufgeblasenen Häute ihre Hausgötter wären.

Nach einigen Stunden hörte der Tanz auf, und nun fing das Gastmahl an. Die Gerichte schienen alle aus Hundefleisch zu bestehen, dessen sie sich, wie ich in der Folge erfuhr, bei ihren öffentlichen Gastereien beständig zu bedienen pflegen. Der junge Weibling muß dasselbe herbeischaffen, es koste was es wolle.

Eben diese Gewohnheit, Hundefleisch bei gewissen feierlichen und religiösen Gelegenheiten zu essen, findet sich auch in den nordöstlichen Ländern von Asien. Die Bewohner eines Theils von Kamtschatka schlachten, so oft sie den von ihnen geglaubten Geistern opfern, allemahl ein Rennthier oder einen Hund, essen das Fleisch davon, und stecken den Kopf mit der Zunge auf einen Pfahl, so daß die Stirn nach Osten gekehrt ist. Auch wenn sie ansteckende Krankheiten befürchten, schlachten sie einen Hund, winden seine Gedärme um zwei Pfähle, und gehen dazwischen durch. Das schützt sie denn, ihrer Meinung nach, gegen alle Ansteckung. Auf solche Ueblichkeiten verfällt der ungebildete menschliche Verstand, wenn er von Uberglauben umnebelt ist. Wohl uns, ihr jungen Freunde, daß wir über so Etwas lachen, und unsere armen ununterrichteten Brüder, die noch in so großer Dummheit leben, herzlich dabei bedauern können!

14.

Von den Jagden der Indier.

Die Jagd und der Krieg sind die beiden vornehmsten Beschäftigungen der Indier; fast alle andere Arbeiten überlassen sie den Weibern.

Ein geschickter und entschlossener Jäger wird fast eben so sehr bei ihnen geschätzt, als ein tapferer Krieger. Man hält daher schon die jüngsten Knaben dazu an; und sie erlangen dadurch eine außerordentliche Geschicklichkeit, dem Wilde nachzustellen, und es entweder zu fangen, oder zu erlegen. Es wird auch nicht leicht irgend ein Kunststück, das der menschliche Verstand erfunden hat, Thiere, die ihres Fleisches oder ihrer Felle wegen schätzbar sind, zu fangen, bei ihnen unbekannt sein.

Zu Hause liebt der Indier, wie ich schon oben angeführt habe, den Müßiggang; auf der Jagd hingegen verläßt ihn seine angeborne Trägheit gänzlich, und er ist alsdann bis zum Bewundern thätig, geduldig und unermüdlich. Sie wissen die Mittel, ihren Raub auszuspähen, eben so gut, als die, ihn zu fangen. Selbst da, wo jedes andere Auge nichts mehr sieht, unterscheiden sie die Spur des Wildes, und verfolgen es mit der größten Zuverlässigkeit durch unwegsame Wälder.

Diejenigen Thiere, welche von den Indiern, ihres Fleisches oder ihrer Felle wegen, gejagt werden, sind Büffel, Elendthiere, Rehe, Musethiere, Bären, Rennthiere, Biber, Marder u. s. w. Die Beschreibung dieser Thiere wird weiter unten folgen; jetzt will ich die Art, wie sie gejagt werden, erzählen.

Schon in ihren Sommersversammlungen bestimmen sie, wie alle sonstigen Wintergeschäfte, so auch die Ge-

genden, worin gejagt werden soll, und die Parteien, welche auf die verschiedenen Züge ausgehen müssen. Der Hauptkrieger, dessen Amt es mit sich bringt, die nöthigen Einrichtungen dazu zu treffen, läßt Alle, die ihm folgen wollen, feierlich einladen; denn auch hiebei, wie bei jeder andern Sache, finden keine eigentliche Befehle Statt, weil die Indier, wie schon oben erwähnt worden ist, von einer wirklichen Oberherrschaft und von einem gesetzlichen Zwange ganz und gar keinen Begriff haben. Ein Jeder nun, der die Einladung annimmt, bereitet sich dazu dadurch vor, daß er — etliche Tage fastet.

Wohlverstanden, daß das Fasten der Indier nicht, wie bei verschiedenen andern Völkern, bloß darin besteht, daß man nur die schmackhaftesten und kostbarsten Dinge, oder sogenannte Fastenspeisen isset, sondern, daß es dabei wirklich ernsthaft gemeint ist! Sie enthalten sich in der That alles möglichen Essens und Trinkens, und ihre Geduld und Standhaftigkeit geht darin so weit, daß der heftigste Durst sie nicht bewegen kann, auch nur einen Tropfen Wasser zu kosten. Und bei dieser strengen Enthalttsamkeit behalten sie dennoch immer den Anschein von Zufriedenheit und Heiterkeit.

Wozu diese Vorbereitung durch Fasten dienen solle? Ihrer Meinung nach dazu, um desto freier zu träumen, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sei; zugleich aber auch dazu, den Born der bösen Geister abzuwenden, und sich ihre Gunst zu erwerben. So hat der Aberglaube sich in alle ihre Verrichtungen gemischt! Sie mahlen um diese Zeit auch alle mit Kleidern nicht bedeckte Theile ihres Körpers schwarz.

Nach geendigter Fastenzeit giebt der Anführer den verschiedenen Parteien ein großes Gastmahl, woran aber

Niemand Theil nehmen darf, der sich nicht zuvor gebadet hat. Nun sollte man wol vermuthen, daß sie bei diesem Gastmahle, nach einem zweitägigen Fasten, unmäßig schmausen, und sich mit Speisen mehr als gewöhnlich überladen würden; aber nein! sie suchen vielmehr eine Ehre darin, sich bei dieser Gelegenheit recht mäßig zu zeigen. Der Anführer erzählt ihnen dabei die Thaten Derer, die bei dem Geschäfte, das sie jetzt vorhaben, am meisten geleistet hatten. Nach geendigtem Mahle treten sie ihren Zug, überall schwarz bestrichen, unter dem Zujachzen des ganzen Volks, nach der bestimmten Gegend an.

Auf der Jagd selbst ist ihre Geschicklichkeit im Ausspüren, und ihre Geduld bei der Verfolgung des Wildes, in der That bewundernswürdig. Keine Gebüsche, Gräben, Flüsse oder Moräste können sie aufhalten. Sie verfolgen es immer in der geradesten Linie, ohne sich durch irgend Etwas hindern zu lassen, und es giebt daher wenige Thiere in den Gehölzen, die sie nicht einholen könnten.

Jetzt will ich die vorzüglichsten Arten ihrer Jagd beschreiben.

Wenn sie auf die Bärenjagd ausgehn, so bemühen sie sich, das Lager dieser Thiere zu entdecken, die, so lange die strenge Bitterung dauert, sich in hohlen Baumstämmen oder Erdlöchern verbergen, wo sie ohne Nahrung zubringen. Haben sie einen Ort erreicht, wo sie dergleichen vermuthen, so machen sie, je nachdem ihrer viele oder wenige sind, einen größern oder kleinern Kreis, und suchen, indem sie sich sämmtlich dem Mittelpunkte nähern, den eigentlichen Aufenthalt des Thieres ausfindig zu machen. Auf diese Art sind sie gewiß, Alles, was sich in der Kreisfläche befindet, aufzujagen,

und mit Flinten oder Bogen zu fällen. Der Bär flieht aber, sobald er nur einen Menschen oder einen Hund ansichtig wird, und wehrt sich nicht anders, als wenn er von Hunger geplagt oder verwundet wird.

Auf der Büffeljagd verfahren sie anfangs auf die nämliche Weise. Sie schließen nämlich auch erst einen Kreis, oder ein Viereck, und stecken, sobald Jeder seinen Posten eingenommen hat, das Gras, welches um die Zeit dieser Jagd gewöhnlich trocken ist, in Brand. Die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, rennen hierauf in einen engen Raum zusammen, und machen dadurch Denen, welche sie erlegen wollen, leichtes Spiel.

Glendthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf mehr als eine Art. Zuweilen suchen sie dieselben in den Wäldern auf, wo sie leicht hinter den Bäumen geschossen werden können. Zuweilen machen sie sich, um sie zu fangen, die Witterung zu Nuze. Wenn nämlich die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, und sich dann durch Nachtfroste eine Rinde auf denselben setzt, so bricht dies Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich, ohne viele Mühe, nicht wieder los machen. Man jagt es daher gerade in dieser Zeit; und da fällt es denn nicht schwer, es einzuholen und zu erlegen.

Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine noch leichtere und weniger gefährliche Art. Sie wählen nämlich eine Stelle nahe bei einem Flusse, und theilen sich allda in zwei Parteien, wovon die eine sich in Fahrzeuge setzt, indeß die andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, dessen Arme sich bis ans Wasser erstrecken. Wenn sie hierauf ihre Hunde loslassen, so wird alles Wild, welches sich innerhalb des Kreises befindet, aufgejagt und in den Fluß getrieben. Hier wird

es dann von den in den Fahrzeugen befindlichen Indiern leicht erschossen. Auf diese Weise sichern sie sich vor der Wuth verwundeter Büffel und Elendthiere, welche sich kühn gegen ihre Verfolger zu wenden und sie unter die Füße zu treten pflegen.

Die einträglichste unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlicheren Gegenden, ist unstreitig die Biberjagd. Auf diese legen sie sich daher auch ganz vorzüglich. Die Zeit dazu ist der ganze Winter, vom November bis zum April, weil alsdann das Fell dieser Thiere seine größte Vollkommenheit erreicht hat. Gewöhnlich fängt man sie in Schlingen.

Da diese Thiere ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben, so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehen selten weit vom Wasser weg, und bauen ihre Häuser gewöhnlich dicht an einem großen Fluß oder See, können daher leicht sich ins tiefste Wasser begeben, wo sie dann bis auf den Grund untertauchen und unerreichbar sind. Sie schlagen dabei mit ihrem Schwanz stark aufs Wasser, um ihrer ganzen Gesellschaft ein Warnungszeichen zu geben.

In Fallen werden sie auf folgende Weise gefangen. Ungeachtet sie, wie bekannt, einen Wintervorrath einsammeln, so pflegen sie doch von Zeit zu Zeit in die benachbarten Gegenden zu streifen, um frische Lebensmittel einzuholen. Man stellt ihnen daher eine Falle in den Weg, unter welche kleine Stücke Rinde oder junge Sproßlinge gelegt werden. Sobald der Biber diese berührt, fällt ein schwerer Klotz auf ihn herunter, und zerbricht ihm den Rücken.

Sonst haut man auch Oeffnungen in das Eis, welchen die Biber, wenn sie aus ihren Häusern verjagt

sind, sich zu nähern pflegen, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Wasser, und die Jäger können daher ihre Annäherung leicht bemerken, und sich fertig halten, sie auf den Kopf zu schlagen, sobald sie über dem Wasser zum Vorschein kommen. Zuweilen zieht man auch, indem man ihre Häuser zerstört, Neze unter dem Eise her und fängt sie damit auf. Allein man muß sie nicht lange ruhig darin lassen, weil sie mit ihren scharfen und langen Zähnen sich sonst leicht wieder daraus befreien.

Die Indier verhindern sorgfältig, daß ihre Hunde die Knochen der getödteten Biber benagen; und sie haben hiezu einen zweifachen Grund, wovon der eine vernünftig, der andere abergläubisch ist. Diese Knochen sind nämlich ungemein hart, und die Hunde würden daher leicht die Zähne daran verderben können. Aber außerdem besorgen die Indier, daß die Geister der Biber eine solche Mißhandlung ihrer ehemahligen Körper übel nehmen, und aus Rache ihnen die nächste Jagdzeit verderben dürften. Also bis auf die Biberseelen erstreckt sich der Aberglaube dieser geisterscheuen Leute.

Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern die ihnen nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschätzt werden, als alles andere Amerikanische Rauchwerk. Meine jungen Leser wissen schon, daß man das Haar dieser Felle vornehmlich dazu gebraucht, die feinste Art von Hüten, oder die sogenannten Kastorhüte, auch andere feine Haarbeiten, als Strümpfe und Mützen, daraus zu verfertigen.

Das Fleisch der gefangenen Büffel, Glendthiere, Neze u. s. w. fällt gewöhnlich dem ganzen Stamme, zu dem die Jäger gehören, anheim. Zum Biberfange hingegen vereinigen sich gemeiniglich nur etliche Fami-

lien, und was diese fangen, das behalten sie für sich. Man hört indeß in beiden Fällen niemahls, daß Neid oder Zänkereien darüber entstanden. Glückliche Indier, bei welchen das Mein und Dein so selten bössartige Leidenschaften erweckt, und so selten eine Ursache zu gegenseitigen Feindschaften und Verfolgungen wird!

Bei den Nadowesslern gilt folgendes Jagdgesetz: wenn Jemand ein Stück Wild dergestalt anschießt, daß es noch eine Strecke fortläuft, ehe es hinfällt, so muß er es demjenigen überlassen, welcher nahe genug ist, um ein Messer dareinzustoßen, ehe Jener herbeikommt, wäre der Andere auch von einem fremden Stamme. Ungeachtet dies ungerecht zu sein scheint, so lassen sie es sich doch gefallen, weil es einmahl festgesetzt ist. Andere Indier haben dagegen die Gewohnheit unter sich eingeführt, daß Derjenige, der zuerst ein Stück Wild anschießt, auch allemahl den besten Theil davon erhält.

15.

Von der Art der Indier, Krieg zu führen.

Früh fangen die Indier an, die Waffen zu tragen, und erst im späten Alter hören sie auf, an den Kriegen ihrer Völkerschaft Theil zu nehmen. Ihre Verpflichtung dazu währt vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre. Nur bei einigen südlichern Völkerschaften sind sie schon mit dem fünfzigsten Jahre davon freigesprochen.

Jeder Stamm hat eine Zahl auserlesener Leute, die vorzugsweise Krieger genannt werden. Diese müssen immer, so wie die Umstände es erfordern, bald zum Angriffe, bald zur Bertheidigung bereit sein. Die Lage ihres Landes bestimmt die Art ihrer Bewaffnung. Diejenigen nämlich, welche mit Europäern umgehen und

Handel treiben, haben Messer, Aerte und Flinten; diejenigen hingegen, welche in den entferntern Gegenden jenseits des Mississippi wohnen, und sich diese Waffen nicht anschaffen können, führen Bogen, Pfeile und Streikkolben oder sogenannte Kopfbrecher (*Cassé-têtes.*)

Noch weiter gegen Westen hin, in denjenigen Ländern, welche bis an die Südsee grenzen, bedienen sich die Eingebornen einer sehr seltsamen Art von Waffen. Sie führen nämlich bloß einen mittelmäßig großen Stein bei sich, der an einer ungefähr fünf Fuß langen Schnur befestiget ist, und ihnen am rechten Arme hängt. So bewaffnet sitzen sie zu Pferde, als an welcher Thierart sie einen Ueberfluß haben. Den Stein selbst halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe genug gekommen sind. Dann wissen sie denselben in vollem Rennen so geschickt zu werfen, daß sie ihren Gegenstand selten verfehlen. Da das Land, welches diese Stämme bewohnen, aus weitläufigen Ebenen besteht, so kommen ihre Feinde selten daraus zurück, weil sie diese mit ihren schnelllaufenden Pferden leicht einholen können.

Die Madowessier, die mit diesem Volke Krieg geführt hatten, erzählten mir, daß sie sich bloß durch Moräste und Gebüsche gegen sie hätten sichern können. Nur dann, wenn sie dieselben an solchen Plätzen, die für Pferde unwegsam waren, angriffen, konnten sie sich den Sieg versprechen.

Einige Völkerschaften bedienen sich zwar auch eines Wurfspießes, an dessen Ende ein spiziger Knochen befestiget ist, aber die gewöhnlichste Art der Waffen, und welche bei den meisten in Gebrauch ist, sind doch Bogen und Pfeile, nebst dem kurzen Streikkolben. Dieser

letzte wird aus einem sehr harten Holze gemacht, der Kopf daran hat die Gestalt einer Kugel von ungefähr viertelhalb Zoll im Durchmesser, und an dieser Kugel ist eine Schneide, wie bei der Streitart, befestiget, welche aus Stahl oder Kieselstein gemacht ist.

Bei den Nadowessiern sah ich noch einige andere Arten von Waffen, nämlich einen Dolch und einen Schild, allein beide nur in geringerer Anzahl. Letzterer glich dem Schilde der Alten, und war von rohen Büffelhäuten verfertigt. Ersterer wurde ehemahls aus Knochen oder Kieselsteinen gemacht; allein seitdem sie mit Europäischen Kaufleuten handeln, so verfertigen sie ihn aus Stahl. Er ist ungefähr zehn Zoll lang, und nahe beim Handgriffe etwa drei Zoll breit. Seine Ecken sind sehr scharf, und gehen allmählig in eine Spitze über. Er wird in einer Scheide von Rehfellen, die mit Stacheln vom Stachelschweine geziert ist, getragen, und hängt gewöhnlich an einer auf die nämliche Art geschmückten Schnur, die nur bis auf die Brust herunter geht. Dieser Dolch wird indeß nur von einigen der vornehmsten Anführer getragen, und scheint bloß ein Unterscheidungszeichen zu sein.

Was die Ursachen betrifft, um welcher willen die Indier mit ihren Nachbarn Krieg zu führen pflegen, so sind sie, im Ganzen genommen, ungefähr von der nämlichen Beschaffenheit, als diejenigen, welche in Europa geführt werden; nur daß jene größtentheils vernünftiger und gerechter sind. Eroberungssucht verleitet sie selten, vielleicht niemahls, Krieg anzufangen. Ihre häufigen und blutigen Fehden entstehen vielmehr größtentheils daher, daß eine jede Völkerschaft ihre Jagdgerechtigkeiten innerhalb gewisser Grenzen behauptet, oder das Land, das sie einmahl durch den langen Besitz

als ihr Eigenthum ansieht, gegen alle Eingriffe sichern will. Jeder einzelne Indier, selbst der einfältigste unter ihnen, kennt die Rechte seines Volks auf das demselben zukommende Gebiet, und ist immer bereit, sich jeder Verletzung dieser Rechte zu widersetzen. So wenig das Herz dieser Leute an irgend einem Privateigenthume klebt, so eifersüchtig sind sie auf jede Verletzung der Rechte und Besizungen ihrer Völkerschaft. Auch dadurch zeigt sich der ihnen eigenthümliche außerordentliche Gemeingeist.

Indeß muß man, eben nicht zu ihrem Lobe, gestehen, daß die Begierde nach Rache, und der Trieb, sich durch tapfere Thaten hervorzuthun — die beiden Hauptleidenschaften dieser Völker — bei weitem die gewöhnlichste Ursache zu ihren Kriegen sind. Sie lernen von früher Jugend an, daß man nach nichts mehr trachten müsse, als den Ruhm eines großen Kriegers zu erwerben, und daß es kein glänzenderes Verdienst gebe, als eine Menge Feinde zu erschlagen oder gefangen zu nehmen. Diese Rachbegierde wird ihnen gleichfalls mit der Muttermilch, und zwar als eine Tugend eingefloßt. Beide Triebfedern wirken daher sehr stark in ihnen, und reizen sie zu Krieg und Blutvergießen.

Die kriegerische Beredsamkeit ihrer Anführer trägt indeß nicht wenig dazu bei, sie, so oft diese wollen, zu bewegen, die Waffen zu ergreifen. »Die Knochen unserer erschlagenen Landsleute,« rufen ihnen diese zu, »siegen noch unbedeckt. Sie fodern uns auf, ihr erlittenes Unrecht zu rächen, und es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreien gegen uns, und wir müssen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wächter unserer Ehre, flößen uns den Entschluß ein, die Mörder unserer Brüder aufzusuchen. Auf! laßt uns gehen

und Diejenigen verschlingen, durch welche sie fielen! Siet nicht länger unthätig, folgt vielmehr dem Triebe eurer angeborenen Tapferkeit, salbt euer Haar, bemahlt euer Antlitz, füllt eure Köcher, laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen, tröstet die Geister der Erschlagenen, und gelobet ihnen Rache!“ Durch solche Aufforderungen begeistert, ergreifen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, und brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen.

Kleine kriegerische Streifereien werden oft von einzelnen Parteien, ohne vorhergegangene öffentliche Berathschlagung, unternommen. Ja zuweilen ist ein einziger Krieger, wenn Rache oder die Begierde, seine Tapferkeit zu zeigen, ihn treiben, im Stande, ganz allein etliche hundert Englische Meilen weit zu laufen, und zerstreute Feinde zu überfallen und zu ermorden. Das wird nun zwar von den ältesten und verständigsten Anführern nicht gebilliget, aber sie müssen doch dabei durch die Fingern sehr, weil sie kein Recht haben, weder es zu verhindern, noch zu bestrafen.

So oft hingegen ein Krieg geführt werden soll, der das ganze Volk betrifft, so stellt man jedesmahl erst allgemeine und ernsthafte Berathschlagungen darüber an. Dann versammeln sich nicht bloß die Ältesten und Häupter im Rathe, sondern auch die jungen Leute werden zugelassen. Hier wird dann Alles reiflich erwogen, und die ganze bevorstehende Unternehmung in sorgfältige Ueberlegung genommen.

Bei solchen Gelegenheiten werden auch die Priester, ja sogar auch die Klügsten unter ihren Weibern um Rath gefragt. Wird die Unternehmung dann endlich beschloffen, so werden die Vorbereitungen dazu mit vielen Feierlichkeiten gemacht.

Ordentlicher Weise ist der Hauptkrieger eines Volks ihr persönlicher Anführer im Kriege; doch dies nicht immer. Zweiten überträgt er auch wol die Anführung einem Krieger, dessen Tapferkeit und Vorsicht man schon bei andern Gelegenheiten bewährt gefunden hat. Wer nun aber auch der Anführer ist, der wird über und über schwarz bestrichen, und ist verpflichtet, etliche Tage mit der größten Strenge zu fasten. Dabei muß er den großen Geist um seinen Beistand anflehen, und den Zorn der bösen Geister abzuwenden oder zu besänftigen suchen. So lange dieses Fasten dauert, darf er mit Keinem von seinem Stamme sprechen.

Es ist schon angemerkt worden, daß diese abergläubigen Leute bei solchen Gelegenheiten genau auf ihre Träume achten. Das muß nun besonders auch der Anführer während seiner Fasten thun, weil, ihrer kindischen Meinung nach, der glückliche Erfolg größtentheils davon abhängen soll. Diese Träume sind indeß fast immer vortheilhaft, weil der kühne und stolze Indier wachend nichts Anders denkt, als daß ein gewisser Sieg ihn überall begleiten werde.

Man sollte glauben, daß eine öftere Erfahrung von der Trüglichkeit solcher Träume diesen Leuten schon längst allen Glauben daran benommen haben müßte; aber nein! es geht ihnen hierin gerade so, wie dem einfältigen Pöbel unter uns, der bekanntlich von ebendieser Geisteschwäche eben so wenig geheilt werden kann, ungeachtet unter tausend Träumen, die er für bedeutend hält, kaum Einer durch bloßen Zufall sich bestätigt, indeß neun hundert neun und neunzig falsch befunden werden. Aber diese neun hundert und neun neunzig werden nicht geachtet; nur jener einzige, der zufälliger Weise mit nachherigen Begebenheiten einige Aehnlichkeit

hatte, wird gemerkt, behalten, verbreitet, und bei jeder Gelegenheit als ein Beweis für die eingebilddete Gültigkeit der Träume angeführt. So bei uns, und so auch bei den Indiern!

Nach geendigter Fastenzeit versammelt der Anführer seine Krieger, und redet sie, mit dem obenbeschriebenen Gürtel Wampum in der Hand, folgendermaßen an:

»Brüder, ich rede jetzt auf Eingebung des großen Geistes mit euch. Durch ihn werde ich mein Vorhaben, das ich euch entdecken will, ausführen können. Das Blut unserer gefallenen Brüder ist noch nicht völlig vertrocknet; ihre Körper liegen noch unbedeckt, und mir liegt es jetzt ob, ihnen diese Pflicht zu erzeigen.«

Er macht ihnen hierauf die Beweggründe bekannt, die es nöthig machen, die Waffen gegen ein gewisses Volk zu ergreifen, und beschließt seine Rede ungefähr mit folgenden Worten:

»Ich bin daher entschlossen, den Kriegsweg zu gehn, und sie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleisch essen und ihr Blut trinken; wir wollen Häute von Erschlagenen und Gefangenen zurückbringen; und sollten wir bei diesem glorreichen Unternehmen umkommen, so werden wir nicht immer im Staube verborgen liegen. Dieser Gürtel soll die Belohnung Dessen sein, der die Todten begraben wird.«

Mit diesen Worten legt er den Gürtel auf die Erde, und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt sich dadurch zu seinem Gehülfsen, und wird von Stund an als der zweite Anführer angesehen. Es versteht sich indeß, daß Keiner, als ein angesehener Krieger, der sich durch die Menge erlegter Feinde schon ein Recht zu dieser Stelle erworben hat, den Gürtel aufnehmen darf.

Wenn der Anführer sagt, daß sie das Fleisch ihrer

Feinde essen und ihr Blut trinken wollen, so muß man das nicht buchstäblich verstehen. Es ist dies nur ein figürlicher Ausdruck, der weiter nichts sagen will, als daß sie sich an ihren Feinden rächen, und ihre Augen an dem Blute derselben laben wollen. Indessen ist doch so viel wahr, daß sie zuweilen, um groß zu thun, oder ihre Rachbegierde auf eine recht auffallende Weise zu befriedigen, das Herz ihres erschlagenen Feindes wirklich zu fressen und von dem Blute desselben zu trinken pflegen. Aber laßt uns unsre Augen von einem so scheußlichen und unnatürlichen Schauspiel so geschwind als möglich wieder wegkehren, und die ferneren Vorbereitungen zu ihren Kriegen hören.

Wenn die jetztbeschriebene Feierlichkeit geendiget ist, so wird dem Anführer die schwarze Farbe wieder abgewaschen. Man besalbt ihn dafür mit Bärenfett, und bemahlt ihn hierauf roth, und zwar mit solchen Figuren, welche, ihrer Meinung nach, dem Feinde das meiste Schrecken einflößen können. Dann besingt er in einem Kriegsliede seine Heldenthaten, und betet darauf mit allen Kriegern zum großen Geiste, wobei Jeder seine Augen gegen die Sonne richtet.

Und nun folgen die obenbeschriebenen Tänze. Den Beschluß macht ein Gastmahl, das gewöhnlich aus Hundefleisch besteht. Jeder Krieger, der den Anführer auf dem bevorstehenden Zuge begleiten will, erhält seinen Theil davon; er selbst aber bleibt, des vorhergegangenen langen Fastens ungeachtet, so lange als das Fest währt, ruhig mit der Pfeife im Munde sitzen, und erzählt die tapfern Thaten seiner Familie.

Unterdeß verfertigen die Priester, die zugleich ihre Aerzte sind, allerhand heilende Arzneien für Diejenigen, welche Wunden bekommen werden. Sie sammeln dazu,

unter vielen Feierlichkeiten, eine Menge Kräuter und Wurzeln, und behaupten, daß sie die heilenden Kräfte derselben durch ihre Gaukeleien vermehren können. So viel ist gewiß, daß diese Priester die arzeneilichen Eigenschaften vieler Kräuter kennen, und daß das nicht wenig dazu beiträgt, sie in den Augen des Volks ehrwürdig und wichtig zu machen.

Als vor einiger Zeit ein Deutscher Schriftsteller*) in gutgemeinter Absicht unsern vaterländischen Landgeistlichen rieth, daß auch sie in ihren Nebenstunden sich ein wenig auf die Heilkunde legen möchten, so sagten die Leute, der Mann gehe damit um, den ehrwürdigen Stand der Geistlichen herabzuwürdigen, und die Religion umzustößen. So verschieden wird eine und ebendieselbe Sache in verschiedenen Weltgegenden angesehen! —

Während der ganzen Zeit, die zwischen dem Tage, da der Krieg beschlossen wurde, bis zum Abzuge der Krieger verfließt, werden die Nächte mit Lustbarkeiten, die Tage mit nothwendigen Zurüstungen hingebbracht.

Zuweilen wird für gut befunden, eine benachbarte Völkerschaft um ihren Beistand zu ersuchen. In diesem Falle wird einer von den Anführern, der die Sprache des andern Volks versteht und dabei ein guter Redner ist, erwählt, und mit einem Wampungürtel, nebst einer rothbemahlten Art, dahin geschickt. Auf dem Gürtel ist die Absicht seiner Sendung durch Figuren ausgedrückt, die jedem Indier verständlich sind.

Sobald dieser den Wohnort des Volks erreicht, so beruft der dortige Anführer alsobald einen Rath zusammen, vor welchem der Gesandte erscheinen muß. Hier wirft er die Art auf den Boden, und erklärt, mit dem

*) Der Herausgeber dieser Reisen.

Gürtel in der Hand, wozu man ihn abgeschickt habe. Er überreicht dabei den Wampumgürtel, und bittet sie, die Art von der Erde aufzunehmen.

Ist man nun geneigt, den Antrag zu genehmigen, so tritt einer von den Anführern hervor, und nimmt die Art auf. Dann kann die hilfeschuchende Völkerschaft versichert sein, daß man sich ihrer treulich annehmen werde. Wird aber weder die Art noch der Gürtel angenommen, so schließt der Abgesandte hieraus, daß man sich schon mit den Feinden seines Volks verbunden habe, und eilt, so sehr er kann, um die unangenehme Nachricht hievon zurückzubringen.

Jetzt muß ich meinen jungen Lesern auch die Art erzählen, wie die Indier bei ihrer Kriegserklärung zu verfahren pflegen.

Diese besteht darin, daß sie eine am Stiele rothbemahlte Art durch einen Sklaven überschieken. Dieser Auftrag ist gefährlich, denn oft muß der Bote, indem er sich desselben entlediget, mit seinem Leben dafür büßen. Nichtsdestoweniger wird er immer treulich ausgerichtet.

Oft erregt dies Herausforderungszeichen bei dem Volke, dem es zugesandt wird, eine solche Wut, daß so gleich ein kleiner Trupp von demselben davon rennt, ohne erst die Erlaubniß der Aeltern abzuwarten, um den ersten den besten von der angreifenden Völkerschaft, der ihnen aufstößt, auf die grausamste Weise umzubringen. Sie hauen nämlich einem solchen unglücklichen Opfer ihrer Wut den Leib auf, und stecken eben eine solche Art, als ihnen überschiekt wurde, auch wol einen Spieß oder einen Pfeil, dessen Ende roth bemahlt ist, in das Herz desselben. Dann verstümmeln sie seinen Körper an verschiedenen Theilen, wodurch sie ihrem Feinde zu

erkennen geben wollen, daß man sie nicht für Männer, sondern für schwache und wehrlose alte Weiber halte.

Selten ziehen die Indier in großen Haufen zu Felde; denn da müßten sie auch Anstalten für ihren Unterhalt auf den langen Märschen durch öde Wälder, oder über Moräste und Seen treffen, und das würde ihnen mehr Mühe machen, als sie sich geben mögen. So aber nehmen sie weder Gepäck, noch Lebensmittel mit. Jeder Krieger trägt, außer seinen Waffen, bloß eine Matte, und verläßt sich darauf, daß er auf dem Marsche Wild oder Fische zu seinem Unterhalte finden werde.

So lange sie dem Feinde noch nicht sehr nahe zu sein glauben, sind sie wenig auf ihrer Hut. Sie zerstreuen sich vielmehr in die Wälder, um der Jagd obzuliegen, und zuweilen bleiben kaum zwölf Krieger zusammen. Aber wenn sie auch noch so weit sich vom Kriegswege entfernen, so kann man doch vollkommen sicher sein, daß sie sich zur bestimmten Zeit wieder auf dem Sammelplatze einfinden werden.

Die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, macht, daß sie sich wenig Mühe geben, sich vor Ueberfällen in Sicherheit zu stellen. Sie schlagen daher ihre Zelte lange vor Sonnenuntergang auf, so daß der Feind, wenn er will, den Ort ihres nächtlichen Aufenthalts bemerken kann. Dann legen sie sich, ohne Posten auszustellen, ruhig schlafen, und verlassen sich auf den Schutz ihrer Hausgötter — der obenbeschriebenen Otter- oder Marderfelle — die sie immer mit sich führen, und von welchen sie, trotz ihrer öftern Erfahrung vom Gegentheil, fest versichert sind, daß sie Schildwachenstelle für sie vertreten. Diese Felle werden bei einigen Völkerschaften *Manitus*, bei andern *Wäkon*, d. i. *Gei-*

ster, genannt, und sie stehen bei ihnen in ausnehmlicher Achtung.

Diese ihre Unvorsichtigkeit hört indeß auf, sobald sie sich innerhalb der feindlichen Grenzen befinden. Dann werden sie auf einmahl äußerst behutsam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man hört sie nicht mehr schreien, und sie gehen nun nicht mehr auf die Jagd. Ja sie erlauben sich nicht einmahl mehr mit einander zu sprechen, sondern theilen sich ihre Gedanken durch Zeichen und Geberden mit.

Von offenbaren Angriffen halten sie nichts; denn sie glauben, daß sie davon wenig Ehre haben würden. Destomehr legen sie sich auf Kriegslisten und plötzliche Ueberfälle, als welche sie für ungleich rühmlicher halten. Selten greifen sie an, wenn nicht der Vortheil ganz offenbar auf ihrer Seite ist. Finden sie daher den Feind auf seiner Hut, oder zu gut gedeckt, oder zu zahlreich, so ziehen sie, wenns ihnen immer möglich ist, sich alsobald zurück. Die vorzüglichste Eigenschaft eines Hauptkriegers besteht bei ihnen darin, daß er einen Angriff gehörig zu ordnen, und viele Feinde mit geringem Verluste zu erlegen weiß.

Ihre Angriffe thun sie gewöhnlich kurz vor Tagesanbruch, weil sie alsdann ihre Feinde im tiefsten Schlafe zu finden hoffen. Die ganze vorhergehende Nacht liegen sie platt auf der Erde, und nähern sich, auf Händen und Füßen kriechend, bis auf einen Bogenschuß dem feindlichen Lager. Jetzt springen sie, auf ein von dem Hauptkrieger gegebenes Zeichen, Alle auf, schießen ihre Bogen ab, und stürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu lassen, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, mit ihren Nexten und Streitkolben über sie her.

Zuweilen verbergen sie sich hinter Bäumen, Hügeln

geln, oder Felsen, thun alsdann etliche Schüsse, und ziehn sich unentdeckt wieder zurück. Diejenigen Europäer, welche diese Indische Art zu fechten noch nicht kannten, haben oft die schrecklichsten Wirkungen davon erfahren.

Wenn die Indier in ihrem Ueberfalle glücklich sind, so läßt sich der fürchterliche Austritt, den ihre Wut erregt, kaum beschreiben. Die Grausamkeit der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten, die sehr gut wissen, was für ein Schicksal ihnen bevorsteht, wenn sie gefangen werden, machen, daß Beide ihre äußersten Kräfte anstrengen. Der Anblick der Streitenden, die Alle roth und schwarz gemahlt, und mit dem Blute der Erschlagenen besudelt sind, das fürchterliche Geheul und ihre grenzenlose Wut übersteigen alle Begriffe eines Europäers.

Ich bin oft ein Zuschauer davon gewesen; einmahl nahm ich sogar selbst auf eine sehr traurige Weise Antheil daran, und mein gänzlichcs Unvermögen, Widerstand zu leisten, machte den Austritt noch schrecklicher für mich. Noch schwebt mir jeder Umstand davon im Gedächtnisse, und eine Erzählung davon wird die vielsche Wut der Indier in ein eben so helles als schreckliches Licht stellen.

16.

Ein Beispiel von Indischer Grausamkeit.

Als General Webb, der 1757 das Englische Heer in Nordamerika anführte, bei dem Fort Edward sein Lager hatte, so lief die Nachricht ein, daß die Französischen Truppen unter dem General Montcalm gegen das Fort William Henry anrückten. Auf diese

Nachricht schickte er einen Abtrab (Détachement) von 1500 Mann, die theils aus Engländern, theils aus Indianern oder Amerikanischen Landtruppen bestanden, zur Verstärkung der Besatzung ab. Ich selbst befand mich mit dabei, und zwar als Freiwilliger bei den Indianern.

Diese Vorsorge des Englischen Befehlshabers war nicht vergeblich; denn nicht lange nach unserer Ankunft sahen wir den Georgensee, woran das Fort liegt, mit einer unzähligen Menge von Böten bedeckt. Einige Stunden danach wurden wir wirklich angegriffen, und unser Feind bestand aus 11000 Franzosen und 2000 Indianern. Wir selbst waren nur 2300 Mann stark, und der tapfere Oberste Monro war unser Befehlshaber.

Dieser vertheidigte sich mit großer Entschlossenheit. So oft der Französische General ihn auffodern ließ, gab er jedesmahl zur Antwort: »er sehe sich noch recht gut im Stande, ihm zu widerstehen, und könne, sobald er es bedürfe, Verstärkung von der Englischen Armee erhalten.

Dies Letzte war indeß ohne Grund. Denn General Webb, den er wirklich um Hülfe ersuchen ließ, schrieb ihm zurück, daß er das Fort unter guten Bedingungen nur immer übergeben möge, weil es nicht in seinem Vermögen stehe, ihm Beistand zu leisten. Unglücklicher Weise war dieser Brief dem Französischen General in die Hände gerathen. Dieser ließ hierauf den Englischen Befehlshaber sogleich um eine persönliche Zusammenkunft ersuchen; und diese wurde bewilliget. Beide Befehlshaber kamen hierauf, von einer kleinen Wache begleitet, mitten zwischen den Verschanzungen zusammen, und General Montcalm verlangte, daß das Fort, als dem Könige, seinem Herrn, zugehörig, ihm übergeben

werde. Der Oberste Monro erwiederte, daß er nicht wisse, worin das angebliche Recht des Königs von Frankreich auf diesen Platz bestehe, und daß er sich ferner tapfer zu vertheidigen gedenke.

Der Französische Befehlshaber zog hierauf den aufgefundenen Brief des Generals Webb hervor, und sagte: »Hier ist die Vollmacht, die mich berechtigt, das Fort in Besitz zu nehmen!« Der Oberste las, erstaunte, und sah sich nunmehr gezwungen, sich in Unterhandlungen einzulassen.

Das Fort wurde übergeben, und der Besatzung, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, verwilliget, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen abzuziehen. Man versprach ihr überdas bedeckte Wagen, zur Abführung ihres Gepäcks, und eine Wache, die sie gegen die Wut der Wilden schützen sollte. Aber dieser Vertrag blieb schändlicher Weise unerfüllt.

Unser kleines Heer, welches jetzt auf 2000 Mann (Weiber und Kinder ungerchnet) zusammengeschmolzen war, mußte sich am folgenden Morgen innerhalb der Festungswerke stellen, und war eben in Begriff abzuziehen, als eine große Menge Indier sich um uns her versammelte und zu plündern anfing. Wir ließen dies geschehen, theils weil wir es nicht hindern konnten, und theils weil wir hofften, daß sie sich damit begnügen würden. Man hatte uns nämlich zwar die Gewehre, aber nicht eine einzige Schußrolle oder Patrone gelassen.

Aber bei dem bloßen Plündern blieb es nicht. Denn bald darauf fielen die wütenden Indier unsere Kranken und Verwundeten an. Diejenigen davon, welche noch kriechen konnten, suchten sich zwischen unsere Glie-

der zu retten: die übrigen Alle wurden, ihres Schreiens und Jammerns ungeachtet, erbärmlich niedergemacht.

Unsere kleine Armee fing jetzt an, sich in Bewegung zu setzen und vorzurücken; allein nicht lange, so sahen wir, daß unser Vortrab zurückgetrieben wurde; wir selbst wurden von den Wilden ganz umringt. Sehnsuchtsvoll blickten wir nach der Wache aus, welche die Franzosen uns versprochen hatten; aber diese blieb leider! aus. Die Indier wurden mit jedem Augenblicke frecher und wüthender, und jetzt fingen sie an, uns die Waffen und Kleider abzureißen, und schlugen Jeden, der sich ihnen widersetzen wollte, mit der Streitart nieder.

Ich war im Vortrabe, und nahm an dem Schicksale meiner Gefährten Theil. Einige Wilde packten mich wüthend an, und rissen mir meine Kleidungsstücke, meine Schnallen und mein Geld weg. Ich erblickte in diesem Augenblicke eine Französische Schildwache, welche nahe bei mir stand, und lief zu ihr hin, um Schutz bei ihr zu suchen; aber der Kerl schalt mich einen Englischen Hund, und stieß mich wieder mitten unter die Wilden zurück.

Ich bemühte mich jetzt, einen Trupp von unsern Leuten zu erreichen, der sich in einiger Entfernung gesammelt hatte; aber man schlug von allen Seiten her so gewaltig auf mich los, daß ich gewiß hätte erliegen müssen, wenn die Indier nicht so gedrängt gestanden hätten, daß sie dadurch gehindert wurden, ihre Hiebe gehörig zu vollführen. Einer verwundete mich indeß mit einem Spieße in der Seite, und ein Anderer versetzte mir eine Spießwunde am Knöchel. Dennoch erreichte ich glücklich den Fleck, wo meine Landsleute standen, und drängte mich mitten unter sie. Ich hatte unterdeß

nicht bloß alle meine Kleidungsstücke verloren, sondern man hatte mir auch mein Hemd so zerrissen, daß nichts als der Kragen und die Vordertheile der Ärmel davon noch übrig waren. Außerdem trug ich überall sichtbare Spuren von wüthenden Handgriffen der Wilden.

Ich glaubte jetzt der größten Gefahr entronnen zu seyn; aber in diesem Augenblicke erhoben die Indier ihr fürchterliches Kriegsgeschrei, und fingen sogleich an, Alle, die ihnen nahe waren, ohne Unterschied zu ermorden. Es ist mir unmöglich, das Schreckliche dieses Auftritts mit Worten auszudrücken. Männer, Weiber und Kinder wurden auf die grausamste Weise ermordet und auf der Stelle geschunden. Viele der wilden Unmenschen tranken das Blut ihrer Schlachtopfer, so wie es warm aus ihren Wunden floß! —

Und das Alles sahen unsere christlichen Landsleute, die Franzosen, so mit an, ohne im mindesten daran zu denken, ihr Versprechen gegen uns in Erfüllung zu bringen! Mit Empfindungen, die sich nicht ausdrücken lassen, sah ich die Französischen Offiziere deutlich in einiger Entfernung umherschlendern, und bei dem Jammergeschrei der Unsrigen ganz gleichgültig mit einander reden. Schande über diese christlichen Ungeheuer! Zwar will ich zur Ehre der Menschheit mich gern überreden, daß diese schändliche Verletzung des Völker- und Menschenrechts mehr durch die unbändige Grausamkeit der Indier, als durch die Treulosigkeit des Französischen Befehlshabers veranlaßt wurde; allein man sollte doch glauben, daß 10,000 Mann Europäischer Truppen 2000 Indiern leicht hätten Einhalt thun können, wenn sie nur gewollt hätten.

Das Blutbad wurde nunmehr immer größer. Der Kreis, in dem ich mich befand, hatte schon sehr abge-

nommen, weil Einer nach dem Andern daraus niedergeschlagen wurde. Einige der Entschlossensten unter uns schlugen daher vor, alle unsere Kräfte zusammenzuraffen, um durch die Wilden durchzubrechen. So verzeifelt dies Mittel auch zu sein schien, so ergriffen wir es doch, als das einzige, welches uns zu unserer Rettung nun noch übrig war.

Es stürzten sich daher ungefähr 20 von uns mitten unter die Indier; aber es währte kaum einen Augenblick, so waren wir schon von einander getrennt. Der Eine suchte sich hier, der Andere dort einen Weg zu bahnen; der Eine fiel, der Andere wurde gepackt. Nur 7 von uns hatten, wie ich in der Folge erfuhr, das Glück, sich durchzuschlagen.

Wenn ich jetzt noch an die Art, wie ich mich zu retten suchte, zurückdenke, so kommt mir meine Erhaltung als ein Wunder vor, und ich begreife kaum, wie sie bewerkstelliget werden konnte. Was ich mich davon erinnere, ist dieses. Ich stieß Einige nieder, Andern entging ich durch meine Geschwindigkeit. Endlich aber packten mich zwei starke Anführer, die, wie ich an ihrer Bekleidung sehen konnte, zu den wildesten Stämmen gehörten, bei den Armen, und schleppten mich fort.

Jetzt hielt ich mich für verloren; allein sie hatten mich kaum einige Schritte weit fortgezogen, als ein Engländer, vielleicht von Stande, wie aus seinen rothen sammtnen Beinkleidern, der einzigen ihm noch übrigen Bedeckung, zu schließen war, dicht bei uns vorbeistürzte. Augenblicklich ließ einer der beiden Indier mich wieder fahren, um Jenen zu haschen. Er ergriff ihn auch, allein der Engländer war ihm überlegen, und warf ihn zu Boden. Dieser würde nun vermuthlich glücklich ent-

kommen sein, wenn nicht der andere Indier, der mich bis dahin gehalten hatte, seinem Gefährten zu Hülfe gesprungen wäre. Ich machte mir diesen Augenblick zu Nuse, und lief nach einem noch ungetrennten Haufen von Engländern hin, den ich in einiger Entfernung vor mir sah. Ich warf im Laufen einen mitleidigen Blick auf den Engländer, dem ich meine Rettung zu danken hatte, und sah mit Grausen und Bejammern, daß der zweite Indier ihn von hinten zu mit seiner Streitart niederhieb.

Kaum war ich einige Schritte weiter gekommen, so lief ein kleiner niedlicher Knabe auf mich zu, und flehete, daß ich ihn anfassen und mit mir fortziehen möchte. Ich wollte, aber ich konnte ihn nicht retten. Er wurde bald, ohne daß ich es hindern konnte, von mir gerissen und, aus seinem Schreien zu urtheilen, ermordet. Das Schicksal dieses armen Kindes verursachte mir unaussprechlichen Schmerz.

Jetzt befand ich mich wieder unter Freunden, allein wir waren nicht im Stande, einander zu schützen. Jeder suchte für sich dem Verderben zu entinnen, so gut er konnte. Was mich betrifft, so setzte ich meine letzte Hoffnung auf einen nahe vor uns liegenden Wald, den ich zu erreichen suchte. Ich erreichte ihn glücklich, allein ich war nun auch so ganz außer Athem und abgemattet, daß ich mich halb todt unter einen Busch auf die Erde warf.

Auch hier verfolgte mich das Schrecken des Todes. Es liefen nämlich ein paar Wilde bei mir vorbei, welche vermuthlich mich entwischen sahn, und mich wieder einholen wollten. Ich war jetzt zweifelhaft, ob es sicherer wäre, mich hier zu verbergen, bis die Nacht einbräche, oder tiefer ins Gehölz zu flüchten. Aus Furcht, daß

die Indier zurückkommen, und mich finden möchten, wählte ich das Letzte, und eilte so schnell davon, als die Dornsträucher und der Verlust eines meiner Schuhe mir nur erlauben wollten. Nach einigen Stunden erreichte ich einen Berg, von dem ich den schrecklichen Schauplatz übersehen, und ganz deutlich wahrnehmen konnte, daß das Blutvergießen noch immer fortwährte.

Um meine Leser nicht zu ermüden, will ich nur noch hinzusetzen, daß ich drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Schlaf umherirrte, bis ich endlich so glücklich war, das Englische Lager bei Fort Edward zu erreichen, wo ich durch gehörige Verpflegung bald wieder zu meiner vorigen Stärke und Munterkeit gelangte.

Man rechnet, daß die Wilden an diesem traurigen Tage 1500 Personen theils umbrachten, theils gefangen wegschleppten. Von den Letztern fanden nachher nur Wenige den Rückweg in ihr Vaterland, nachdem sie eine lange und höchst traurige Gefangenschaft ausgestanden hatten.

Um den Vorwurf, den diese schreckliche Geschichte auf das Französische Volk bringen könnte, der Gerechtigkeit gemäß, zu mildern, füge ich noch hinzu, daß ich in der Folge durch viele Beweise überzeugt wurde, daß die Grausamkeit und Treulosigkeit des Generals Montcalm von seinen Landsleuten durchgängig gemißbilliget wurde. Ein Kanadischer Kaufmann z. B. wollte auf die erste Nachricht von der Eroberung des Forts William Henry ein großes Freudenfest anstellen; aber kaum hatte er von dem dabei vorgefallenen unmenschlichen Blutbade gehört, als er Alles sogleich wieder abbestellte, und seinen Unwillen über das Verfahren des Generals laut zu erkennen gab.

Genug von einer Geschichte, die ich aus den Jahrbüchern der Menschheit für immer auszulöschen wünschte. Ich hatte meinen Lesern ein Beispiel von der grausamen Wuth der Indier gegen ihre Feinde versprochen, und ich denke, ich habe nur zu gut Wort gehalten. Ich hielt es aber für nützlich, dieses schreckliche Beispiel auszuheben, um den jungen Leser nicht durch das sonstige Gute, welches ich von diesen ungebildeten Menschen erzählt habe, zu dem unreifen Gedanken zu verleiten, daß der rohe und ungesittete Mensch besser sei, als der ausgebildete und gesittete. Alles wohl erwogen, haben wir die größte Ursache von der Welt, mit unserm Schicksale, in Europa und unter gesitteten Menschen zu leben, höchst zufrieden zu sein, und Gott dafür zu danken. Ich hoffe, diese wahre und zu unserer Zufriedenheit nöthige Empfindung in den Gemüthern meiner jungen Leser durch obige Erzählung sattfam erweckt zu haben. Also genug davon!

17.

Fortsetzung von der Art der Indier, Krieg zu führen.

Ich habe schon oben angeführt, daß die Indier gewöhnlich nicht viel Sorgfalt darauf verwenden, sich vor Ueberfällen zu sichern, aber daß sie desto unerschöpflicher an List und Verschlagenheit sind, wenn es darauf ankommt, selbst einen Ueberfall zu bewerkstelligen. Dabei kommt ihre angeborne Fähigkeit, die Spur ihrer Feinde, selbst da, wo sie einem Europäischen Auge gar nicht weiter sichtbar ist, mit Sicherheit zu verfolgen, ihnen außerordentlich zu Statten. Auf dem kürzesten Grase, auf dem härtesten Boden, ja sogar auf Steinen können sie die Fußstapfen nicht bloß erkennen, sondern

auch daraus bestimmen, ob eine Frau oder ein Mann sie eingedrückt habe, ja sogar — so unglaublich dies auch immer klingen mag — zu welcher Völkerschaft Derjenige gehöre, von dem sie herrühren. Ich würde diese Versicherung für eben so übertrieben halten, als sie meinen Lesern vorkommen muß, wenn ich nicht selbst so viele Proben davon gesehen hätte, daß ich die Wahrheit der Sache gar nicht weiter bezweifeln kann.

Während eines Gefechts schlagen sie ohne Gnade und Barmherzigkeit Alles todt, was ihnen vorkommt. Sobald sie aber ihres Sieges gewiß sind, schaffen sie nur alle Diejenigen aus dem Wege, deren Fortbringung ihnen zu viel Mühe machen würde, und dann erst suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie können.

Den Todten sowohl, als auch den schwer Verwundeten, ziehen sie mit einer barbarischen Geschicklichkeit in einem Nu die Haut vom Kopfe. Dies beschaffen sie auf folgende Weise. Sie wickeln das Haar des unglücklichen Schlachtopfers um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die dadurch ausgespannte Haut mit ihrem Schindemesser, welches sie immer dazu gut geschärft halten, in etlichen Schnitten herunter. Die ganze gräßliche Verrichtung dauert kaum eine Minute. Diese abgezogenen Häute sind ihre Siegeszeichen, und sie heben dieselben, als Beweise ihrer Tapferkeit und ausgeübter Rache, sorgfältig auf.

Packen zwei Indier einen Gefangenen zugleich an, und können sie nicht sogleich eins darüber werden, wem von Beiden er eigentlich gehören solle, so kommen sie dem Streite, der darüber entstehen könnte, dadurch zuvor, daß sie den unglücklichen Zankapfel mit der Art oder dem Streitkolben alsobald aus dem Wege räumen.

Sobald sie einen Sieg erfochten, und so vielen

Schaden gestiftet haben, als ihnen möglich war, ziehen sie sich, aus Besorgniß, die Früchte des Sieges wieder einzubüßen, auf das eifertigste nach ihrem Lande zurück.

Merken sie aber auf ihrem Rückzuge, daß ihnen nachgesetzt wird, so suchen sie zuvörderst ihren Verfolgern durch allerhand Kunststücke zu entgehen. Sie streuen Sand oder Blätter über ihre Fußstapfen, treten Einer in des Andern Spur, um ihre Anzahl zu verbergen, oder treten so leise zu, daß man gar keinen Eindruck davon bemerken kann. Will dies Alles nicht helfen, und gerathen sie dennoch in Gefahr, eingeholt zu werden, so bringen sie ihre Gefangenen um, ziehen ihnen die Kopfhaut ab, und sprengen hierauf aus einander, um ihr Land auf diese Weise desto leichter wieder zu erreichen.

Ihre eigenen Verwundeten schleppen sie auf Bahren fort, oder ziehen sie auf Schlitten hinter sich her, wenn es gerade im Winter ist.

Die Bahren sind nur ganz grob aus Nesten und Zweigen zusammengesetzt. Ihre Schlitten bestehn aus zwei dünnen Brettern, die zusammen ungefähr 2 Fuß breit und 6 Fuß lang sind. Sie stehen vorn etwas in die Höhe, und sind auf den Seiten mit kleinen Leisten beschlagen. Auf diesen schlechtgemachten Schlitten ziehen sie große Lasten mit einem Riemen fort, der ihnen um die Brust geht. Dieser Zugriemen heißt *Metump*, und ist sehr künstlich gearbeitet.

Die Gefangenen bewachen sie auf dem Marsche mit äußerster Sorgfalt. So lange die Reise zu Lande geht, werden sie von ihren Ueberwindern festgehalten; schiffet man sich ein, so werden sie in dem Fahrzeuge angebunden. Zur Nachtzeit hingegen werden sie nackt auf die Erde gelegt, und mit den Armen, den Beinen

und dem Halse an Haken gebunden. Außerdem bindet man ihnen Seile um die Arme oder Füße, die ein Indier hält, und daher gleich aufwachen muß, wenn sie sich bewegen.

Dieser außerordentlichen Sorgfalt ungeachtet fand doch eine Frau aus Neu-England fast ganz allein Mittel, sich aus den Händen eines ganzen Haufens von Kriegern, der sie wegführte, zu erlösen, und ihr Vaterland zu rächen. Diese Heldin hieß Rowe, und ihre Geschichte verdient, als ein Beispiel von weiblicher Entschlossenheit, aufbewahrt zu werden.

Man hatte sie, nebst ihrem unerwachsenen Sohne, schon zwei Tagereisen fortgeführt, und legte sich, als die Nacht wieder einbrach, zum zweiten Male schlafen. Sie selbst wurde auf die eben beschriebene Weise festgebunden, ihren Sohn hingegen, von dem man sich, seines Alters wegen, nichts Böses versah, hatte man freigelassen. Als nun der ganze Haufe in den tiefsten Schlaf gesunken war, bemühte sie sich, ihrer Bande los zu werden. Dies gelang. Sie legte hierauf alle Waffen der Indier bei Seite, gab ihrem Sohne eine Art, und befahl ihm mit leiser Stimme, ihrem Beispiele zu folgen. Sie schlug hierauf mit eurer zweiten Art verschiedene Indier nach einander todt, und ihr Sohn wollte ein Gleiches thun. Allein die Schwäche und Unentschlossenheit desselben hätte bald ihr ganzes Unternehmen vereitelt, denn er gab einem Indier einen so leichten Schlag, daß er bloß davon erwachte. Sie kam indeß alsobald zu Hülfe, und schlug ihn nieder, bevor er seine Waffen finden konnte. Auf diese Art brachte sie nach und nach Alle mit einander um, bis auf ein Indisches Weib, welches früh genug erwachte, um ihr entwischen zu können.

Die Heldinn zog hierauf den Erschlagenen die Kopfhaut ab, und brachte sie, nebst den Kopfhäuten ihrer von den Indiern getödteten Landsleute triumphend nach ihrem Wohnplatze zurück.

Auf dem Marsche werden die armen Gefangenen von ihren Ueberwindern gezwungen, den Todtengesang zu singen. Dieser hat gewöhnlich folgenden Inhalt:

»Ich gehe zum Tode; ich werde viel leiden müssen; aber ich will die größten Qualen, die meine Feinde mir anthun können, mit Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapftrer Mann sterben, und zu den Helden gehn, die auf ähnliche Weise starben.«

Dieser Gesang wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis sie das bestimmte Dorf oder Lager erreichen.

Wenn die Krieger so nahe gekommen sind, daß man sie hören kann, so schreien sie zu verschiedenen Mahlen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zuges überhaupt kund zu thun. Ihr wiederholtes Todtengeschrei zeigt an, wie viel sie von ihren eigenen Leuten verloren haben, und ihr Kriegsgeschrei bezeichnet die Menge ihrer Gefangenen.

Das Todtengeschrei klingt ungefähr, wie hu, hu, hup, und wird in einem freischenden Tone so lange ausgehalten, als sie, ohne von neuen Athem zu holen, es ertragen können, und dann auf einmahl mit einer plötzlichen Erhebung der Stimme abgebrochen. Das Kriegsgeschrei ist diesem ähnlich, aber lauter, und wird dadurch, daß sie die Hand vor den Mund halten, etwas abgeändert. Beide kann man in einer beträchtlichen Entfernung hören.

So lange dies Geschrei währt, bleiben Alle, die dadurch benachrichtigt werden sollen, voller Aufmerksamkeit stehn. Ist es geendiget, so läuft Alles aus dem

Dorfe, um die einzelnen Umstände der Begebenheit zu erfahren, und je nachdem die Nachricht freudig oder traurig ist, wird durch ein wiederholtes Freuden- oder Trauergeschrei darauf geantwortet.

Jetzt eröffnet sich ein unbarmherziges Schauspiel. Weiber und Kinder stellen sich, mit Knüppeln bewaffnet, in zwei Reihen, und die armen Gefangenen müssen dazwischen hingehn. Sie schlagen dann auf diese Elenden so unbarmherzig los, daß sie kaum noch einige Spuren vom Leben übrig behalten. Nicht aus Schonung, sondern aus unmenschlicher Grausamkeit nehmen sie sich dabei wohl in Acht, ihnen völlig tödtliche Schläge zu geben, weil sie sonst das teuflische Vergnügen einbüßen würden, sie noch grausamer zu quälen.

Nach diesem liebeichen Empfange werden den Gefangenen Hände und Füße gebunden, und die Anführer halten einen Rath, worin ihr Schicksal entschieden wird. Diejenigen, welche durch die gewöhnlichen Qualen sterben sollen, werden dem Hauptkrieger, die Andern hingegen, welchen man das Leben schenken will, dem Oberhaupte der Völkerschaft übergeben. Schon hiedurch erfahren die Gefangenen ihr unvermeidliches Schicksal, weil sie wissen, daß der Urtheilsspruch allemahl unwiderruflich ist. Das Erste nennen sie, dem Hause des Todes, das Andere, dem Hause der Gnade zugeführt werden.

Gefangene, die schon etwas bei Jahren sind, und sich durch ihre kriegerischen Thaten berühmt gemacht haben, erhalten niemals Gnade. Sie büßen vielmehr für das von ihnen vergossene Blut immer durchs Feuer. Ob aber Jemand Thaten verrichtet habe, welche diese Todesart nach sich ziehn, das kann man, ohne ihn zu kennen, an gewissen blauen Zeichen sehn, die sie an den Armen und auf der Brust tragen, und die einem In-

dier eben so verständlich sind, als dem Europäer seine Buchstabenschrift.

Die Art, wie sie sich diese Sinnbilder einprägen, ist folgende. Sie ritzen sich die Haut mit Fischzähnen oder scharfen Kieselsteinen auf, die sie vorher in eine gewisse Dinte von Kienruß getaucht haben. Dergleichen Zeichen sind nachher unauflöslich, und werden für einen großen Ehrenschnuck gehalten; aber dem Gefangenen gereichen sie allemahl zum unvermeidlichen Verderben.

Die Art, wie diese Unglücklichen hingerichtet werden, macht die Menschheit schaudern. Aber so sehr auch meine Vorstellungskraft sich weigert, das gräuliche Bild eines solchen Austritts zurückzurufen, so muß ich sie doch beschreiben, um meinen Lesern noch einmahl eine Veranlassung zu geben, ihr Glück, unter gebildeten Menschen von milderer Denkart zu leben, nach seinem ganzen großen Werthe zu schätzen.

Wenn das Todesurtheil über einen Gefangenen gefällt ist, so wird es ihm mit folgenden Worten angekündigt: Mein Bruder, fasse ein Herz, du sollst verbrannt werden. Und der Gefangene antwortet: Ganz wohl, mein Bruder; ich danke dir*).

Man führt die zum Tode verurtheilten Gefangenen auf den Richtplatz, der gewöhnlich mitten im Dorfe oder Lager ist. Hier werden sie ausgezogen und vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz bemahlt. Man steckt ihnen eine Rabenfeder auf den Kopf, und bindet sie, so

*) Aus Raynal's Histoire philosophique etc. T. VIII. p. 41.

ausgepust, an einen Pfahl, um welchen Holzbündel herum liegen.

Aber die Absicht hierbei ist nicht, sie sofort aus der Welt zu schaffen; man sucht vielmehr ihre Qualen, so sehr als möglich in die Länge zu ziehn. Die unglücklichen Schlachtopfer werden dabei gezwungen, ihren Todtengesang anzustimmen; und das thun sie auf eine umständliche Art und mit vieler Feierlichkeit. Sie erzählen mit vernehmlicher Stimme alle ihre tapfern Thaten, und thun stolz auf die Menge der von ihnen erlegten Feinde. Bei dieser Erzählung suchen sie ihre Peiniger auf alle mögliche Art zu beleidigen und aufzubringen, damit man im Zorn sie geschwinder aus dem Wege räumen möge, als es sonst geschehen würde. Zuweilen erreichen sie auch dadurch ihre Absicht wirklich.

Das Verbrennen ist zwar die gewöhnlichste Todesart der gefangenen Krieger, aber nicht die einzige. Es giebt noch andere, woron die eine immer grausamer als die andere ist.

Als ich mich bei den Ottagamiern aufhielt, wurde ein gefangener Illinese eingebracht, bei welchem ich alle Grausamkeiten, welche die Indier gegen ihre Gefangenen ausüben, ansehen konnte. Der Unglückliche wurde am frühen Morgen in eine kleine Entfernung von dem Orte geführt, und daselbst an einen Baum gebunden. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte, deren es eine große Menge gab, Erlaubniß, mit Pfeilen nach ihm zu schießen. Da keiner von diesen über zwölf Jahr alt war, und sie außerdem sehr weit von ihm standen, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen. Die Folge davon war, daß das unglückliche Schlachtopfer zwei volle Tage gequält wurde bevor es den Geist aufgab.

Unterdessen besang der Gequälte mit ruhiger Umständlichkeit seine Kriegesthaten, und erzählte alle Kunstgriffe, die er angewandt habe, seine Feinde zu überfallen. Er rechnete die Menge von Kopfhäuten und Gefangenen her, die er fortgeschleppt habe. Er beschrieb alle die grausamen Martern, die er diesen angethan habe, und schien, mitten im Gefühl seiner eigenen Qualen, bei dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Welch ein Grad von unmenschlicher Abhärtung!

Am meisten hielt er sich bei den Grausamkeiten auf, die er gegen Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt habe; und es schien, als wenn er es recht eigentlich darauf anlegte, sie durch alle mögliche Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen anzureizen, damit er Gelegenheit erhielte, desto größere Proben seiner Standhaftigkeit abzulegen. Selbst als er schon mit dem Tode rang, und nicht mehr sprechen konnte, sah man noch Büge von Hohn und Stolz auf seinem Gesichte.

Außer der Befriedigung ihrer abscheulichen Rachbegierde, haben die Indier bei diesen barbarischen Schauspielen noch den besondern Zweck, ihrer Jugend früh eine Neigung zur Grausamkeit und zum Blutvergießen einzufößen; und man muß gestehn, daß sie diese Absicht nur gar zu gut erreichen.

Man erzählte mir unter anderm Folgendes, woraus die Grausamkeit der Indier gegen ihre Feinde, und ihre Unempfindlichkeit bei eigenen Qualen noch mehr hervorleuchten.

Ein Indier, welcher auf die eben beschriebene Weise gemartert wurde, berühmte sich, er habe die Kunst, zu quälen, noch viel besser verstanden. Er habe seine Ge-

fangenen an einen Pfahl gebunden, ihre Körper voller kleiner Splitter vom Lerchenbaume gesteckt, und diese dann angezündet. Seine Peiniger seien dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verständen, wie man einen tapfern Krieger hinrichten müsse.

Diese barbarische Prahlerei hatte selbst für ein Indisches Ohr zu viel Beleidigendes. Einer von den Oberhäuptern unter den Siegern wurde dadurch so aufgebracht, daß er ihm das Herz aus dem Leibe riß, und damit den Mund verstopfte, welcher diese Abscheulichkeiten ausgesprochen hatte.

O Menschheit, wo ist hier noch eine Spur von dir zu finden!

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Geschichten, die, so wahr sie auch sind, doch allen Glauben übersteigen würden, und eile, meinen jungen Lesern eine etwas mildere Seite von der kriegerischen Gemüthsart der Indier vorzuhalten.

Die jetzt beschriebenen Grausamkeiten üben sie gewöhnlich nur an gefangenen Kriegern aus. Gegen wehrlose Weiber, Kinder und junge Leute ist ihr Verfahren ordentlicher Weise minder barbarisch. Man hat Beispiele, daß sie gefangenen Englischen Frauenspersonen mit aller Bescheidenheit und Achtung begegneten, und das Elend ihrer Gefangenschaft ihnen liebreich zu erleichtern suchten.

Solche Personen, die man gewöhnlich dem Hause der Gnade zuführt, werden nachher unter Diejenigen, welche Unverwandte verloren haben, als ein Ersatz für ihren Verlust ausgetheilt. Diese Austheilung geht immer ohne allen Streit vor sich; und wenn sie geschehen ist, so führt Jeder seinen Antheil nach Hause. Hier werden die Gefangenen entfesselt, ihre Wunden, wenn

sie welche haben, ausgewaschen und verbunden; worauf man sie ankleidet, und ihnen das beste Essen vorsetzt, das im Hause zu haben ist.

Während der Mahlzeit suchen ihre Herren sie zu trösten. Sie ermuntern sie, fröhlich und gute Muths zu sein, da sie dem Tode entgangen wären, und versichern, daß, wenn sie ihnen treu dienen würden, sie auf ihrer Seite Alles thun wollten, was in ihrem Vermögen stände, um ihnen den Verlust ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu ersetzen. Hier wird meinen Lesern, so wie mir, gewiß wieder etwas wohl ums Herz.

Wenn erwachsenen Mannspersonen das Leben geschenkt wird, so fallen sie gewöhnlich denjenigen Witwen zu, die ihre Männer im Kriege verloren haben. Diese heirathen sie auf der Stelle, wenn sie ihnen anstehen. Hat aber die Witwe ihre Neigung schon auf einen Andern geworfen, oder gefällt ihr der Gefangene nicht, so muß der arme Verschmähte gemeiniglich mit dem Leben büßen, besonders wenn die Frau sich in den Kopf gesetzt hat, daß ihr Mann in dem Lande der Geister einen Bedienten gebrauche.

In diesem traurigen Falle führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegenen Ort, und schlagen ihn da ohne Umstände todt. Von einem solchen nämlich, dem der Rath einmahl das Leben geschenkt hat, glauben sie, daß er nicht werth sei, lange gequält zu werden.

Einst hatte man einen großen und wohlgewachsenen Mann gefangen genommen, der in der Schlacht verschiedene Finger verloren hatte. Er wurde einer Witwe zum Ersatz für ihren verlorenen Mann zuerkannt. Diese betrachtete ihn etwas genauer, und redete ihn hierauf mit folgenden Worten an: Mein Freund,

ich hatte dich ausgesucht, um mit mir zu leben. Aber da du, wie ich jetzt wahrnehme, unfähig geworden bist, zu kämpfen und mich zu beschützen, so sehe ich nicht, wozu das Leben dir noch nützen könne. Der Tod wird besser sein. »Ich glaub's,« erwiderte der Gefangene. »Wohl!« sagte hierauf die Frau, »du sollst noch diesen Abend an den Brandpfahl gebunden werden. Um deines eigenen Ruhms und um der Ehre meiner Familie willen, die dich aufnehmen wollte, denke daran, daß du deinen Muth nicht verläugnest!« Der Wilde versprach's und hielt Wort. Man marterte ihn drei Tage lang, und er blieb unter den größten Qualen nicht nur standhaft, sondern auch heiter und fröhlich. Seine neue Familie verließ ihn dabei nicht; sie ermunterte ihn von Zeit zu Zeit, reichte ihm zu trinken und Tabak zum Rauchen. — Welch Gemisch von Tugenden und Barbarei! *)

Die gefangenen Frauenspersonen fallen gemeiniglich Männern zu, die ihrer nöthig haben, und bei diesen werden sie größtentheils ganz gut gehalten. Die Knaben und Mädchen werden entweder von kinderlosen Aeltern an Kindesstatt aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Zuweilen werden sie auch an die Europäischen Handelsleute verkauft.

Eine Auswechselung der Gefangenen findet bei den Indiern gar nicht Statt. Sie werden entweder umgebracht, oder in Familien aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Diese Letzten haben auch durchaus keine

*) Raynal, T. VIII. p. 41.

Hoffnung, jemahls wieder zu den Ihrigen zurückzukehren. Denn wollten sie sich auch durch die Flucht in Freiheit setzen, so würde ihr eigenes Volk, wenn sie zu ihm kämen, sie wieder zurückstoßen; weil man glaubt, daß sie, durch die ihnen widerfahrne Begnadigung, Ungehörige des andern Volks geworden seien.

Dies werden sie auch wirklich. Sie treten nämlich in alle Rechte Derer, an welcher Stellen sie gekommen sind, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, sie nachher gegen ihr eignes Volk mit zu Felde ziehn zu sehn. Sollte ein solcher Mensch dennoch zu entfliehen suchen, und wieder gefangen werden, so wird seine Undankbarkeit aufs grausamste bestraft.

Die Französischen Glaubenswerber oder Missionarien glaubten ein Werk der Menschlichkeit zu verrichten, wenn sie den Indiern Anleitung gäben, ihre Gefangenen lieber zu verkaufen, als sie umzubringen; und ihre Ueberredungen hatten den Erfolg, daß der Sklavenhandel auch in diesen Weltgegenden, wo er vorher unbekannt war, wirklich eingeführt wurde. Ihre Absicht hiebei war gut und lobenswürdig, allein sie wurde nicht erreicht. Denn, anstatt dem Blutvergießen dadurch vorzubeugen, machten sie nur die Kriege zwischen den Indiern weit häufiger und heftiger. Diese fochten nämlich jetzt nicht mehr aus bloßer Rache und Ruhmbegierde, sondern auch aus Gewinnsucht; denn sie vertauschen ihre Gefangenen für hitzige Getränke, die sie ungemein lieben, und fangen nicht selten Krieg an, bloß um ihren Durst nach Brantwein oder Rum zu stillen.

Hiezu kommt, daß sie die gefangenen Krieger nach wie vor ihrer grausamen Rachsucht opfern, und nur Weiber und Kinder verkaufen. Es ist daher durch die

Einführung des Menschenhandels weit mehr bei ihnen verderbt, als verbessert worden.

Als jene Glaubenswerber sahen, wie wenig der Erfolg dieses von ihnen eingeführten Sklavenhandels ihrer Absicht entsprach, so ersuchten sie den damaligen Französischen Statthalter von Kanada, diesen schändlichen Handel zu verbieten. Dies geschah nun zwar, allein Verbote sind oft leichter gegeben, als geltend gemacht. So auch hier. Der Sklavenhandel wurde zwar nicht mehr öffentlich, aber destomehr insgeheim getrieben. Einige, die man darauf ertappte, gingen zu den Indiern über, heiratheten eine Indierinn, und verbannten sich für immer aus ihrem Vaterlande.

18.

Von der Art der Indier, Frieden zu schließen.

Gewöhnlich sind die Kriege der Indier erblich, und dauern von Geschlecht zu Geschlecht fast ununterbrochen fort.

Wird nun aber ein Waffenstillstand nöthig, so suchen beide Theile sorgfältig den Anschein zu vermeiden, als wenn sie den ersten Antrag dazu gethan hätten. Man wendet sich daher entweder an einen neutralen Stamm, und überträgt diesem die Vermittelung, oder wenn ein Anführer der einen Partei bei der andern selbst erscheint, um die Unterhandlungen anzufangen, so thut er es mit vielem Stolze, und giebt, auch wenn es mit seiner Völkerschaft noch so schlecht steht, im geringsten nicht nach, sondern sucht vielmehr zu beweisen, daß nicht ihr, sondern ihrer Feinde Vortheil es ersodere, Frieden zu machen.

Oft bringt der bloße Zufall einen Frieden zwischen Völkerschaften zu Stande, die sonst durch nichts verei-

niget werden konnten. Dahin gehört folgendes Beispiel.

Einſt wurden die Ottagamier von zweien Völkerschaften, den Trokeſen und den Tſchipiwiäern, zugleich bekriegt. Nun unternahmen einmahl im Winter 1000 Trokeſen eine Streiferei in das Gebiet ihrer Feinde; und, um ihre Anzahl zu verſtecken, gingen alle hintereinander und traten ſorgfältig Einer in des Andern Fußſtufen.

Allein dieſer Vorſicht ungeachtet, wurde ihre Abſicht dennoch von vier Tſchipiwiäern entdeckt, die aus der Richtung ihres Marsches und aus ihrer Behutſamkeit auf ihr Vorhaben ſchloſſen. Ob nun gleich die Tſchipiwiäer ſelbſt Feinde der Ottagamier waren, ſo entſchloſſen ſie ſich dennoch, dieſe von der ihnen bevorſtehenden Gefahr zu benachrichtigen. Sie nahmen daher mit der ihnen eigenen Geſchwindigkeit einen Umweg, und kamen auf der Wildbahn der Ottagamier an, ehe ein ſo großer Haufen, der noch dazu ſo behutſam anrückte, ſie erreichen konnte. Sie fanden hier ungefähr 400 Krieger, und gaben ihnen von der Annäherung ihrer Feinde Nachricht.

Die Anführer hielten ſogleich einen Rath, und fanden, da ſie ihre Familien bei ſich hatten, daß es unmöglich ſei, ſich durch die Flucht zu ſichern. Sie beſchloſſen daher, eine recht vortheilhafte Stellung zu nehmen, und dann die Trokeſen aufs wärmſte zu empfangen.

Nicht weit von da waren zwei kleine Seen, die durch eine ſchmale, aber lange Erdenge von einander getrennt wurden. Da ſie nun vermutheten, daß die Trokeſen darüber anrücken würden, ſo theilten ſie ihr kleines Heer in zwei Haufen, wovon der eine dasjenige Ende des Paſſes, welches auf die Wildbahn ſtieß, be-

setzte, und daselbst einen Berhack von gefällten Bäumen machte, indeß der andre Trupp sich um die Seen herumzog, und sich in der Gegend des andern Endes verbarg, um dem Feinde, wenn er sich erst innerhalb des Passes befände, den Rückweg abzuschneiden.

Dieser Plan glückte vortrefflich. Sobald die Trokesen alle auf der Erdenge waren, machte der zweite Haufen in ihrem Rücken gleichfalls einen Berhack, wozu sie das Holz schon in Bereitschaft hatten. Und nunmehr waren ihre Feinde auf beiden Seiten völlig eingeschlossen.

Die Trokesen bemerkten die mißliche Lage, worin sie sich befanden, bald, und berathschlagten sich über die Mittel, die sie zu ihrer Befreiung ergreifen mußten. Zu ihrem Unglücke war eben Thauwetter eingefallen. Das Eis auf den Seen war schon zu mürbe, als daß man darüber hätte hingehen können, und verhinderte gleichwol auf der andern Seite, daß man weder durch Flößen, noch durch Schwimmen entwischen konnte. Es blieb ihnen also nichts mehr übrig, als ein Versuch, sich durchzuschlagen. Dieser wurde nun zwar gemacht, aber ohne glücklichen Erfolg, und sie blieben also nach wie vor auf der Erdenge eingeschlossen.

In dieser äußerst gefährlichen Lage brachten sie mit der den Indiern eigenen Gleichgültigkeit einige Tage mit Fischen zu. Unterdeß war das Eis völlig geschmolzen, und sie hofften nun auf Flößen, wozu sie gerade etliche Bäume auf der Erdenge fanden, über einen von den Seen zu gehn, und sich so aus ihrer Falle zu befreien. Allein die Ottagamier, die ihre Absicht merkten, schickten von jedem Haufen 150 Mann ab, um ihnen die Landung streitig zu machen.

So wie nun die Trokesen sich dem Ufer näherten,

empfangen die Ottagamier sie mit einem Regen von Pfeilen und Kugeln. Darüber zur Verzweiflung gebracht, sprangen sie zwar ins Wasser, und schlugen sich durch, allein sie verloren doch dabei mehr als die Hälfte ihrer Leute, und zugleich den ganzen Vorrath von Pelzwerk, den sie den Winter über gesammelt hatten. Von dem Letzten drangen die Sieger denjenigen Tschipiwäern, welchen sie ihre Rettung zu verdanken hatten, das Beste auf, und schickten sie hierauf unter einer hinreichenden Bedeckung nach ihrem Lande zurück.

Dieser Vorfall brachte zwischen den Ottagamiern und Tschipiwäern, welche Letztere das Betragen ihrer vier Landsleute vollkommen billigten, einen Frieden zu Stande, auf welchen nachher eine völlige Freundschaft folgte.

Wenn die Indier eines Krieges, den sie Jahre lang gegen ein benachbartes Volk geführt haben, endlich müde werden, und durch eines andern Volkes Vermittelung einen Frieden zu Stande zu bringen wünschen, so pflegt die Art ihrer Unterhandlungen folgende zu sein.

Eine Anzahl Anführer, sowol von ihren Landsleuten, als auch von dem vermittelnden Volke, reisen nach dem Lande ihrer Feinde ab. Diese tragen die Friedenspfeife vor sich her, welche Ebendas bedeutet, was in Europa die weiße Fahne ist, und selbst bei den wildesten Völkerschaften mit großer Achtung aufgenommen wird. Mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt geworden, daß irgend Jemand, der die Friedenspfeife trug, eine Beleidigung erfahren hätte. Auch glauben die Indier, daß der große Geist eine solche Uebelthat nie unbestraft lassen würde.

Die Gestalt der Friedenspfeife, welche die Franzosen *Calumet* nennen, ist folgende. Sie ist ungefähr

vier Fuß lang; der Kopf besteht aus rothem Marmor, und die Röhre aus einem leichten Holze, das mit vielfarbigen Sinnbildern schön bemahlt und mit Federn von den schönsten Vögeln geziert ist.

Jedes Volk hat dabei seine unterscheidenden Zierathen, und die Indier können gleich auf den ersten Blick bestimmen, welchem Stamme die Pfeife zugehört. Sie dient übrigens bei allen Unterhandlungen zum Schutz der Abgeordneten und zur Vorbereitung, und wird mit vielen Feierlichkeiten gebraucht.

Sobald die Oberhäupter sich versammelt und gesetzt haben, füllt der Gehülfe des großen Kriegers sie mit Tabak an, und hütet sich dabei sorgfältig, die Erde damit zu berühren. Wenn sie gestopft ist, so nimmt er eine völlig brennende Kohle aus dem Feuer, das gemeiniglich mitten in der Versammlung brennt, und legt sie auf den Tabak. Ist dieser nun gehörig angebrannt, so wirft er die Kohle weg, und hält die Röhre erst gegen den Himmel, und dann gegen die Erde. Hierauf drehet er sich in einem Kreise herum, wobei er sie immer wagerecht in der Hand hält. Dies Alles nicht ohne Absicht und Bedeutung. Durch die erste Bewegung bietet er sie dem großen Geiste an, um seinen Beistand zu erstatten; durch die zweite glauben sie den Tücken der bösen Geister vorzubeugen, und durch die dritte den Schutz derjenigen Geister zu erlangen, welche, ihrer Meinung nach, die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen.

Nach dieser feierlichen Religionshandlung wird die Pfeife dem Erbanführer des Volks gegeben, der etliche Züge daraus thut, und den Rauch erst gegen den Himmel, dann rund um sich herum auf die Erde bläst. Nachher geht sie auf die nämliche Art bei den Abge-

sandten und Fremden herum, welche ebendieselbe Feierlichkeit dabei beobachteten. Von diesen kommt sie an den Hauptkrieger und an die übrigen Oberhäupter in ihrer Ordnung. Der Anführer, der das Geschäft verrichtet, die Pfeife herumzureichen, hält sie dabei so leicht in der Hand, als wenn er befürchte, dies heilige Werkzeug zu hart zu drücken. Die Uebrigen berühren sie gleichfalls nur eben mit den Lippen.

Nummehr fangen die Unterhandlungen an. Gehen dieselben glücklich von Statten, so wird, zum Zeichen, daß alle Feindseligkeit zwischen beiden Völkern aufgehört habe, die bemahlte Art in die Erde gegraben. Bei den rohen Indiern, die keinen Handel mit Europäern treiben, wird anstatt der Art ein Streitkolben dazu gebraucht.

Sonst wird bei solchen Gelegenheiten auch noch ein Gürtel Wampum übergeben, der sowol zur Bestätigung des geschlossenen Friedens, als auch zur Erinnerung an die Bedingungen dient, unter welchen er geschlossen wurde. Diese werden nämlich durch die Art, wie die Muschelknöpfe auf dem Gürtel zusammengesetzt sind, auf eine für alle Indier verständliche Weise ausgedrückt, und so bis auf die späteste Nachkommenschaft fortgepflanzt.

19.

Von den Spielen der Indier.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die Indier leidenschaftliche Spieler sind; nur daß sie sich von den Spielern in Europa dadurch unterscheiden, daß sie bei solchen Gelegenheiten ihre schätzbarsten Besitzungen verlieren können, ohne dadurch jemahls aus ihrer ruhigen Gelassenheit zu kommen.

Sie haben viele Arten von Spielen, aber das Ballspiel ist ihnen unter allen das liebste und gewöhnlichste. Ihre Bälle machen sie aus Rehfellen, und stopfen sie mit Haaren aus. Die Ballhölzer sind ungefähr drei Fuß lang, und haben am Ende eine Art von Rakete, die wie eine flache Hand aussieht und aus Riemen besteht, die aus einer Haut geschnitten werden. Mit dieser fangen sie den Ball auf, und schlagen ihn wieder weit weg.

Gewöhnlich wird dieses Spiel von einer großen Menge zugleich gespielt, die sich oft über 300 beläuft. Zuweilen spielen nicht bloß ganze Dörfer, sondern auch ganze Stämme gegen einander; und die Art, wie dabei verfahren wird, ist folgende.

Zuerst werden zwei Pfähle ungefähr 1800 Fuß von einander in die Erde geschlagen, und hinter denselben hat jede der beiden Parteien ihren eigenen Standort. Zwischen den beiden Pfählen, also in der Mitte der beiden Dexter, wird der Ball in die Höhe getrieben, und jede Partei bemüht sich, ihn in das ihrige zu schlagen. Diejenige Partei, welcher dieses glückt, hat den Sieg davon getragen und erhält den ausgesetzten Preis.

Sie beweisen hiebei so viel Geschicklichkeit im Schlagen und Auffangen, daß der Ball fast immer in verschiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne ein einziges Mal während des ganzen Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn aber bloß mit der Rakete, nie mit den Händen auffangen, so daß der Ball daher auch immer in Bewegung bleibt. Sie laufen dabei einander mit unglaublicher Geschwindigkeit nach, und wenn eben Einer im Begriff ist, den Ball nach dem Orte seiner Partei hinzuschlagen, so springt oft ein Gegner

hinzu, und schlägt ihn in entgegengesetzter Richtung nach der Seite hin.

Sie treiben dies schöne Spiel mit so vielem Eifer, daß sie sich oft dabei verwunden, oder gar Arm und Bein zerbrechen; aber nie sieht man, daß dies aus Bosheit geschieht, und nie hört man überhaupt dabei das Geringste von Uneinigkeit und Zänkereien.

Ich nannte dieses Spiel ein schönes; und ich denke, meine jungen Leser werden mir darin beipflichten, wenn sie nur erwägen wollen, wie sehr der Körper dadurch an Gewandtheit, Hurtigkeit, Stärke und Gesundheit gewinnen müsse, da es nicht bloß in freier Luft gespielt wird, sondern auch mit den heilsamsten Leibesbewegungen verbunden ist. Wie unweise und zweckwidrig sind dagegen unsre Europäischen Kartenspiele, welche weder dem Gemüthe eine angenehme Erholung gewähren, weil sie größtentheils ein angestregtes Nachdenken erfordern, noch dem Körper irgend eine zuträglichere Bewegung verschaffen, weil sie im Sitzen verrichtet werden, sondern den armen Spieler zwingen, mehre Stunden wie angenagelt dazusitzen, sich an Leib und Seele zu kasteien, und dadurch nicht bloß seine Gesundheit, sondern auch nicht selten seine Gemüthsruhe und sein ganzes Wohlergehen aufzuopfern. Möchten wir doch in diesem Stücke endlich einmahl auch so weise werden, als die von uns verachteten Indier in diesem Betrachte sind, und ihr freies Ballspiel, oder ähnliche mit Leibesübung verbundene Vergnügungen, an die Stelle unsrer verderblichen Stubenspiele setzen! Aber dazu ist dermahlen noch wenig Ansehen; der Strom der Gewohnheit und der allgewaltigen Mode wälzt sich unaufhaltbar fort. Wer vermag ihn aufzuhalten? — Aber das vermag ein Jeder von uns, sich für seine eigene

Person von diesem Strome nicht fortreißen zu lassen, sondern ans Ufer zu schwimmen, und von da aus den reißenden und wirbelnden Fluten desselben mit Mitleid über die Fortgerissenen zuzusehn. Wohl Dem, der dies bei Zeiten thut!

Audere Arten von Spielen, welche bei den Indiern üblich sind, verdienen weniger unsre Aufmerksamkeit und Nachahmung, weil sie nicht so zweckmäßig sind. Ich will daher meine jungen Leser mit der Beschreibung derselben hier nicht aufhalten.

20.

Von den Heirathsgebräuchen der Indier.

Das Gesetz, welches die Männer in christlichen Staaten verbindet, nur Eine Frau zu heirathen, ist den Indiern völlig unbekannt; sie richten sich also auch nicht danach. Es ist vielmehr durchgängig die Vielweiberei bei ihnen eingeführt. Die Oberhäupter heirathen gewöhnlich sechs bis vierzehn Weiber; von den Geringern nimmt Jeder so viel, als er, zusammt ihren künftigen Kindern, ernähren zu können glaubt.

Ein zweiter auffallender Unterschied, der hierin zwischen ihren und unsern Sitten herrscht, ist der, daß es bei ihnen erlaubt und gewöhnlich ist, zwei oder mehre Schwestern zugleich zu heirathen. Ja, es giebt Fälle, daß Einer alle Töchter einer Familie, so viel ihrer auch sind, zugleich nimmt. Das Merkwürdigste hiebei ist — was nahe an das Unglaubliche grenzt — daß alle diese Weiber unter sich und mit ihrem gemeinschaftlichen Manne in der größten Eintracht leben!

Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbietung, und Diejenigen, welche keine Kinder haben,

verrichten für die Andern, welche Mütter sind, beinahe Sklavendienste. So sehr wird es hier, wie ehemals bei den Juden, für einen Vorzug und für ein Glück gehalten, mit einer Nachkommenschaft gesegnet zu sein! Was aber das Merkwürdigste dabei ist, so werden die den geehrteren Mitweibern zu leistenden Dienste nie mit Unzufriedenheit und Murren, sondern allemahl gern und willig geleistet, weil Jede weiß, daß dies das Mittel sei, die Gunst des gemeinschaftlichen Mannes zu erwerben und zu erhalten.

Die Art, wie Heirathen geschlossen und Ehen wieder getrennt werden, ist fast bei allen Indischen Völkerschaften die nämliche.

Der junge Mann bemühet sich zuvörderst, die Einwilligung desjenigen Mädchens zu erhalten, auf welches er seine Neigung geworfen hat. Ist er hierin glücklich, so hat er von Seiten der Aeltern nicht leicht ein Hinderniß zu besorgen. Er macht ihnen bloß seinen Wunsch bekannt, und es wird hierauf sofort ein Tag ange setzt, an welchem die Verwandten und Freunde von beiden Seiten sich in der Wohnung des ältesten Anverwandten vom Bräutigam zu einem Gastmahle versammeln.

Hiebei ist die Gesellschaft oft sehr zahlreich. Man schmauset, tanzt und singt, und macht sich auf jede andere Art lustig, die bei ihren öffentlichen Festen üblich ist. Nach geendigter Lustbarkeit entfernen sich Alle, welche nur aus Höflichkeit eingeladen waren; Braut und Bräutigam hingegen, nebst ihren ältesten Anverwandten, bleiben. Von des Bräutigams Seite werden hiezu lauter Männer, und von Seiten der Braut lauter Weiber gewählt.

Die Braut geht hierauf mit ihren Verwandten weg, kehrt aber bald mit denselben an eine der Thüren

des Hauses zurück, wo sie von dem Bräutigam empfangen, und auf eine mitten im Zimmer liegende Matte geführt wird. Hier fassen Beide einen ungefähr 4 Fuß langen Stock an den Enden an, und halten ihn zwischen sich. In dieser Stellung bleiben sie eine Weile stehn, indeß die alten Männer eine der Sache angemessene kurze Rede halten.

Wenn diese geendiget ist, so erklären die beiden Brautleute öffentlich, daß sie Freundschaft und Liebe gegen einander fühlen; worauf sie zusammen tanzen und singen, doch so, daß sie noch immer den Stock zwischen sich halten. Dann wird dieser Stock in so viele Theile zerbrochen, als Zeugen zugegen sind. Jeder empfängt davon ein Stück, und verwahrt dasselbe mit großer Sorgfalt.

Die Braut wird hierauf wieder nach dem Hause ihres Vaters zurückgeführt, wohin der neue Ehemann ihr folgt. Oft bleibt sie daselbst so lange, bis sie Mutter wird, und alsdann erst packt sie ihre Kleidungsstücke, worin gewöhnlich ihr ganzer Brautschatz besteht, zusammen, und folgt ihrem Manne nach seiner eigenen Wohnung.

So werden Ehen bei ihnen geschlossen; jetzt will ich erzählen, wie man sie, wosern es für nöthig erachtet wird, wieder zu trennen pflegt.

Eigentlicher Zank hat hier zwischen Eheleuten selten Statt. Wenn aber irgend ein Mißvergnügen zwischen ihnen einreißt und eine Ehescheidung veranlaßt, so zeigen sie ihr Vorhaben einige Tage vorher ihren Freunden an. Dann kommen an dem bestimmten Tage diejenigen Zeugen, welche bei der Hochzeit zugegen waren, in dem Hause der Eheleute zusammen. Jeder bringt das Stück des Stockes mit, welches er am

Hochzeittage erhielt, und wirft es in Gegenwart der Gesellschaft ins Feuer.

Dies ist die ganze Feierlichkeit, nach deren Endigung das Paar für geschieden angesehen wird. Es geht dabei ohne allen Dank und Haß zu; und nach einigen Monaten haben die Geschiedenen die Erlaubniß, sich nach Gefallen wieder an einen Andern zu verheirathen.

Auf den Fall, wenn Kinder dasind, werden sie unter Beide gleich vertheilt. Ist aber die Zahl derselben ungleich, so fallen der Frau die meisten zu.

Bei den Nadowessiern sind die Heirathsgebräuche etwas anders.

Wenn bei diesen ein junger Mann ein Mädchen heirathen will, so wird er von den Aeltern desselben eingeladen, mit ihnen in ihrem Zelte zu wohnen. Indem er dieses Anerbieten annimmt, so macht er sich dadurch anheischig, ein ganzes Jahr lang die Stelle eines ihrer geringern Bedienten zu vertreten. Er geht alsdann, während dieser Zeit, für sie auf die Jagd, und bringt das Wild, welches er erlegt, der Familie. Dies dient dem Vater der Braut zum Probestein, ob er auch im Stande sei, seiner Tochter und ihren künftigen Kindern den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Aber eben deswegen findet dieser Gebrauch auch nur bei Denen Statt, welche zum ersten Mahle heirathen, nicht aber bei Denen, welche schon bewiesen haben, daß sie den Hausvaterpflichten Genüge leisten können.

Wenn nun diese Probezeit verflossen ist, so wird die Verheirathung selbst auf folgende Art vollzogen.

Bräutigam und Braut erscheinen, von ihren ältesten männlichen Anverwandten begleitet, auf einem freien Platze des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger des Stamms zu ihrem Empfange schon versammelt sind.

Sobald Jene ankommen, stellen Diese sich auf beiden Seiten des Brautpaars in zwei Reihen, und das vornehmste Oberhaupt hält eine Rede. Er zeigt darin der Versammlung die Ursachen an, warum man hier zusammengekommen sei, und fragt darauf beide junge Leute insbesondere, ob es noch ihr Verlangen sei, als Mann und Frau mit einander verbunden zu werden? Wenn dies von Beiden mit vernehmlicher Stimme bejaht worden ist, so schießen die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe derselben hin, und der Anführer erklärt sie hierauf für Mann und Frau.

Jetzt dreht der Bräutigam sich um, bückt sich nieder, nimmt seine Frau auf den Rücken, und trägt sie unter dem Zurufe aller Umstehenden nach seinem Zelte. Daselbst wird ein so prächtiges Gastmahl angestellt, als der junge Mann es aufbringen kann, und Gesänge und Tänze beschließen, wie gewöhnlich, das Fest.

Ehescheidungen fallen bei den Nadowessiern so selten vor, daß ich nicht erfahren konnte, wie sie es damit halten.

Die Untreue im Ehestande wird bei den Indianern für ein eben so großes Verbrechen gehalten, als bei gesitteten Völkern. Die Strafe aber, welche einer Frau in solchem Falle widerfährt, ist sehr sonderbar. Der Mann beißt ihr nämlich, bevor er sich von ihr scheidet, die Nase ab, damit sie, als eine schändliche Person, Jedem gleich beim ersten Anblicke kenntlich sei. Ich sah, während meines Aufenthalts bei ihnen, ein Beispiel von dieser Strafe. Die Kinder werden bei dieser Gelegenheit, wie bei andern Ehescheidungen, unter beide Aeltern gleich vertheilt.

Nichts kann die Zärtlichkeit der Indianer gegen ihre Kinder übertreffen, und es gibt kein besseres Mittel,

sich ihre Gunst zu erwerben, als wenn man diesen liebkošet. Daß ich selbst so gastfrei bei ihnen aufgenommen wurde, habe ich größtentheils den Geschenken zuzuschreiben, die ich den Kindern der Vornehmern machte.

Unter was für Gebräuchen die Indier ihren Kindern einen Namen geben, habe ich nie erfahren können. Ich hörte bloß, daß sie es mit vielen Feierlichkeiten thun, und diesen Umstand überhaupt für eine sehr wichtige Sache ansehen. Gewöhnlich geschieht diese Benennung erst nach den Jahren der Kindheit.

Außerdem erhalten sie im männlichen Alter noch einen besondern Ehrennamen, der Bezug auf ihre Fähigkeiten und auf die Verdienste hat, die sie sich im Kriege und auf der Jagd erwerben. So hieß z. B. der große Krieger der Nadowessier *Ottatongümlischka*, der große Vater der Schlange, ein Titel, der fast eben so schwerfällig und sinnlos klingt, als unser Hochwohl- oder Hochgeborner Herr. *Otta* bedeutet nämlich in der Indischen Sprache Vater; *tongüm*, groß, und *lischka*, eine Schlange. Ein anderer Anführer ward *Honapadschatin*, ein schneller Läufer über die Gebirge genannt, vermuthlich weil er sich durch eine außerordentliche Geschwindigkeit im Laufen auszeichnete. Als sie einst mich zu ihrem Anführer erwählten, so erhielt ich, weil sie mich oft schreiben sahn, den Namen *Schibâgo*, welches einen Schreiber oder einen Menschen bedeutet, der geschickt ist, Sinnfiguren zu mahlen.

21.

Von der Religion der Indier.

Die Religion eines Volks gehört unstreitig zu denjenigen Gegenständen, auf welche der beobachtende Rei-

sende, der dasselbe kennen zu lernen wünscht, seine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich richten muß, weil man aus der Beschaffenheit derselben auf die Geistesbildung und auf die Sinnesart ihrer Bekenner schließen kann. Ich gab mir daher viel Mühe, das Eigenthümliche, welches die Indier in dieser Hinsicht haben, zu erforschen; allein ich fand es sehr schwer, meine Absicht zu erreichen, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Indier sind von denjenigen Europäern, welchen sie ihre Religionsbegriffe und heiligen Gebräuche erzählten, so oft ausgelacht worden, daß sie, aus Besorgniß, wieder in den nämlichen Fall zu gerathen, sie jetzt vor uns zu verhehlen suchen. Hierzu kommt, daß ihre Begriffe über manche Dinge so dunkel und schwankend sein mögen, daß sie selbst wol nicht vermögend sind, sie auf eine deutliche Weise wieder von sich zu geben. Man denke sich diese Leute in diesem Betracht, wie unsern gemeinen Mann, von dem man auch nicht leicht bestimmt erfahren kann, worin seine Religionsbegriffe eigentlich bestehen. Endlich muß man auch dieses noch in Erwähnung ziehen, daß durch die Französischen Glaubenswerber manche Begriffe und mancher Satz in die Glaubenslehre der Indier gekommen sein mögen, welche vorher nicht dazu gehörten: so daß es jetzt schwer zu entscheiden ist, was sie hierin Eigenthümliches haben, und was hingegen von unsern Europäischen Vorstellungen hinzugekommen ist.

Ich schränke mich hier bloß auf eine Beschreibung von der Glaubenslehre der Nadowessier ein, soweit ich dieselbe kennen zu lernen Gelegenheit hatte; denn auch sie waren damit sehr zurückhaltend. Uebrigens scheint diese Indische Völkerschaft ihren alten Landesglauben

noch am lautersten erhalten zu haben, weil ihre Wohnplätze von den Europäischen Pflanzörtern zu weit entfernt sind, als daß sich von unsern Vorstellungsarten viel bei ihnen hätte einschleichen können.

Der Begriff von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ist dem menschlichen Geiste, sobald er nur ein wenig sich zu entwickeln beginnt, gar zu natürlich und gar zu nothwendig, als daß man ihn nicht, mehr oder weniger geläutert und bestimmt, bei allen Völkern der Erde, auch bei den allerrohesten und wildesten finden sollte. Auch die Indier entbehren dieser Hauptstütze unsers Wohlverhaltens und unserer Ruhe keinesweges. Sie erkennen vielmehr und ehren ein höchstes weltregierendes Wesen, welches sie den großen Geist nennen, und für die Urquelle alles Guten halten. Von diesem behaupten sie, er wolle und könne den Menschen nie etwas Böses zufügen, sondern er überschütte sie mit all dem Segen, welchen sie durch ihre Aufführung verdienen.

Glücklich, wenn sie bei diesem wahren, der Gottheit würdigen Begriffe stehen geblieben wären; und nun ihr ganzes Bestreben bloß dahin gerichtet hätten, sich der Liebe und der Wohlthaten dieses guten Gottes durch Gerechtigkeit und wohlwollende Gesinnungen gegen ihre Mitgeschöpfe würdig zu machen! Aber es standen Priester unter ihnen auf, angebliche Diener und Vertraute der Gottheit, deren Vortheil es mit sich brachte, diese einfachen und reinen Religionsbegriffe mit Schreckbildern und geheimnißvollen Lehren zu vermischen, wodurch sie, die Lehrer und Ausleger derselben, eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther ihrer betrogenen Mitmenschen erhielten. Und nun wimmelte

es in der Glaubenslehre und in den Köpfen der Indier von Geistern jener Art, besonders von bösen, welchen eben so viel Gewalt, als dem höchsten Wesen, eingeräumt wurde, und von welchen sie sich weis machen ließen, daß sie einen starken Einfluß auf alle menschliche Handlungen und Schicksale hätten; daß sie mit dem guten Geiste in einer ewigen Feindschaft ständen, und die Absichten desselben zu vereiteln suchten, und daß sie daher auf nichts Anderes sannen, als darauf, den von dem guten Wesen geliebten Menschen so vielen Schaden zuzufügen, als sie nur immer könnten: eine, der menschlichen Vernunft unwürdige und höchstschädliche Vorstellungsgart, wodurch da, wo sie einmahl angenommen ist, dem finstersten und verderblichsten Aberglauben Thür und Thor geöffnet wird!

Dies war denn auch der Fall bei den Indiern. Ihr Glaube an das höchste Wesen wurde dadurch unkräftig, ihr Aberglaube aber in eben dem Maße wirksam und mannichfaltig gemacht. Nun war es nicht mehr der große und gute Geist, der Alles lenkte und regierte; es waren vielmehr in ihrer Vorstellung eben so viele Unterweltregenten und Weltverderber, als es besondere Gegenstände in der Natur giebt; und die Schicksale der Menschen hingen fernerhin mehr von diesen ab, als von jenem. Jeder See, jeder Fluß, jeder Berg, jedes Thier, ja sogar Pflanzen und Steine hatten ihr besonderes unsichtbares Oberhaupt, unter dessen Aufsicht und Lenkung sie standen. Da mußte also auch jedes dieser mächtigen unsichtbaren Wesen gefürchtet und geehrt werden; da mußte denn auch jedem derselben, nach der Vorschrift des Priesters, welcher Stellvertreter derselben war, geopfert werden:

*Sacrifices and shews were prepar'd;
The Priests eat roast meat, and the people
star'd *).*

So ging es bei den Indiern; und gerade eben so bei den meisten andern Völkern der Erde!

Uebrigens scheint der Begriff, den sie mit dem Worte Geist verbinden, noch lange nicht der unsrige zu sein. Ich glaube nämlich bemerkt zu haben, daß sie sich ihre Geister nicht als einfache, sondern als körperliche Wesen denken, und ihnen eine Menschengestalt, aber freilich eine weit schönere, als die Indische, beilegen.

»Jeder Mensch hat,« nach dem Glauben der Indier, »so wie jedes andere Wesen in der Natur, seinen besondern Schutzgeist. Dieser wird indeß nicht mit ihm geboren, sondern er bekommt ihn erst in demjenigen Alter, da er anfängt, Bogern und Pfeile zu führen. Zu dieser Zeit muß der junge Mensch sich sehr ernsten und harten Gebräuchen unterwerfen. Man fängt damit an, ihm den Kopf schwarz zu färben; dann läßt man ihn acht Tage lang hungern, und man erwartet, daß der Geist, der dem Jünglinge zugesellt werden soll, sich demselben durch irgend ein Bild im Traume zu erkennen geben werde. Ein solches Bild braucht indeß gar nichts Seltenes oder Außerordentliches zu sein, um dafür gehalten zu werden. Bald ist es der Fuß eines Thiers, bald ein Stück Holz oder irgend eine andere ganz alltägliche Sache. Ist dem jungen Menschen Etwas dieser Art im Traume vorgekommen, so wird das so angesehen, als wenn sein nunmehriger Schutzgeist sich

*) Opfer und Gepränge wurden zugerichtet;
Die Priester aßen Gebratenes, und das Volk staunte.

ihm dadurch zu erkennen gegeben habe; und dies Bild bleibt ihm heilig, so lange er lebt. Man unterrichtet ihn nämlich zu gleicher Zeit von der Ehrfurcht, die er dem ihm vorgekommenen Dinge, als seinem Schutzgeiste, schuldig sei, sticht ihm die Figur desselben in die Haut, und beschließt hierauf die Feierlichkeit mit einem tüchtigen Schmause.“

»Die Weiber haben zwar auch ihren Schutzgeist, aber sie scheinen ihn lange nicht für so wichtig zu halten, als die Männer; vermuthlich, weil sie seltener in Gefahren gerathen, wobei sie eines höhern und unsichtbaren Schutzes nöthig zu haben glauben.“

»Die Gunst und den Beistand dieser Geister sucht man durch allerhand Opfer und Geschenke zu erwerben. In dieser Absicht wirft der Indier oft solche Dinge, die ihm die liebsten sind, als Pfeifen, Tabak, erlegte Thiere u. s. w. ins Wasser, ins Feuer, oder an solche Orter hin, wo er des unsichtbaren Beistandes vorzüglich zu bedürfen glaubt. Daher findet man oft am Rande beschwerlicher Wege über jähe Felsen und bei Wasserstürzen Halsbänder, Tabak, Mais-Aehren, Thierhäute und ganze Thiere, besonders Hunde. Zuweilen wird ein lebendiger Hund bei den Vorderpfoten an einen Baum aufgehangen, damit er so auf eine martervolle Weise und in der Wuth sterbe; vermuthlich, weil sie glauben, daß die Geister an den Qualen eines zu Tode gemarterten Wesens ein eben so großes Vergnügen finden, als sie selbst.“

»Oft macht man auch den Geistern, wenn man Etwas von ihnen haben will, besondere Gelübde. Fehlt es z. B. auf langen Reisen oder Jagden an Lebensmitteln, so versprechen sie, zu Ehren der Schutzgeister, ein Stück von dem ersten Thiere, das sie aufzutreiben und

zu erlegen hoffen, dem Oberhaupte ihrer Ortschaft zu bringen, und nicht eher einen Bissen zu essen, bis dieses Gelübde abgetragen worden. Ist's dann immer mög'lich, so wird dieses Versprechen erfüllt; kann dies aber wegen Entfernung des Oberhaupt's unmöglich geschehen, so werfen sie Dasjenige, was für ihn bestimmt war, ins Feuer und lassen es verbrennen *).“

Eben so sinnlich und kindisch, als ihre Vorstellungen von den Geistern, sind auch die Begriffe, die sie sich von dem Leben nach dem Tode machen. Sie zweifeln zwar keinesweges an der Gewißheit desselben, aber alle ihre Vorstellungen davon entlehnen sie von ihrem gegenwärtigen Leben. Sie glauben nämlich, daß sie sich einst auf ebendieselbe Art, wie jetzt, nämlich mit Jagen, Fischen, Schmausen, Tanzen, Singen und Tabakrauchen beschäftigen werden; nur daß dies Alles ohne Mühe und Arbeit vor sich gehen werde; nur daß sie in eine reizendere Gegend kommen, und daselbst eines nie umwölkten Himmels, eines immerwährenden Frühlings und eines nie zu verwelgenden Vorraths an Wild, Fischen, Früchten und andern Nothwendigkeiten und Erquickungen genießen werden!

Für bloße Freuden der Seele haben sie noch gar keinen Sinn; diese kommen daher auch nicht in ihren Plan von Glückseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden dort, wie hier, die Belohnung des Verdienstes sein. Der geschickte Jäger und der tapfere Krieger erhalten einen größern Antheil davon, als der Träge und Feige.

» Ohne das Land der Seelen, oder den Ort, wohin

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande.
17ter Bd. S. 29.

sie fahren, wenn sie den Körper verlassen, zu kennen, glauben sie, es sei eine weit gegen Westen gelegene Gegend, und man gebrauche viele Monate, um dahin zu kommen. Man redet von einem Flusse, über den sie müssen, und auf welchem Viele Schiffbruch leiden; von einem gränlichen Hunde, wider den sie sich zu vertheidigen haben; von einem Orte des Leidens, wo sie für ihre Fehler büßen; von einem andern, wo die Seelen der hier verbrannten Kriegsgefangenen gemartert werden, und wohin sie daher sich so spät begeben, als sie nur immer können. Daher der Gebrauch, daß man nach dem Tode dieser Unglücklichen, aus Furcht, ihre Seelen möchten bei den Hütten ihrer Peiniger bleiben, um sich wegen der ihnen angethanen Marter zu rächen, alle benachbarten Dörter sorgfältig durchgeht, überall mit Ruthen stark um sich haut, und ein entsetzliches Geschrei erhebt, um sie fortzuschrecken *).“ Wie abgeschmackt kindisch!

Die Priester der Indier sind auch ihre Aerzte und — was ihr Ansehn noch weit mehr befestiget — zugleich ihre Zauberer, ihre Traumdeuter und ihre Wahrsager! Sie heilen ihre Krankheiten und Wunden nicht bloß durch die Kräfte verschiedener Kräuter, die sie gut zu kennen scheinen, sondern auch durch den Glauben an die abgeschmackten Gaukeleien, die sie dabei verrichten; sie verstehen sich vortrefflich darauf, die bösen Geister zu bannen, und zu verhüten, daß sie kein Unheil stiften; sie wissen ganz genau, was jeder Traum bedeutet, und wenn gleich der Zufall ihre Auslegung unter tausend Fällen kaum ein einziges Mal bestätigt, so schadet ih-

*) Allgemeine Reisen. 17ter Bd. S. 31.

nen das doch nicht. Der Eine glückliche Fall bringt die tausend verunglückten leicht in Vergessenheit. Sie können durch Hülfe gewisser Possenspiele, wovon ich oben ein Beispiel beschrieben habe, in die Zukunft blicken, und künftige Dinge vorher sagen; und sie wissen es durch allerlei Anordnungen darauf anzulegen, daß von ihren Wahrsagungen je zuweilen wirklich eine in Erfüllung gehen muß. Welche mächtige Mittel, das blinde Volk bei der Nase umherzuführen, und sich in den Augen desselben ein übermenschliches Ansehen zu geben!

Auf solche Dinge haben die Priester aller ungebildeten Völker sich von jeher verstanden. Aber überall, wo das Licht der Aufklärung einbrach, da hatten diese ihre Geschicklichkeiten ein Ende, und mit ihnen auch das übermenschliche Ansehn solcher Priester. Begreifen meine jungen Leser nun, warum dergleichen Leute die fortschreitende Aufklärung eines Volks auf alle Weise zu hindern, und Diejenigen, welche das Volk zu belehren wagen, als Glaubensverräther und Gottesläugner zu verschreien und zu verfolgen suchen?

Wohl uns und Allen, die in Ländern leben, wo die Geistlichen nicht mehr Zauberer, Traumdeuter und Wahrsager, sondern gewissenhafte Lehrer reiner Religionsbegriffe und guter Sitten sind! Da gehören diese Männer zu den ehrwürdigsten Stützen der öffentlichen Glückseligkeit, indes sie dort die schändlichsten Werkzeuge zu Erhaltung und Vermehrung der Dummheit, des Aberglaubens, der Unduldsamkeit und des Sittenverderbens sind! Möchte es doch einst der allgütigen Vorsehung gefallen, alle Völker der Erde mit einer aufgeklärten, gutdenkenden und duldsamen Priesterschaft zu segnen!

Wenn ein Indier krank ist, so bleibt sein Arzt und Priester Tag und Nacht bei ihm, und macht mit einer Klapper, worin trockne Bohnen sind, und die sie Tschitschikue nennen, ein sehr unangenehmes Geräusch, welches sich nicht gut beschreiben läßt. Einen Europäischen Kranken würde das ungemein beunruhigen, und die guten Wirkungen der Arznei hindern; aber bei den Indiern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu vereiteln. Deswegen erträgt man dieses beschwerliche Geräusch mit Vergnügen; und die Einbildung, daß es die jetzt genannte Wirkung haben werde, mag vielleicht zu Genesung des Kranken je zuweilen etwas beitragen. Denn die Wirkungen, welche die Einbildungskraft auf unsern Körper hat, gehen weiter, als man gemeiniglich glaubt; und ich bin sehr überzeugt, daß ein Arzt, der das volle Vertrauen der Leute hat, manchen Kranken bloß dadurch heilen könnte, wenn er ihm mit Zuversicht seine nahe Genesung verkündigte. Dies wissen und bestätigen in unsern Tagen Diejenigen, welche die Leute wissenschaftlich oder unwissenschaftlich durch das sogenannte Magnetisiren täuschen. Nicht die Gaukeleien, die sie dabei vornehmen, sondern der starke Glaube und die erregte Einbildungskraft ihrer Kranken, sind das Mittel, wodurch sie Zuckungen und schlafähnliche Betäubungen, zuweilen auch wol eine vorübergehende Besserung bewirken können. Die Herren scheinen bei den Indischen Priestern in der Lehre gewesen zu sein. —

Beim Anfange des Neumonds singen und tanzen die Indier; ob dies aber ein gottesdienstlicher Gebrauch, oder bloß ein natürlicher Ausbruch ihrer Freude über die Wiederkunft des Lichtes sei, welches die Nächte erleuchtet, habe ich nicht erfahren können.

Einige Reisende haben bei diesen Völkern alle Gebräuche der Juden, andere sogar verschiedene dunkle Religionsbegriffe der Christen finden wollen. Was mich betrifft, so muß ich gestehn, daß ich weder von den einen, noch von den andern Etwas bei ihnen habe bemerken können.

Ueberhaupt haben die Indier nur sehr wenige und einfache Lehrsätze. Ihre ganze Glaubenslehre besteht nicht sowol in gewissen Sätzen, als vielmehr bloß darin, daß sie alle außerordentliche Naturbegebenheiten, die sie, aus Mangel an Naturkenntnissen, nicht zu erklären wissen, als Erdbeben, Donner und Stürme, für unmittelbare Wirkungen unsichtbarer Wesen halten, und sich durch die angeblichen Zaubereien und Beschwörungen ihrer Priester davor zu sichern suchen. Die Furcht hat daher mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als Dankbarkeit, und sie geben sich — gerade wie bei uns der unwissende gemeine Mann — weit mehr Mühe, dem Zorne der bösen Geister auszuweichen, als sich die Gunst der guten zu erwerben.

Alle abergläubige Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern viel mit Träumen zu schaffen gehabt; so auch die Indier. Will man sehen, zu welchen Absurditäten und Ausschweifungen der Aberglaube auch in diesem Stücke führen kann, so lese man folgende Nachrichten, die sich von Französischen Glaubensboten herschreiben.

»Nichts gleicht den Ausschweifungen, welche die Indier in Ansehung der Träume begehru, die sie, wie alle einfältige und abergläubige Leute, für Eingebungen der Geister, und also für bedeutend halten. Dieser Einbildung zufolge hält nicht allein Derjenige, welcher geträumt hat, sich für verbunden, das Geträumte wahr

zu machen, sondern es würde auch ein Verbrechen für Diejenigen sein, an welche er sich wendet, wenn sie ihm Dasjenige versagten, was er träumend gewünscht hatte, die Sache bestehe, worin sie wolle.“

»Wenn Dasjenige, was einer im Traume wünschte, von der Art ist, daß es ihm durch einen einzelnen Menschen nicht verschafft werden kann, so nimmt der ganze Stamm es über sich, ihm dazu zu verhelfen. Es muß herbeigeschafft werden, es koste was es wolle, und müßte man es auch mehre hundert Meilen weit suchen. Hat man es erlangt, so verwahrt man es, mit erstaunlicher Sorgfalt, als ein Heiligthum. Ist das Begehrte ein Thier, und stirbt dasselbe über kurz oder lang, so geräth man darüber in eine Unruhe, die sich nicht beschreiben läßt. Die Sache ist noch weit ernsthafter, wenn es Jemand einfällt, zu träumen, er schlage Diesen oder Jenen todt; denn er tödtet ihn wirklich, wenn er kann; Mein wehe ihm, wenn es einem Andern einfallt, zu träumen, daß er den Getödteten räche! Denn in diesem Falle wird der Todtschläger wieder todtgeschlagen. Das einzige Mittel, im Fall eines solchen Traums für Diejenigen, welche nicht blutgierig sind, ist dieses, daß sie den Schutzgeist durch Geschenke versöhnen.“

»Zwei Glaubenswerber, welche mit Indiern reisten, erzählten folgenden seltsamen Vorfalle, wovon sie Augenzengen waren. — Es war mitten in der Nacht, als plötzlich einer von diesen Indiern in großer Bewegung aufwachte, und alle Andere in Unruhe und Schrecken versetzte. Er war ganz außer Athem, das Herz klopfte ihm, er wollte schreien, aber er konnte nicht, er schlug als ein rasender Mensch um sich.“

»Der ganze Haufe war sogleich auf den Beinen.

Man glaubte anfänglich, er habe einen Unfall vom bösen Wesen. Man bemächtigte sich daher seiner Hände, und wandte Alles an, um ihn zu besänftigen. Umsonst! Seine Wuth nahm beständig zu; und weil es immer schwerer wurde, ihn zu halten, so versteckte man alle Waffen. Einigen fiel es ein, ihm einen Trank von gewissen gekochten Kräutern zu geben. Allein unter der Zeit, da man denselben fertig machte, fand er Mittel, zu entweichen, und sprang in einen benachbarten Fluß. Man zog ihn sogleich wieder heraus; er versicherte hierauf, es friere ihn sehr, aber er war nicht zu bewegen, sich zu einem Feuer zu setzen, welches man in der Geschwindigkeit angemacht hatte. Er ließ sich vielmehr an dem Fuße eines Baums nieder, und verlangte, man solle eine Bärenhaut mit Stroh ausstopfen. Sein Wille wurde sogleich erfüllt. «

» Jetzt schien er etwas ruhiger zu sein. Man reichte ihm daher den Trank, welcher unterdeß fertig geworden war; allein er wollte ihn nicht nehmen. Man muß ihn, sagte er, dem Kinde geben, indem er auf die ausgestopfte Bärenhaut zeigte. Auch hierin wurde ihm augenblicklich gewillfahret; man goß den ganzen Trank in den Rachen der Thierhaut. «

» Nunmehr fragte man ihn: was ihm denn eigentlich fehle? Mir hat geträumt, war seine Antwort, es sei mir ein Vogel in den Magen gekrochen. Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so war die ganze Gesellschaft fast eben so unsinnig, als er. Alle schrien aus voller Kehle: sie hätten auch ein Thier im Leibe. Jeder ahmte hierbei die Stimme desjenigen Thiers nach, welches er bei sich zu haben glaubte, indem der Eine wie eine Gans, der Andere wie eine Ente, der Dritte wie eine Trappe, der Vierte wie ein Frosch u. s. w.

schrie. Unter diesem unsinnigen Geschrei richteten sie eine Badstube auf, um die im Leibe habenden Thiere durch Schweiß wieder herauszutreiben. Der Schluß dieses Possenspiels bestand darin, daß am Ende Alle anfangen, Den, der die Hauptrolle gespielt hatte, nach dem Zeitmaße zu schlagen, um ihn durch Schläge zu ermüden und in den Schlaf zu bringen. Dies Mittel half. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und wachte am andern Morgen gesund wieder auf, ohne daß er sich über irgend Etwas beklagte, obgleich sein ganzer Leib von Schlägen müde gemacht war.“

Sollte man es glauben — wenn man nicht so viel ähnliche Früchte eines dummen Aberglaubens mitten in den aufgeklärtesten Europäischen Ländern noch immer vor Augen hätte — daß Menschen, welche mit Vernunft begabt sind, zu solchen abergläubischen Ausschweifungen fähig wären? Aber so ist's; man sei nur erst so weit gekommen, daß man kein Bedenken mehr trägt, ohne vernünftige Gründe Etwas bloß deswegen für wahr zu halten, weil es wunderbar klingt und weil Betrüger und Betrogene ihm einen heiligen Anstrich zu geben wußten; und von Stund' an läßt sich nichts so Ungereimtes, Hirnloses und Schädliches erdenken, welches man uns nicht als etwas Uebernatürliches, Heiliges und Göttliches aufbinden könnte; von Stund' an giebt es keine Ausschweifung, keine Thorheit und keine Laster mehr, die wir, sobald uns irgend eine abergläubische Grille dazu auffodert, nicht zu begehen in Stande wären! O, meine jungen Freunde, verschließt eure Herzen dem Gifte des Aberglaubens und einer frommen Schwärmerei, und um dieses zu können, bildet eure Vernunft — die edle Gottesgabe — durch fleißige Uebungen im Nachdenken und durch Erlernung nützlich-

cher Wissenschaften aus! — Aber noch ein Wort von der Traumseuche der Indier.

»Man hat bei diesen Leuten, zur Verstärkung ihres Glaubens an den übernatürlichen Ursprung der Träume, ein eignes Traumfest angeordnet, welches Einige, und zwar mit großem Rechte, in ihrer Landessprache mit einem Namen belegt haben, welcher eine Umkehrung des Gehirns bedeutet. Dieses Fest gleicht den Bacchusfesten der Alten, es dauert ordentlicherweise 14 Tage, und wird gegen das Ende des Winters gefeiert. Alle Einfälle und Thorheiten sind alsdann erlaubt; und die Ausschweifungen, welchen man sich dabei überläßt, überschreiten fast allen Glauben.«

»Ein Jeder läuft von Hütte zu Hütte unter tausenderlei lächerlichen Verkleidungen. Man zerbricht, man zerschlägt Alles, und Niemand hat das Herz, sich zu widersehen. Man fragt Diejenigen, welche man antrifft, um die Auslegung seines letzten Traums; und Diejenigen, welche ihn errathen, sind verbunden, den Gegenstand des Traums zu schaffen. Nach dem Feste wird Alles wieder zurückgegeben. Es endigt sich mit einem großen Schmause, und Jeder denkt an nichts weiter, als wie er Das, was er verderbt oder beschädiget hat, wieder gut machen solle, welches oft viel Zeit und Mühe erfordert. Ein Französischer Glaubensprediger, welcher einst das Unglück hatte, in ein solches Fest mit verwickelt zu werden, macht davon folgende Beschreibung:«

»Das bevorstehende Fest wurde,« sagt er, »den 22sten Hornung ausgerufen; und die Alten, durch welche diese Ankündigung geschah, thaten es mit einem so ernsthaften und feierlichen Wesen, als wenn es eine wichtige Staatssache beträfe. Kaum waren diese wieder in ihre Hütte zurückgekehrt, so sah man Männer, Weiber und

Kinder aus ihren Wohnungen fast nackt hervorkommen, obgleich eben eine unerträgliche Kälte herrschte. Sie breiteten sich auf allen Seiten aus, und liefen, wie besoffene oder rasende Leute umher, ohne zu wissen, wohin sie wollten, oder was sie eigentlich verlangten. Einige bedienten sich der Freiheit des Festes, welches alle Gewaltthätigkeiten rechtfertiget, und suchten ihre Rachbegierde gegen Diejenigen zu befriedigen, die ihnen etwas zuwidergethan hatten. Sie zerschlugen Alles in den Hütten derselben, und prügelten Diejenigen, auf welche es eigentlich gemünzt war. Einigen gossen sie einen ganzen Kübel voll Wasser über den Kopf, Andere bewarfen sie mit heißer Asche oder allerlei Unreinigkeiten, noch Andern warfen sie Feuerbrände und glühende Kohlen an den Kopf. Das einzige Mittel, sich vor dieser Verfolgung zu sichern, war, daß man Träume errathen mußte, die eben so abgeschmackt als dunkel waren.“

»Der Geistliche und sein Gefährte liefen gleichfalls Gefahr, erbärmlich gemißhandelt zu werden. Einer der Wahnwizigen kam in die Hütte, wohin sie sich anfangs geflüchtet hatten; aber zum Glücke hatte die Furcht sie schon wieder aus derselben herausgetrieben. Der Wüthende, welcher dadurch gehindert wurde, seinen Vorsatz auszuführen, rief: man solle seinen Traum errathen; und weil sich Keiner fand, der das vermochte, so erklärte er ihn selbst, indem er sagte: ich tödte einen Franzosen. Sogleich warf der Eigenthümer der Hütte ihm ein Französisches Kleid hin, welches der Andere mit vielen Stichen durchlöcherete. Darauf aber gerieth Derjenige, welcher das Kleid hingeworfen hatte, gleichfalls in Wuth, und schwur: er wolle den Franzosen rächen, und das ganze Dorf in Asche legen. Er fing

auch in der That an, seine eigne Hütte in Brand zu stecken, und als Jedermann hinauslief, so schloß er selbst sich darin ein. In dem nämlichen Augenblicke kehrte der Französische Geistliche zurück; er hörte, was sein Wirth vorhabe; schlug hierauf die Thür ein, löschte das Feuer, welches noch nicht weit um sich gegriffen hatte, glücklich, und zwang den Wirth, hinauszugehn. Dieser lief hierauf durch's ganze Dorf und schrie, er wolle Alles in Brand stecken! Man warf ihm einen Hund hin, in der Hoffnung, daß er seine Wuth an diesem Thiere stillen werde; allein er sagte: das sei noch nicht genug, den Schimpf zu tilgen, den man ihm dadurch angethan habe, daß man einen Fremden in seiner Hütte getödtet habe. Man warf ihm noch einen Hund hin, den er in Stücken zerriß; worauf denn seine Wuth gestillt war.“

»Dieser Indier hatte einen Bruder, welcher auch seine Rolle spielte. Er war gekleidet, wie man einen Satyr vorstellt, und vom Kopfe bis auf die Füße mit Blättern bedeckt. Zwei Weiber, die ihn begleiteten, hatten das Gesicht schwarz gefärbt, die Haare zerstreut um den Kopf fliegen, eine Wolfshaut um den Leib gewickelt und in der Hand einen Pfahl. Mit diesem Gefolge ging der Mann in alle Hütten, heulte aus allen Kräften, kletterte auf die Dächer, machte daselbst tausenderlei geschickte Wendungen, die mit einem entsetzlichen Geschrei begleitet waren, stieg dann wieder hinunter und ging ernsthaft ab, indem seine Begleiterinnen vorangingen, die nun auch ihrerseits rasend geworden waren, und Alles, was sie unterwegs antrafen, mit ihren Pfählen umwarfen.“

»Diese edle Gesellschaft von Rasenden war nicht sobald wieder zu sich selbst gekommen, als eine andere

Weibsperson auftrat, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Sie drang mit Gewalt in diejenige Hütte ein, worin die beiden Franzosen sich versteckt hielten, und war dabei mit einer Flinte bewaffnet, die sie irgendwo bekommen hatte, da sie ihren Traum errathen ließ. Mit diesem Gewehr in der Hand sang sie ein Kriegeslied, und stieß tausend Flüche wider sich selbst aus, wofern es ihrem Muthen nicht gelingen sollte, einen Gefangenen zurückzubringen. «

»Dicht hinter dieser Furie kam ein Krieger, der in der einen Hand einen Bogen, in der andern einen Flintenspieß hielt; — man kann denken, wie den armen wehrlosen Geistlichen dabei zu Muthen werden mußte! Nach langem Geheule fiel er auf einmahl über das Weib her, welches unterdeß wieder ruhig geworden war. Er setzte ihr den Spieß an die Kehle, faßte sie bei den Haaren, schnitt ihr eine Handvoll davon ab, und begab sich hierauf zurück. «

»Bald darauf erschien ein Gaukler mit einem Stabe in der Hand, der mit Federn geziert war. Er rühmte sich, durch Hülfe dieses Werkzeuges die verborgensten Dinge entdecken zu können. Man trug ein Gefäß vor ihm her, welches mit einem Tranke angefüllt war, wovon er bei jeder ihm vorgelegten Frage Etwas in den Mund nahm, es hierauf wieder wegsputzte, auf seine Hände und seinen Stab hauchte, und dann das Räthsel, welches man ihm vorgelegt hatte, errieth. «

»Auch ihm folgten zwei Weiber, die zu erkennen gaben, daß sie etwas verlangten. Das eine breitete eine Matte aus; man errieth, daß sie Fische begehre, und man willfahrte ihr auf der Stelle. Das andere trug ein Werkzeug zum Ackerbau in der Hand, und man erkannte daran, daß sie ein Stück Land verlange, um es

anzubauen. Sogleich führte man sie zum Dorfe hinaus, um ihr anzuweisen, was sie begehrt hatte.“

»Einem Oberhaupte hatte geträumt, er sehe zwei Menschenherzen. Dieser Traum, den Niemand erklären konnte, setzte Jedermann in die größte Unruhe. Man verlängerte das Fest um einen Tag; aber auch an diesem blieben alle Versuche, die Bedeutung des Traums zu finden, fruchtlos. Endlich ergriff man die Partei, den Schutzgeist des Mannes durch Geschenke zu besänftigen; und damit hatte das tolle Fest ein Ende *).«

Man sieht, daß diese unsinnige Festlichkeit eine Art von heiligem Fastnachtspiel war, welches seinen Ursprung dem Glauben an Geister und Traumdeutereien verdankte.

22.

Von den Krankheiten der Indier.

Wer einfach, natürlich, hart und thätig lebt, der ist in der Regel gesund, und erreicht ein hohes Alter; wer hingegen ein verzärteltes, weichliches, wollüstiges und faules Leben führt, der ist ordentlicher Weise mancherlei Krankheiten unterworfen, wird vor der Zeit alt, und stirbt, wenn Jener noch im vollen Genuß seiner ungeschwächten Kräfte und seines thätigen Lebens ist.

Nach dieser Regel, welche sich überall bestätigt — seltene Ausnahmen abgerechnet — werden meine jungen Leser wol schon von selbst vermuthen, daß die Indier überhaupt gesunder sind, als wir, und viele schmerzhafte und tödtliche Krankheiten, welche eine Folge der Uep-

*) Ulgem. Reisen. 17ter Bd. S. 32 u. folg.

rigkeit bei gesitteten Völkern sind, gar nicht kennen. So verhält es sich denn auch wirklich; und wir können daher von ihnen lernen, wie man es anfangen müsse, wenn man gesund und stark zu werden wünscht. Das sichere Mittel dazu ist ein der Natur gemäses einfaches Leben, bei Anstrengung und Mäßigkeit.

Aber so wie unsere Vandleute, welche, bei ihrer Art zu leben, auch viel gesunder sein und ein höheres Alter erreichen mußten, als die üppigen, schwelgerischen und verfeinerten Menschen der gesitteten Stände, sich nicht selten, bald durch eine Ueberladung, bald durch übertriebene Anstrengung ihrer Kräfte, bald durch Mangel an Kenntniß Dessen, was unserm Körper schädlich ist, Krankheiten und einen frühen Tod zuzuziehen pflegen, so machen auch verschiedene Indier eine Ausnahme von der Regel, und büßen für die Fehler, die sie entweder aus Unwissenheit oder aus Bierigkeit, oft auch aus unvermeidlicher Noth begehn.

Borzüglich greift der anhaltende Hunger, dem sie auf ihren langen Streifereien oft ausgesetzt sind, und die darauf folgende Gefräßigkeit, ihren Körper sehr an; und gefährliche Krankheiten sind zuweilen die Folge davon. Ihre gewöhnlichste Krankheit ist das Seitenstechen, gegen welches sie ihr allgemeines Hülfsmittel, das Schwitzen, gebrauchen. Sie richten dazu eine eigene Schwitzstube, und zwar auf folgende Art, ein.

Es werden einige kleine Stangen in die Erde gesteckt, die sie oben zusammenbiegen und an einander binden, so, daß dadurch eine Art von Kuppel entsteht. Hierüber legen sie viele Felle oder Decken, daß keine Ritze übrig bleibt, wodurch Luft hinein- oder herauskommen könnte. Vorn bleibt bloß eine kleine Oeffnung übrig, wodurch ein Mensch eben hineinkriechen kann, die

dann aber hinter ihm auch verschlossen wird. In die Mitte dieses engen Gerüsts legen sie glühende Steine, auf welche Wasser gegossen wird, das durch seine Dämpfe eine sehr große Hitze erregt.

Wenn sie nun eine Zeit lang darin ausgehalten haben, und in starke Ausdünstung gerathen sind, so laufen sie sofort an das nächste Wasser und tauchen darin unter. Sie bleiben indeß nicht über eine halbe Minute darin, sondern ziehen gleich ihre Kleidung wieder an, und rauchen eine Pfeife, in der festen Ueberzeugung, daß das Mittel helfen werde. Oft schwitzen sie auch auf diese Weise, bloß um sich zu erfrischen, oder sich zu einem Gesäfte vorzubereiten, das viele Ueberlegung und List erfordert. Sie wissen nämlich aus ihrer Erfahrung, daß die Seele nie freier wirkt, als wenn der Körper reichlich ausgedünstet hat, dann aber auch durch ein kaltes Bad wieder gestärkt worden ist. Ebendiese Erfahrung kann, wer da will, in Europa auch machen.

Sonst trifft man hie und da, jedoch nur selten, auch wol Lähmungen und Wassersuchten bei den Indiern an. Ihre Mittel dagegen sind Bähungen und Tränke, aus Kräutern gekocht, die ihre Aerzte sehr gut zuzubereiten und anzuwenden wissen. Aber diese Arzneimittel mögen noch so kräftig sein, so traut der Indier ihnen allein doch nicht, sondern er nimmt immer einige abergläubische Feiergebräuche zu Hülfe, die ebenderselbe geistliche Mann, der sein Arzt ist, zu verrichten versteht. Auf diese verläßt er sich mehr, als auf die Arzneien.

Noch größer ist ihre Geschicklichkeit und Erfahrung in wundärztlichen Behandlungsarten der Kranken. Sie wissen sehr gut, gewisse Kräuter zur Heilung von Wunden, Quetschungen und Knochenbrüchen anzuwenden. Durch sie können sie Splitter, Stücke Eisen oder andere

Dinge, wodurch die Wunde verursacht wurde, ohne Erweiterung des Schadens ausziehen; und sie bringen eine solche Arzung geschwinder und glücklicher zu Stande, als man bei ihrer rohen Art zu verfahren erwarten sollte.

Um Splitter aus den Wunden zu ziehen, bedienen sie sich auch der Haut, welche die Schlangen jährlich abzuwerfen pflegen. Ungeachtet diese ganz aufgetrocknet ist, so thut sie doch in solchen Fällen die gehoffte Wirkung. Ueber das Wie? gestehe ich meine Unwissenheit.

Wenn heftige Arbeiten, oder allzustarke Hitze und Kälte, ihnen Gliederschmerz zuziehen, so heilen sie sich damit, daß sie den schmerzenden Theil schröpfen. Diejenigen Völkerschaften, welche mit Europäern noch gar keine Gemeinschaft, also auch noch gar keine Europäische Werkzeuge haben, bedienen sich hiezu eines scharfen Kieselsteins, dem sie mit sehr großer Geschicklichkeit eine sehr feine Spitze zu geben wissen. Ein Aderlaßeisen kann kaum schärfer sein, als dergleichen Werkzeuge aus Stein verfertigt.

So lange Jemand noch essen mag, können sie sich nicht überzeugen, daß er krank sei. Nur dann erst, wann ihm die Eßlust vergeht, sehen sie seine Krankheit für gefährlich an, und bemühen sich, ihm zu helfen. Uebrigens wissen sie nichts von einer Lebensordnung für Kranke, und Jeder von ihnen darf essen, wozu er Lust hat.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Priester vor dem Kranken ein unaufhörliches Geräusch mit der Klapper Tschitschikue machen. Man glaubt, daß sie hiedurch von den Geistern die Ursache der Krankheit erfahren, um sie zweckmäßig behandeln zu können. Die bösen

Geister haben, ihrer Meinung nach, an allen Krankheiten Antheil; sie wenden daher zu jeder Artzung nicht bloß die ihnen nöthigscheinenden Arzneien, sondern auch allerlei alberne Gaukeleien an, die gegen die eingebildeten Wirkungen der bösen Geister schützen sollen; gerade so wie der unwissende gemeine Mann bei uns sich nicht auf die natürlichen Arzneimittel verläßt, sondern auch seine Zuflucht zu einem sogenannten klugen Manne oder klugen alten Weibe nimmt, die, wie sie sagen, das Uebel besprechen, d. i. durch Zauberworte bändigen müssen, damit es nicht weiter um sich greife.

Wie ähnlich sich doch im Grunde die Menschen, bei allen äußern Verschiedenheiten, unter allen Himmelsstrichen sind! Wie besonders Unwissenheit und Aberglaube überall fast einerlei Albernheiten erzeugen!

23.

Von der Art der Indier, ihre Todten zu behandeln.

Ebendieselbe Kaltblütigkeit, welche der Indier bei den meisten Vorfällen seines Lebens beweiset, verläßt ihn auch in der Stunde des Todes nicht. Er sieht seinem herannahenden Ende mit einer Ruhe und Gleichmüthigkeit entgegen, deren in Europa kaum der größte Weltweise fähig sein dürfte.

Sobald der Arzt ihm das Todesurtheil zugesprochen hat, so redet er die Umstehenden mit einer Fassung an, welche die größte Bewunderung verdient. Ist er ein Oberhaupt und hat er Familie, so hält er eine Art von Sterberede, worin er seinen Kindern allerhand nöthige Regeln giebt. Dann nimmt er Abschied von seinen Freun-

den, und ordnet ein Gastmahl für Diejenigen an, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

Hat er nun den Geist aufgegeben, so wird sein entfelter Körper eben so angekleidet, als' er im Leben zu gehen pflegte. Man bemahlt ihm das Gesicht, und setzt ihn alsdann in aufrechter Stellung auf eine Matte oder auf ein ausgebreitetes Fell mitten in der Hütte nieder. Seine Waffen legt man neben ihn. Die Anverwandten setzen sich hierauf rund um ihn herum, und Jeder hält ihm, der Reihe nach, eine Art von Leichenrede. Man erzählt und rühmt dabei, wenn er ein berühmter Krieger war, alle seine Heldenthaten, auf eine Art, die in ihrer Sprache eben so gefällig als dichterisch klingt. Ich will ein Beispiel davon hersetzen.

»Du sitzt noch unter uns, Bruder! Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme; nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor wenigen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von welchen wir noch kürzlich so gefällige und nachdrückliche Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenem Gebirge? Warum hangen ohnmächtig diese Arme, welche sonst die höchsten Bäume hinaufklettern und den stärksten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er vor dreihundert Wintern war!«

»Dennoch wollen wir dich nicht betrauern, als wenn du auf immer für uns verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte! Dei-

ne Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen.“

„Beseelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erweisen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen.“

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob eines abgeschiedenen Freundes.

Wenn dies vorbei ist, und man sich gerade in einer großen Entfernung von dem allgemeinen Begräbnißplatze befindet, oder wenn der Todesfall sich im Winter ereignet, so wickeln sie den Körper in Häute und legen ihn auf ein hohes Gerüst, oder auf die Zweige eines großen Baums, und lassen ihn daselbst bis zum Frühlinge liegen. Alsdann tragen sie ihn, nebst den übrigen Leichen ihres Stammes, nach dem allgemeinen Begräbnißorte, wo er mit verschiedenen Feierlichkeiten, die ich nie erfahren konnte, begraben wird. Stirbt hingegen ein Indier zur Sommerzeit und in einer weiten Entfernung von dem Begräbnißplatze, so, daß die Leiche eher in Fäulniß übergeht, als sie dahin gebracht werden kann, so wird das Fleisch von den Knochen gebrannt, und diese werden aufbewahrt, um in der Folge auf die gewöhnliche Weise begraben zu werden.

Als die Nadowessier ihre Todten nach der großen

Höhle brachten, um sie daselbst beizusetzen, so suchte ich die übrigen Feiergebräuche, die sie bei der Beerdigung vornehmen, mit anzusehen; allein ich bemerkte, daß sie mich nicht gern dabei sahen; es sei nun, daß sie ihre Gebräuche vor mir geheim halten, oder mich dem üblen Geruche, den die Leichen von sich geben, nicht gern aussetzen wollten. Ich hielt es daher auf allen Fall der Klugheit gemäß, ihnen zu willfahren und mich zu entfernen.

Nach vollendeter Beerdigung setzen die Anverwandten allerlei Sinnbilder an die Stelle, wo ihr Todter ruht, damit seine Vorzüge und Verdienste auf die Nachwelt kommen mögen.

Dem Glauben gemäß, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf eben die Art, wie hienieden, beschäftigen, daß sie ihren Unterhalt dort auch auf der Jagd erwerben und, so wie hier, mit Feinden kämpfen müssen, begraben sie dieselben mit allen ihren Waffen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeug zu Kleidungen, allerhand Hausrath, und sogar Farbe, sich zu bemahlen, mit ins Grab.

Meine jungen Leser werden dies vermuthlich sehr lächerlich finden; und sie haben Recht. Aber ist es wol weniger lächerlich, wenn wir, die wir edlere Begriffe von dem Zustande der Verstorbenen haben, und die wir gar wohl wissen, daß sie von alle Dem, was sie hier auf Erden hatten, weder Etwas mitnehmen, noch Etwas gebrauchen können, wenn wir, sage ich, dem Leichnam unserer Verstorbenen gleichfalls theure Kleidungsstücke anziehen und ihnen Kostbarkeiten mitgeben, die nachher in der Erde verfaulen oder verrostet müssen? Ist es weniger lächerlich, wenn wir glauben, daß der leblose Körper an der einen Stelle besser, als an der andern ruhen werde? — Thorheit gegen Thorheit gehalten, ist, dünkt

mir, die eine gar wohl der andern werth; und es steht uns schlecht an, über die lächerlichen Gebräuche der Indier zu spotten, indeß wir selbst uns gleicher oder ähnlicher Lächerlichkeiten noch immer schuldig machen.

Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen betrauern seinen Verlust mit großem Kummer und Schmerz. Sie schreien und heulen, und verdrehen ihre Glieder, wenn sie um die Leiche herum sitzen; doch machen sie von Zeit zu Zeit Pausen darin, um die Lobreden der Oberhäupter nicht zu stören.

Bei den Nadowessiern fand ich einen Trauergebrauch, den ich bei keiner andern Völkerschaft bemerken konnte, diesen nämlich: die Männer zerstechen sich, zum Beweise ihres Schmerzens, das Fleisch an den Armen über den Elbogen mit Pfeilen, wovon ich bei Vornehmen und Geringen häufige Narben fand. Die Frauenpersonen zerfetzen sich in gleicher Absicht die Beine mit einem scharfen Kieselsteine, bis das Blut häufig herausquillt.

Während meines Aufenthalts bei den Nadowessiern verloren die Bewohner eines benachbarten Zelts ihren vierjährigen Sohn. Die Liebe der Indier gegen ihre Kinder ist unbeschreiblich groß; sie wurden daher über diesen Verlust so tief gerührt, daß der Vater, theils durch diesen Kummer, theils durch den Verlust des Bluts, welches er darüber vergoß, sich selbst den Tod zuzog. Bis dahin war die Mutter eben so untröstbar gewesen; aber kaum sah sie ihren Mann sterben, so hörte sie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen.

Diese schnelle Veränderung befremdete mich; ich fragte sie also um die Ursache davon. Sie antwortete hierauf: der Gedanke, daß ihr Kind, seiner großen Jugend wegen, in dem Lande der Geister sich seinen Un-

terhalt nicht würde verschaffen können, habe ihren Mann und sie am meisten beunruhiget; jetzt hingegen, da ihr Mann ebendahin gegangen sei, der sein Kind zärtlich liebe, und die Jagd sehr gut verstehe, falle ihre Besorgniß weg. Nunmehr sei sie überzeugt, ihr Kind sei glücklich, und sie wünsche jetzt nichts mehr, als bei ihm und ihrem Gatten zu sein.

Ebendiese Frau ging nachher jeden Abend an den Baum, an dessen Zweigen ihr Mann und Sohn lagen, schnitt sich eine Locke von ihrem Haare ab, streute dieselbe auf der Erde umher, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede den frühzeitigen Tod derselben. Sie rechnete dabei gemeiniglich die Thaten her, die ihr Sohn, wenn er länger gelebt hätte, verrichtet haben würde. Dieser Gedanke schien sie jedesmahl zu begeistern und ihren Schmerz auf eine Zeit lang zu besänftigen.

»Wärest du bei uns geblieben, mein lieber Sohn — so pflegte sie zu singen — wie würde der Bogen deine Hand geziert haben, wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unsers Stammes geworden sein! Du würdest oft ihr Blut getrunken, oft ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bären bekämpft haben. Du hättest das fliegende Stendthier eingeholt, und auf dem Gipfel des Gebirges dem schnellsten Rehe Troß geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen Indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden?«

Man erstaunt über die schönen und kühnen Ausdrücke, welche dem rohesten Indier bei solchen Gelegen-

heiten von selbst zufließen. Die Frau, von welcher hier die Rede ist, war an ähnlichen rührenden Klagen unerschöpflich, und sie brachte oft den größten Theil der Nacht mit diesem traurigen Geschäfte zu.

Ueberhaupt beobachteten die Indier die Trauer über ihre Todten mit großer Strenge. Bei einigen Völkern schneiden sie sich das Haar ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, sitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenem Kopfe, und entsagen allen Vergnügungen. Diese Strenge beobachteten sie etliche Monate, und einen geringern Grad von Trauer wenigstens einige Jahre.

Man erzählte mir, daß die Nadowessier, wenn sie an ihre verstorbenen Anverwandten von ungefähr erinnert würden, oft noch nach neun Jahren anfangen laut zu heulen. Dieser Beweis ihrer fortdauernden Achtung und Liebe währte oft etliche Stunden; und wenn es ihnen gerade gegen Abend einfiele, ihren Schmerz über den ehemahligen Verlust derselben zu erneuern, so stimmten ihre Nachbarn gemeiniglich mit ein.

24.

Von der Sprache und den Sinnbildern der Indier.

Die Sprachen der Nordamerikanischen Indier können in vier Hauptsprachen abgetheilt werden. Die erste wird von den Irokesischen Völkern in den westlichen Gegenden, die zweite von den Tschipiwarern oder Algonkinen in den nordwestlichen, die dritte von den Nadowessiern in den westlichen, und die vierte von den Tscheroaken und Tschikasauern in den südlichen geredet. Die übrigen Völkern haben

entweder die eine oder die andere von diesen angenommen.

Indessen scheint die Sprache der Tschipiwäer unter allen am meisten verbreitet zu sein. Diese wird auch durchgängig, als die vornehmste, so sehr geschätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreißig verschiedenen Stämmen sie fast allein in ihren Rathsversammlungen reden, wenn sie gleich nicht ihre Landessprache ist. Vermuthlich wird sie nach und nach bei allen Indischen Völkerschaften die Oberhand gewinnen, da schon jetzt Keiner es wagen darf, weite Reisen zu unternehmen, oder sich zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volke gebrauchen zu lassen, ohne diese Sprache zu verstehn.

Da die Indier nichts von Höflichkeitsworten wissen, sonderu jede Sache bei ihrem rechten Namen nennen, so fehlen ihnen auch eine Menge Wörter und Redensarten, welche in den Sprachen gesitteter Völker gefunden werden. Bei ihren einfachen und nicht verfeinerten Sitten haben sie bloß Ausdrücke für ihre Bedürfnisse und für einige Bequemlichkeiten des Lebens, deren man aber bei einer so natürlichen Lebensart, als die ihrige ist, nur sehr wenige kennt.

Buchstabenschriften kennen sie ganz und gar nicht. Aber sie verstehen die Kunst, sich ihre Gedanken durch bedeutende Bilder (Hierozyphen) mitzuthellen. Diese werden besonders dazu gebraucht, das Andenken an vorzügliche Handlungen und Begebenheiten zu erhalten, wie auch dazu, sich gegenseitig von gewissen Dingen zu benachrichtigen, worüber keine mündliche Mittheilung Statt findet. Wenn sie z. B. auf ihren Streifereien irgend ein wichtiges Unternehmen ausgeführt haben, oder auszuführen in Begriff sind, so schälen sie die Rinde von den Bäumen, die sie auf ihrem Wege antreffen,

und bezeichnen darauf für die zurückgebliebenen Parteien auf eine sinnbildliche Weise den Weg, den sie nehmen müssen, um sie wieder einzuholen.

Als ich den Mississippi verließ, und nach dem Obern See den Fluß Tschipiwä hinaufging, so nahm mein Führer, ein Oberhaupt der Tschipiwäer aus der Ortschaft der Ottagamier, folgende Maßregel, um zu verhindern, daß nicht gewisse Parteien von Nadowessiern, mit welchen sein Volk beständig Krieg führt, uns überfallen und Schaden zufügen möchten, ehe sie erführen, wer wir wären.

Er schälte beim Ausflusse des Tschipiwä die Rinde von einem großen Baume, machte hierauf von Holzkohlenstaub und Bärenfett eine Farbe, und zeichnete damit auf die oben abgeschälte Rinde folgende Sinnzeichen. Zuerst ein rohes, aber deutliches Zeichen der Ortschaft der Ottagamier; dann auf der linken Seite desselben einen Mann in Rehfellen, wodurch die Nadowessier bezeichnet werden, aus dessen Munde ein Strich in den Mund eines Rehens ging, welches das Sinnbild der Tschipiwäer ist. Weiter hin zeichnete er einen Indischen Kahn, der den Fluß hinaufging, und in demselben einen Mann mit einem Hute. Diese Figur sollte einen Engländer, oder mich vorstellen. Mein Franzose war mit einem Tuche um den Kopf abgebildet, und zwar als Einer, welcher ruderte. Hierzu fügte er noch verschiedene andere Sinnbilder, unter andern die Friedenspfeife am Bordertheile des Rachens.

Durch diese ganze Vorstellung wollte er den Nadowessiern andeuten: »ein Anführer der Tschipiwäer, in der Ortschaft der Ottagamier, sei von etlichen Oberhäuptern der Nadowessier gebeten worden, den Engländer, der sich vor einiger Zeit bei ihnen aufhielt, den

Fluß Tschipiwa hinaufzuführen; sie möchten ihn daher sicher seine Fahrt vollenden lassen.

Dergleichen Sinnbilder sind allen Indiern so verständlich, als uns die Buchstabenschrift in unserer Muttersprache.

Um meinen jungen Lesern eine kleine Probe von Indischer Mundart zu geben, will ich ein kleines Lied in der Sprache der Nadowessier hersehen, welches sie zu singen pflegen, wenn sie ihre Jagdzüge anfangen. Die Uebersetzung will ich hinzufügen.

Meo accuna eschta pata negoschtaga sched-scha mena. Tongo Uakon meo uoschta pata accuna. Hopiniyahie ouie accuyie meo, uoschta pata oto tohinoscha meo tiebie.

»Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehn, wie das neue Licht die Dünste weggagt, und die Wolken vertreibt. Großer Geist, verleihe mir Glück! Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurückzuführen.«

Man wird bemerken, daß jedes Wort in diesem Liede mit einem Selbstlauter schließt, und daß überhaupt der Selbstlauter mehr, als der Mitlauter sind. Man kann hieraus schließen, daß diese Sprache sanfter, als die unsrige, klingen müsse.

25.

Von einigen merkwürdigen Thierarten, die in den innern Theilen von Nordamerika gefunden werden.

Zu den vierfüßigen Thieren dieser Gegenden gehören: Tiger, Bären, Wölfe, Füchse, Hunde, Bergkazen, wilde Kazen, Büffel, Rehe, Elendthiere, Musethiere

Rennthiere, Wolfsbären, Stinkthiere, Stachelschweine, Igel, Hamster, Marder, Biberragen, Eichhörnchen, Hasen, Kaninchen, Maulwürfe, Wiesel, Mäuse, Murmelthiere, Biber, Fischottern, Sumpftottern und Fledermäuse.

Ich will aber von diesen allen nur diejenigen beschreiben, welche entweder diesem Lande eigenthümlich sind, oder sich von ähnlichen Thieren in andern Ländern wesentlich unterscheiden. Zu den Letzten gehört zuvörderst

Der Tiger.

Dieser hat zwar eine Aehnlichkeit mit den Tigern in Asien und Afrika, aber er kommt ihnen weder an Größe, noch an Wildheit und Gefräßigkeit bei. Seine Farbe ist dunkelgraugelb und völlig ohne Flecken. Ich sah einst einen auf der Insel im Flusse Tschipiwä. Er saß in einer kleinen Entfernung von mir auf dem Hintertheile, nach Art der Hunde, und schien sich eben so wenig vor uns zu fürchten, als etwas Arges gegen uns im Sinne zu haben. Uebrigens trifft man dergleichen Thiere hier nur selten an.

Der Bär.

ist hier gleichfalls kleiner und minder grimmig, als in andern Nordländern. Aber sein Geschlecht ist in den nördlichen Gegenden von Amerika ungemein zahlreich, und gewährt den Einwohnern mehr als Einen sehr beträchtlichen Nutzen. Die Felle derselben dienen ihnen zu Betten, und ihr Fleisch zur Nahrung. Das letzte ist hier sehr saftig und wohlschmeckend, weil das Futter der Bären in diesen Gegenden zum Theil in Weintrauben und andern dergleichen Früchten besteht. Von den Weintrauben sind sie so große Liebhaber, daß sie die höchsten Bäume erklettern, um ihrer habhaft zu werden.

Nur ein heftiger Hunger oder Schmerz kann diese Thiere bewegen, einen Menschen anzufallen, denn ordentlicher Weise sind sie furchtsam, und ein einziger Hund kann mehre zum Laufen bringen.

Mit dem Fette der Bären schmieren die Indier ihre Glieder ein; und diesem Gebrauche haben sie vermuthlich zum Theil ihre außerordentliche Geschmeidigkeit zu verdanken.

Gegen den Winter kriechen die Bären in hohle Bäume, oder graben sich in die Löcher ausgewurzelter Bäume ein, indem sie den Zugang mit Zweigen verstopfen. Dasselbst liegen sie unbeweglich still, so lange die strenge Witterung währt; und da man weiß, daß sie keinen Borrath von Futter mitnehmen, so glaubt man, daß sie etliche Monate zubringen können, ohne irgend ein Nahrungsmittel zu genießen.

Die Bergkaze

unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Kaze nur dadurch, daß sie größer und wild ist. Menschen greift sie nur selten an.

Der Bison oder Höckerochs ist in diesen Gegenden sehr zahlreich. Diese Thiere sind größer, als gewöhnliche Ochsen, haben kurze schwarze Hörner und einen langen Bart unter dem Kinne. Ihr langes Kopfhaar hängt ihnen über die Augen, und giebt ihnen ein fürchterliches Ansehn. Der Höcker, den sie auf dem Rücken haben, fängt bei den Hüften an, und geht, indem er gegen die Schultern zu immer höher wird, bis an den Nacken. Das ganze Thier ist mit langen krausen Haaren bewachsen, die eine dunkelbraune oder Mausfarbe haben. Dieses Haar, oder vielmehr diese Wolle wird sehr geschätzt. Der Hals ist ungemein kurz und der Kopf größer, als bei einem Stiere. Die

Brust ist breit, und der Körper wird gegen die Lenden zu immer dünner. Grimmig ist der Bison in diesen Gegenden nicht; er läuft vielmehr, sobald er einen Menschen erblickt. Ein einziger Hund kann ganze Herden von ihnen jagen. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Haut außerordentlich nützlich, und das Haar schickt sich gut zu verschiedenen Webereien.

Das Elendthier

ist viel größer, als ein Hirsch, ungeachtet es eben so gebaut ist, und hat fast die Dicke eines Pferdes. Sein Haar, welches fast kameelfarbig ist, nur etwas mehr ins Röthliche fällt, ist beinahe drei Zoll lang, und so hart als Pferdehaar. Die Geweihe erreichen eine erstaunliche Höhe, und gehen so weit aus einander, daß zwei bis drei Leute dazwischen sitzen können. Ihre Enden haben sie nur an der Außenseite; auch sind dieselben platt und sehr breit. Sie werfen diese Geweihe jährlich im Winter ab, und gegen den August haben die neuen wieder ihre völlige Größe. Sie sind übrigens eben so scheu, als bei uns die Hirsche.

Das Musethier

ist eine bloße Abänderung vom Elendthiere, fast eben so groß und beinahe eben so gestaltet. Es unterscheidet sich zuvörderst dadurch, daß seine Geweihe auf beiden Seiten Zacken haben. Dann ist sein Kopf etwas größer und ungefähr zwei Fuß lang. Seine Oberlefe ist weit größer, als die untere, und die Naselöcher sind so weit, daß ein Mensch seine Hand ziemlich weit hineinstecken kann. Sein Haar ist hellgrau mit schwarzbraun untermischt. Das Fleisch ist sehr angenehm, gesund und nahrhaft. Dies Thier läuft immer im Trabe, und doch so geschwind, daß es von wenig andern Thieren an Schnelligkeit übertroffen wird.

Das Kennthier

ist schon im ersten Theile dieser Reisen beschrieben worden.

Der Wolfsbär

gehört zum Raubgeschlechte, und ist ein schrecklicher Feind der drei vorhergehenden Thierarten. Er lauert auf dem Zweige eines Baums, bis sich eins derselben nähert, springt ihm dann auf den Nacken, und tödtet es, indem er ihm die Kehllader abreißt.

Das Stinkthier

ist das wunderbarste von allen, die man in den Nordamerikanischen Wäldern antrifft. Es hat Aehnlichkeit mit einem Iltis, ist aber etwas kleiner. Sein Fell ist langhaarig und glänzend, die Farbe schmutzig weiß mit verschiedenen schwarzen Stellen, so daß es hier und da schwarz schattirt zu sein scheint. Sein Schwanz ist lang und dick, wie beim Fuchse. Es lebt in Wäldern und Gebüschen. Sein Bertheidigungsmittel ist eine starkriechende Feuchtigkeit, die es, sobald es sich in Gefahr sieht, von hinten auf eine große Entfernung ausspritzt, und dadurch einen so entsetzlichen Gestank verursacht, daß Menschen und Thiere sich gezwungen sehn, von ihrer Verfolgung abzulassen, um einen Ort zu suchen, wohin dieser scheußliche Gestank sich noch nicht verbreitet hat. Die Franzosen haben es deswegen *Enfant du diable* — Teufelskind — oder *bête puante*, Stinkthier, genannt. Wenn nur ein Tropfen dieser häßlichen Feuchtigkeit Jemanden aufs Kleid spritzt, so kann es nicht weiter getragen werden, weil der dadurch verursachte Gestank nicht wieder ausgetilgt werden kann. Kommt Etwas davon ins Auge, so verursacht es Blindheit, wenigstens heftige Entzündung und unerträgliche Schmerzen. In Grunde ist der Gestank dieser Feuchtigkeit nichts anders, als ein sehr starker Bisamgeruch. Einige

Naturforscher haben bisher geglaubt, daß diese Feuchtigkeit der Urin des Thieres sei; allein ich schnitt viele derselben auf, die ich schoß, und fand nahe bei der Harnblase ein kleines besonderes Wasserbehältniß, in welchem die stinkende Feuchtigkeit enthalten war. Wenn ich dies Gefäß sorgfältig herausgenommen hatte, so fand ich das Fleisch des Thieres sehr schmackhaft. Allein ein einziger Tropfen, der verschüttet wird, verderbt nicht allein alles Fleisch, sondern erfüllt auch das ganze Haus, und macht alle Esywaaren darin unbrauchbar.

D e r B i b e r

ist eins der merkwürdigsten Thiere auf Erden, und seines Felles wegen ungemein schätzbar; er verdient daher, daß ich eine etwas umständlichere Beschreibung davon gebe.

Er ist bekanntlich ein vierfüßiges Thier, welches sowol auf dem Lande, als auch im Wasser, jedoch im letztern nur eine kurze Zeit leben kann. Man versichert, daß er des Wassers völlig entbehren könne, wenn er nur dann und wann Gelegenheit habe, sich zu baden.

Die größten Biber sind fast vier Fuß lang und über den Hüften vierzehn und funfzehn Zoll breit. Ein solcher wiegt ungefähr sechzig Pfund. Der Kopf desselben gleicht dem eines Otters, nur daß er etwas größer ist. Die Augen sind klein, die Ohren rund, von außen haarig und inwendig glatt. Seine Zähne sind sehr lang; die untern stehen etwa drei, die obern einen Finger breit aus dem Maule hervor. Alle diese Zähne sind breit, gekrümmt und scharf. Außer den Schneidezähnen haben sie sechzehn Backenzähne. Mit jenen können sie große Bäume absägen, und mit diesen die härtesten Dinge zermalmen.

Ihre Beine, welche den Dachsheinen gleichen, sind

kurz, indem ihre Länge nur vier bis fünf Zoll beträgt. Die Zehen an den Vorderfüßen sind von einander abgetrennt; die Nägel liegen schief und sind hohl, wie Federkiele. Die Hinterfüße sind ganz verschieden, und mit einer Schwimmhaut versehen. Durch diese Einrichtung ist der Biber im Stande, sowohl langsam zu gehn, als auch zu schwimmen.

Sein Schwanz hat die Gestalt von einem Fische, und scheint gar nicht zu seinem Körper zu passen, der, bis auf die Hinterfüße, dem Bau der Landthiere völlig ähnlich ist. Dieser Schwanz, der gegen zwölf Zoll lang und in der Mitte, wo er seine größte Breite hat, ungefähr vier Zoll breit ist, besteht aus einem dichten Fette oder zarten Knorpel, und ist mit einer schuppigen Haut bedeckt. Die Schuppen darauf sind wieder durch ein feines Häutchen mit einander verbunden, und sind ungefähr so dick als Pergament, und gewöhnlich sechseckig.

Die Farbe des Bivers ist nach der Gegend, worin er lebt, verschieden. In den nördlichsten Gegenden ist er gemeiniglich ganz schwarz, in den gemäßigtern braun, und je weiter man gegen Süden geht, desto heller wird seine Farbe.

Sein Haar ist von zwei verschiedenen Arten. Das längste, welches er auf dem Rücken hat, und das gegen zwei Zoll lang ist, wird am wenigsten geschätzt, weil es grob und spröde ist. Das übrige besteht aus einer dicken und feinen Wolle, fast so weich, als Seide, anzufühlen. Aus dieser werden die sogenannten Kastorhüte, Strümpfe und andere feine Waaren gemacht.

Die Arzneikunst verdankt diesem Thiere das sogenannte Bibergeil, ein sehr schätzbares Mittel wider verschiedene Krankheiten, besonders wider die unter unsern Damen jetzt so sehr gewöhnlichen Krämpfe. Es

ist dasselbe in vier kleinen Beuteln enthalten, welche dem Thiere unter dem Leibe sitzen. Zwei davon sind mit einer weichen, harzigen und klebrigen Materie angefüllt, welche äußerlich grau, inwendig gelb ist. Sie giebt einen unangenehmen durchdringenden Geruch, und läßt sich leicht entzünden. Sie verhärtet sich an der Luft, wird braun, bröcklig und reibbar. Dies ist das wahre Bibergeil.

Die zwei andern Beutel enthalten eine schmierige Feuchtigkeit, wie Honig. Die Farbe derselben ist blaßgelb, und der Geruch etwas schwächer, aber noch unangenehmer, als der des eigentlichen Bibergeils. Auch diese verdickt sich nach und nach, und erhält eine Dichtigkeit wie Talg. Sie wird zwar auch als Arznei gebraucht, aber nicht so hoch geschätzt, als das wahre Bibergeil.

Sehr bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, welche diese Thiere in der Baukunst beweisen, und die Art, wie sie in Gesellschaft zusammen leben und eine ordentliche Haushaltung führen. Wenn sie in Begriff stehen, sich einen Wohnplatz zu suchen, so versammeln sie sich oft zu zwei bis drei Hunderten, und wählen hierauf mit großer Klugheit eine Stelle, wo Ueberfluß von Lebensmitteln und alle übrige Nothwendigkeiten zu finden sind. Sie legen ihre Häuser immer im Wasser an, und findet sich hiezu kein See oder Teich, so wissen sie diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie einen kleinen Fluß oder Bach abdämmen, und das Wasser auf diese Weise so hoch steigen lassen, als sie es nöthig haben.

In dieser Absicht sägen sie, durch Hülfe ihrer Vorderzähne, Bäume um, und zwar solche, die oberhalb der Stelle wachsen, wo sie sich anbauen wollen, um sie den

Fluß hinabtreiben zu lassen. Sie sehen hiebei immer dahin, daß sie den Baum nach dem Wasser zu fallen lassen, damit sie ihn nicht so weit zu schleppen brauchen. Sie sägen hierauf den umgefallenen Stamm in solche Stücken, als sie zu ihrem Baue nöthig haben, und lassen dieselben nach dem bestimmten Orte hintreiben.

Ihre Dämme verfertigen sie durch Hülfe eines Mörtels, den sie mit den Füßen kneten und auf ihrem breiten Schwanz an die Stelle tragen, wo sie seiner bedürfen. Den Schwanz gebrauchen sie dann auch statt einer Mauerkelle. »Der Grund solcher Dämme ist gemeinlich zehn bis zwölf Fuß dick, und nimmt nach oben zu bis auf zwei oder drei Fuß ab. Man bewundert die Genauigkeit, womit alle Verhältnisse daran beobachtet werden. Die Seite nach dem Ströme des Wassers zu ist allezeit abschüssig; die andere vollkommen senkrecht« *).

Auf diese Weise bauen sie ihre Häuser und Dämme so fest und zugleich so regelmäßig, als der erfahrenste Arbeiter nur immer thun könnte. Das Bewundernswürdigste dabei ist dieses, daß sie die Pfeiler, auf welchen ihre Gebäude ruhen, senkrecht einzurammen verstehen, ungeachtet man nicht wohl begreifen kann, wie sie das anfangen. Die Figur ihrer Häuser ist rund, oder eiförmig. Zwei Drittel davon ragen über dem Wasser hervor, und in diesen, welche für acht bis zehn Bewohner geräumig genug sind, hat jeder Biber seine eigene Kammer, deren Fußboden er sorgfältig mit Blättern oder kleinen Fichtenzweigen bestreut, um ihn rein und warm zu halten.

*) Allgem. Reisen. 17ter Bd. S. 79.

Nie übereilt sie der Winter, ehe sie mit dieser Arbeit zu Stande gekommen sind, welche gewöhnlich gegen das Ende des Herbstmonats geschieht. Zu ebendieser Zeit haben sie auch den nöthigen Wintervorrath an Lebensmitteln zusammengebracht, welcher in kleinen Stücken Holz von weichen Fasern, als Pappeln, Espen oder Weiden besteht, die sie in Haufen so aufstellen, daß ihre Säfte nicht austrocknen können.

»Jedes Haus hat meist eine doppelte Oeffnung, von welchen die eine ins Wasser, die andere ans Ufer führt. Die ganze Wohnung wird überaus reinlich gehalten, und die Biber entledigen sich sogar ihres Unraths nur außer dem Hause. Im Herbst und Winter halten sie sich häuslich, bringen ihre Jungen zur Welt und erziehen sie. Wenn aber der Frühling herannahet, so verlassen sie mit denselben ihre Wohnung, bis zu der Zeit des wärmern Sonnenscheins, und bringen diese Tage in Gehölzen zu, wo sie bei saftigen Rinden und Knospen es sich wohl sein lassen.«

»Die Dämme, welche sie aufführen, sind oft so stark, und von so weitem Umfange, daß ansehnliche Teiche dahinter entstehen. Man hat dergleichen gefunden, welche einen hinlänglichen Wasservorrath enthielten, um Sägemühlen dabei anzulegen« *).

Daß übrigens die Biber auch Kastore genannt werden, wird dem jungen Leser schon bekannt sein.

Zu den Nordamerikanischen Vögeln gehören: Adler, Habichte, Nachthabichte, Fischhabichte, Nachtschwalben, Raben, Krähen, Eulen, Papageien, Pelikane oder Kropfgänse, Kraniche, Störche, Wasserraben, Reiher,

*) Blumenbach's Naturgesch. und Allgem. Reisen.

Schwäne, Gänse, Enten, Wasserhühner, Kalekuten, Birkhühner, Rebhühner, Wachteln, Tauben, Schnepfen, Lerchen, Spechte, Kuckucke, Häher, Schwalben, Amseln, Rothvögel, Krametsvögel, Scharfsäger, Nachtigallen, Königsvögel, Rothkehlchen und Kolibri's, oder vielmehr eine Art derselben, Fliegenvögel genannt. Auch von diesen will ich diejenigen kürzlich beschreiben, welche bei uns entweder unbekannt sind, oder von den unsrigen merklich abweichen.

Der F i s c h h a b i c h t

hat seinen Namen theils von der Aehnlichkeit mit andern Habichten, theils daher, weil seine Nahrung größtentheils in Fischen besteht. Er schwebt über Seen und Flüssen, und zwar oft so dicht, daß er auf dem Wasser zu ruhen scheint. Sobald er sieht, daß er einen Fisch erreichen kann, stürzt er wie ein Pfeil auf ihn los und erhascht ihn. Er soll in einem kleinen Sacke, den er im Leibe trägt, einen gewissen Del bei sich haben, welches die Fische, wenn er dicht über dem Wasser schwebt, unwiderstehlich reizt, sich ihm zu nähern. So viel ist gewiß, daß jede Art Köder, die nur mit einem Tropfen von diesem Oele angefeuchtet ist, eine sehr starke Lockspeise für die Fische abgiebt.

Die N a c h t s c h w a l b e

wird auch Nachtrabe, Tageschläfer, Ziegenmelker und Hexe genannt. Sie gleicht einem kleinen Habichte, nur daß sie durch weißliche Streifen ein schön gemarmortes Ansehn erhält. Dieser Vogel läßt sich selten vor Sonnenuntergang sehn, daher seine drei ersten Namen. Den vierten und fünften hat er einer abergläubischen Meinung zu verdanken, welche ungegründet ist. Man sagt nämlich von ihm, daß er des

Nachts die Ziegen aussauge *), und daß er einem Hause, worauf er sich niederlasse, Unglück bringe. Die Engländer nennen ihn Whipperwill, die Indier Muck-a-wisch, weil die einen Jenes, die andern Dieses zu hören glauben, wenn der Vogel schreit, welches er bis Mitternacht fast unaufhörlich thut. Dieser Umstand beweist, daß einerlei Töne verschiedenen Menschen auf eine sehr verschiedene Weise ins Gehör fallen können. — Man sieht und hört ihn nur in den Frühlings- und Sommermonaten. Sobald die Indier durch seine traurigen Töne von seiner Ankunft benachrichtiget werden, so schließen sie daraus, wie wir aus der Ankunft der Schwalben, daß der Winter gänzlich vorüber sei, und sehen sich hierin selten betrogen.

Die Rebhühner

sind hier entweder braun, oder roth, oder schwarz, und durchgängig größer, als die unsrigen. Sie gleichen beinahe an Gestalt und Größe den Europäischen Fasanen. Sie haben alle lange Schwänze, die sie, wie ein Pfau, nur nicht lothrecht, ausbreiten. Wider die Gewohnheit anderer Rebhühner setzen sie sich des Abends auf Zweigen von Pappeln und Birken nieder, von deren Knospen sie fressen, und können alsdann leicht geschossen werden.

Der Rothvogel

ist ungefähr so groß wie ein Sperling, aber er hat einen längern Schwanz und über den ganzen Leib eine glänzende Zinnoberfarbe. In einigen Gegenden erblickte ich Vögel dieser Art, die durchgehends schön gelb waren.

*) S. Blumenbach's Naturgesch. S. 243.

Der Scharfsäger

gehört zu den Kuckucken. Er liebt die Einsamkeit, und läßt sich selten sehen. In den Sommermonaten hört man ihn in den Wäldern, wo er ein Geräusch wie eine Säge macht, die hin- und hergezogen wird. Davon hat er seinen Namen.

Der Kolibri

ist unter den Vögeln der kleinste und der schönste. Seine Größe beträgt nur ungefähr ein Drittel unsers Zaunkönigs. Seine Beine sind kaum einen Zoll lang und sehen wie Nadeln aus. Die Farben seiner Federn sind so schön, daß kein Pinsel sie nachahmen kann. Auf dem Kopfe hat er ein kleines Büschel von glänzender Acatfarbe. Die Brust ist roth, der Bauch weiß, Flügel und Schwanz grün und blau, worüber kleine Flecken von Gold mit unaussprechlicher Anmuth ausgestreuet sind. Diese Farben thun im Sonnenschein eine Wirkung, die nicht beschrieben werden kann. Er saugt mit seinem dünnen, röhrenförmigen Schnabel, im Schweben und Flattern, den Honigsaft aus den Blumen, welcher ihm zur Nahrung dient. Diese Thierchen sind so zart, daß sie leicht den großen Buschspinnen zum Raube werden. Um sich ihrer zu bemächtigen, bespritzt man sie mit Wasser, denn selbst mit dem feinsten Schrote würde man sie ganz in Stücken schießen. Indem er, wie eine Biene, um die Blumen schwärmt, macht er ein Geräusch wie eine große Fliege oder Bremse; daher die Namen Fliegenvogel und Summvogel *).

*) Eigentlich ist der Kolibri wol nur in dem wärmeren Amerika zu Hause. Diejenigen, welche man in Nordamerika sieht, sind vermuthlich die allerkleinste Abart desselben, die man durch den lateinischen Namen *Trochilus minimus* unterscheidet. S. Blumenbach's Naturgesch. S. 198.

Von den übrigen Nordamerikanischen Thieren will ich, um meine jungen Leser nicht zu ermüden, nur noch ein einziges auszeichnen. Dies sei

die Klapperschlange,

ein fürchterliches Thier, vornehmlich in dem wärmeren Amerika. Es giebt zwei Arten davon, die schwarze und die gelbe; die letzte ist die größte. Wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht haben, so sind sie gegen sechs Fuß lang, und haben, in der Mitte des Körpers, wo sie am dicksten sind, etwa neun Zoll im Umfange. Gegen den Kopf und Schwanz zu werden sie allmählig dünner. Der Kopf ist breit und eingedrückt. Kopf und Hals sind hellbraun, der Stern im Auge ist roth, und der ganze obere Theil des Körpers braun mit rothgelb untermischt und mit vielen regelmäßigen, dunkelschwarzen Strichen durchkreuzt, die allmählig in eine Goldfarbe spielen.

Ueberhaupt ist dies gefährliche Geschöpf ungemein schön, und seine mannigfaltigen Farben würden ihm ein sehr reizendes Ansehn geben, wenn man es nur ohne Schrecken ansehen könnte. Aber nie zeigen sie sich schöner, als wenn sie in Wuth gesetzt werden, weil sich dann, durch einen stärkern Andrang von Feuchtigkeiten gegen die Oberfläche, die Farben ihrer Haut erhöhen. Diese Eigenschaft, durch den Zorn verschönert zu werden, ist gerade das Gegentheil von Dem, was der Natur unsers menschlichen Körpers eigen ist. Dieser wird nämlich dadurch, wie Jedermann weiß, überaus häßlich und scheußlich gemacht, wenn er auch sonst noch so schön gebaut ist; so wie umgekehrt das menschliche Antlitz durch keine Schminke so viel Liebreiz und Anmuth erhalten kann, als durch den Ausdruck einer freundlichen, sanften und wohlwollenden Gemüthsart, eine Bes-

merkung, die unsern Damen aus der großen Welt entgangen sein muß, weil sie sich sonst vermuthlich noch mehr bestreben würden, statt der rothen, weißen und blauen Farbe, die sie ihrem Gesichte auftragen, sich mit den unwiderstehlichen Reizen einer schönen, sanften und reinen Seele zu schmücken, die ihnen weit besser stehen würden.

Die Klapper, wodurch der gütige Himmel dieses Thier, um es unschädlich zu machen, ausgezeichnet hat, besteht aus einem hellbraunen, harten, trocknen und knochenartigen Wesen, das verschiedene Zellen macht, die wie Gelenke an einander schließen. Diese Gelenke vermehren sich mit jedem Jahre, so, daß man dadurch das Alter des Thieres erkennen kann. So oft die Schlange den Schwanz schüttelt, machen diese Gelenke ein klapperndes Geräusch, welches dem Gerassel einer mit Erbsen angefüllten hölzernen Kinderklapper gleicht. Dieses Geräusch macht sie jedesmahl, so oft sie Gefahr befürchtet. Sie zieht sich zu gleicher Zeit in Gestalt eines Schneckenanges zusammen, und hält in dem Mittelpunkte dieser Krümmung den Kopf in die Höhe, mit welchem sie Menschen und Thieren, die ihr zu nahe kommen, Rache droht. In dieser Stellung erwartet sie ihre Feinde, und klappert unaufhörlich mit dem Schwanze, so wie sie solche ankommen sieht oder hört. Durch diese zeitige Warnung lernt der Wanderer die ihm drohende Gefahr kennen, und weicht ihr aus.

Die Klapperschlange ist daher nur Denen schrecklich, welche ihr entweder unvorsichtiger Weise zu nahe kommen, oder einen Angriff auf sie thun. Sie selbst greift ungereizt nie an. Sie verfolgt Niemand, aber flieht auch vor keinem Feinde, der sich ihr nähert, sondern bleibt in der beschriebenen Stellung liegen, wobei sie immer

mit dem Schwanze klappert, als wenn sie warnen wollte, und ungern schaden möchte.

Die Zähne, womit sie vergiftet, sind von denen, deren sie sich bei andern Gelegenheiten bedient, völlig unterschieden. Sie hat deren nur zwei, und beide sind sehr klein und scharf zugespitzt. Sie liegen in einem sehnigen Wesen, nahe am Vorderrande des obern Kinnbackens, und haben viel Aehnlichkeit mit den Klauen einer Katze. Sie kann sie ausdehnen, zusammenziehen, oder ganz verbergen. An der Wurzel eines jeden derselben liegen zwei kleine Blasen, die so eingerichtet sind, daß, sobald die Zähne einen Einschnitt machen, gleich ein Tropfen von einer grünlichen, giftigen Feuchtigkeit in die Wunde fällt, und das ganze Blut mit ihrer tödtenden Eigenschaft erfüllt.

Schon in dem Augenblicke des Bisses fühlt das unglückliche Opfer ihrer Wuth eine fieberhafte Kälte durch den ganzen Körper. An der Stelle selbst, wo der Zahn eingedrungen ist, erhebt sich alsobald eine Geschwulst, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet, und überall auf der Haut die verschiedenen Farben der Schlange hervorbringt. Der Biß ist zu verschiedenen Jahreszeiten mehr oder weniger gefährlich; in den Hundestagen ist er oft in einem Augenblicke tödtlich, und vorzüglich, wenn die Verwundung zwischen der Sehne über den Hacken Statt findet. Im Frühjahre, im Herbste, oder an einem kühlen Sommertage, kann man seinen Wirkungen durch gehörige Mittel, wenn man sie nur gleich gebraucht, zuvorkommen.

Diese Mittel hat die gütige Vorsehung allen den Ländern, wo die Klapperschlange lebt, reichlich verliehen. Der Klapperschlangen-Wegerich, ein bewährtes Mittel gegen das Gift dieses Thieres, wächst in jenen Gegenden überall im größten Ueberflusse. Außerdem giebt es noch verschiedene andere Mittel gegen den giftigen Biß derselben. Man muß den verletzten Theil augenblicklich schröpfen, und viel lauwarme Milch trinken *). Eine Abkochung von den Knospen oder der

*) Blumenbach's Naturgesch. S. 269.

Rinde der weißen Esche, innerlich gebraucht, ist gleichfalls heilsam befunden worden. Salz ist ein neuentdecktes Mittel, und wenn man dasselbe gleich auf die Wunde legt, oder diese mit Sohle auswäscht, so kann man vor aller Gefahr sicher sein. Auch das Fett der Schlange selbst, wenn es eingerieben wird, soll sehr wirksam sein.

Durch diese Mittel kann man nun zwar das Leben eines Menschen, der von der Klapperschlange gebissen ist, retten und seine Gesundheit gewissermaßen wiederherstellen; aber er erfährt dennoch alle Jahr eine kleine Umwandlung von eben den fürchterlichen Zufällen, die er damahls empfand, als er gebissen wurde.

Der Biß dieser Schlange ist nicht bloß für Menschen, sondern auch für Thiere gefährlich. Aber es ist eben so merkwürdig, als gewiß, daß die Schweine hierin eine Ausnahme von der Regel machen. Diese können sich nämlich dreist an der Klapperschlange vergreifen, ohne ihre giftigen Zähne fürchten zu dürfen. Sie fressen sie sogar, und werden fett davon.

Man hat oft beobachtet, und ich selbst kann diese Beobachtung bestätigen, daß die Klapperschlangen gern eine jede Art von Tonspiel hören, sie bestehe in Gesang oder rühre von Tonwerkzeugen her. Ich habe oft gesehen, daß sie, sogar wenn sie in Wuth gesetzt waren, sich plötzlich in eine horchende Stellung setzten, und mit großer Aufmerksamkeit, ja mit einem Anscheine von Vergnügen unbeweglich stillsassen, wenn man ihnen etwas vorspielte.

Wenn die Klapperschlange Jemanden verletzen will, so schießt sie jedesmahl mit aufgesperstem Rachen und in einer krummen Linie schnell auf ihn los, aber auch eben so schnell in ihre vorige Bertheidigungsstellung wieder zurück. Sie schießt dabei nie weiter, als die Hälfte ihrer Länge vor, und ungeachtet sie ihren Angriff zwei bis dreimahl wiederholt, so springt sie doch eben so oft schnell wieder in ihre vorige Lage zurück. Auch dieser Umstand macht, daß man ihr leicht ausweichen kann, wenn man nicht unglücklicher Weise ganz unvermuthet auf sie stößt.

Wie diese Thiere sich fortpflanzen, ist noch nicht ausgemacht. Ich habe oft Eier von verschiedenen an-

deren Schlangenarten gefunden, allein von Klapperschlangen nie, ungeachtet sich wol Niemand mehr Mühe gegeben hat, als ich, jeden Umstand, der dieses Thier betrifft, genau zu erforschen. Ich tödtete einmahl ein Weibchen, das 70 Junge im Leibe hatte; aber diese waren schon völlig ausgebildet, und ich hatte selbst gesehn, daß sie zu dem Rachen ihrer Mutter, als einem sichern Orte, ihre Zuflucht nahmen, als ich mich ihnen näherte.

Sowol die Galle, als auch das getrocknete Fleisch dieser Thiere, in Suppen gekocht, hat heilsame Arzneikräfte; das letzte besonders wird als ein Mittel wider die Schwindsucht gerühmt. Sollte dieses gegründet sein, so würde dadurch abermahls die Wahrheit bestätigt, daß in der Natur nichts Schädliches ist, was nicht auch zugleich irgend eine wohlthätige Absicht hätte.

Daß Eichhörnchen, kleine Vögel und andere Thiere von den Bäumen herab der darunter liegenden Klapperschlange von selbst in den Rachen fallen, ist zwar bisher bezweifelt worden, bestätigt sich aber immer mehr durch wiederholte Beobachtungen. Vermuthlich rührt dies von dem Schrecken her, wovon jene Thiere beim Anblick dieses furchtbaren Geschöpfs befallen werden *), und dies vorausgesetzt, können sie ein warnendes Beispiel für den Furchtsamen abgeben, und ihm lehren, daß Furcht und Aengstlichkeit kleine Gefahren in große, scheinbare in wirkliche verwandeln.

*) S. Blumenbach's Naturgesch. S. 268.



